

Sieben Tage Sonne

Eine Reisegeschichte für John Irenicus

Reiseplan

Prolog	
<i>Dreißig Jahre zuvor</i>	3
Vengard	
<i>Reisevorbereitungen</i>	12
Khorinis	
<i>Erster Tag der Reise</i>	46
Faranga	
<i>Zweiter Tag der Reise</i>	100
Calador	
<i>Dritter Tag der Reise</i>	156
Taranis	
<i>Vierter Tag der Reise</i>	208
Antigua	
<i>Fünfter Tag der Reise</i>	261
Die Krabbenküste	
<i>Sechster Tag der Reise</i>	327
Rückfahrt	
<i>Siebter Tag der Reise</i>	405
Epilog	
<i>Sechs Tage später</i>	429

Prolog

Dreißig Jahre zuvor

Es war nicht mehr herauszuhören, ob noch gekämpft wurde. Der Büchsendonner war vom Himmelsdonner abgelöst worden, die Rufe und Schreie vom Prasseln der harten Regenschauer, die auf sie niederkamen. Und zu sehen – zu sehen war ohnehin kaum noch etwas im Schein des schwachen Mondes, der irgendwo weit jenseits des schwarzen Wolkendachs lauerte. Nicht, dass Ryan etwas hätte sehen wollen. Er hatte genug gesehen für ein ganzes Leben in dieser einen Nacht. Und am allerwenigsten wollte er einen klaren Blick auf den Körper bekommen, dessen Beine er gepackt hielt. Am liebsten hätte er ihn losgelassen und wäre davon gerannt, in eine ganz andere Richtung, hätte versucht zu vergessen, dass dieser Körper irgendetwas mit ihm und seinem Leben zu hatte. Aber das kam nicht infrage, solange es noch einen kleinen Rest Hoffnung gab.

„Die werden uns abschießen!“, brüllte ihm Oliver durch die Regenwand zu. „Die löchern uns mit Pfeilen, bevor wir auch nur einen von denen zu Gesicht kriegen! Ich würde das Gleiche machen an ihrer Stelle!“

„Dann lass eben los und hau ab“, schnaubte Ryan. „Ich trage sie schon alleine.“

Er spürte ein leichtes Zucken in Sarahs Beinen, aber er wusste gleich, dass es bloß Oliver war, der ihre Schultern aus Trotz noch ein bisschen fester gepackt hatte.

„Vergiss es, ich lass dich ganz bestimmt nicht alleine hier verrecken. Aber lass uns nochmal alle Möglichkeiten durchgehen – Sanchos Lager ist vielleicht 'ne Stunde von hier weg –“

„Wir haben keine Stunde!“ Vielleicht war es nur Einbildung, aber ihre Beine fühlten sich kälter an als zuvor. Der Regen, sagte er sich. Der Regen war überall, und er machte alles klamm und glitschig. „Und woher willst du wissen, dass von Sanchos Lager noch was übrig ist?“

„Ich weiß überhaupt nichts“, entgegnete Oliver und klang dabei so verzweifelt, dass es Ryan einen erneuten Stich versetzte. „Aber vielleicht haben wir Glück. Sie haben eine Alchemiestube dort, also muss es auch Heiltränke geben oder –“

„Oliver, hör auf mit diesem Schwachsinn!“, presste Ryan zwischen den vom Regenwasser benetzten Zähnen hervor. „Du weißt genauso gut wie ich, dass sie nicht solange durchhalten würde. Dass sie *beide* nicht so lange durchhalten würden!“

Oliver sagte nichts, und eine ganze Weile lang stolperten sie wortlos keuchend mit der leblosen Sarah über die überspülten Steine am Hang der zerklüfteten Steilküste. Von Ryans Schuhen war kaum noch etwas übrig, und er spürte jede scharfe Kante eines jeden der großen Felsen, über die sie sich in Richtung Meer quälten.

„Wir sind schon auf ihrem Gebiet, oder?“, drang es irgendwann schwach durch das Tosen des Regens an sein Ohr. „Atmet sie noch? Ryan, schau ob sie atmet. Wir müssen nicht weiter, wenn es keinen Sinn mehr hat. Wir müssen nicht auch noch –“

Ryan kam nicht zu einer Antwort. Er glaubte im ersten Moment, sich das Surren nur eingebildet zu haben, aber dann sahen sie beide die kleine Wand aus gefiedertem Holz vor sich aufragen. Neun, zehn Pfeile, die zitternd vor ihnen zwischen den Steinen steckten.

Er hielt den Atem an, sein Griff um Sarahs kalte Beine verkrampfte sich. Leise Stimmen waren aus dem beständigen Prasseln herauszuhören. Sekunden vergingen, in denen sich keiner der beiden wagte zu rühren. Ryan wartete mit wild klopfendem Herzen darauf, dass etwas geschah, aber da war nur der Regen, der kleine Bäche um ihre Füße plätschern ließ und damit begonnen hatte, die Pfeile fortzuspülen.

„Wir müssen weiter“, raunte er seinem Freund zu, gerade so laut, dass die Worte nicht im Rauschen der vom Himmel stürzenden Wassermassen untergingen.

„Auf keinen Fall!“, erwiderte Oliver entsetzt. „Die werden uns nicht nochmal warnen! Die schießen uns ab, wenn wir noch einen Schritt weitergehen!“

„Dann kehr um und lass sie mich alleine weitertragen. Ich lass es drauf ankommen.“

Ein Blitz zuckte lautlos über den Himmel und erhellte für einen kurzen Moment Olivers Gesicht. Seine Augen waren blutunterlaufen, die vertrauten Gesichtszüge durch Schlamm und Regenwasser unkenntlich gemacht. Und hinter diesem Gesicht – ein weiteres, ein fremdes Gesicht mit grauer Haut und stechendem Blick.

Mit dem Donner durchstießen die Speere den Regen. Eine Masse dürrer Körper zeichnete sich aus dem Dunkel ab. Ryan wusste, dass sie umstellt waren, noch bevor das sirrende Irrlicht der Finsternis entstieg und um ihre Köpfe tanzte.

Es mussten mindestens dreißig von ihnen sein. Sie waren in dicke Fellknäuel gekleidet, von denen die Regentropfen sprühend abperlten. Die meisten von ihnen trugen ihre schwarzen Haare lang und ungezähmt, aber einige hatten sie zu Zöpfen gebunden, die wie schwarze Schlangen von Schulter zu Schulter reichten, jederzeit bereit zum Würgegriff. Die vom Regen aufgeweichten Gesichter waren ernst und eingefallen. Diese Leute sahen sehr alt aus, fand Ryan. Jeder von ihnen wie ein stummer Mönch, der mit dem Leben abgeschlossen hatte.

„Sarah“, durchbrach Ryan die Stille und blickte hinab auf den durchnässten Körper, den er gemeinsam mit Oliver gepackt hielt. „Meine Frau – Sarah –“

Als sich das Irrlicht zu ihnen herabsenkte und dicht über Sarah in der Schweben verharrte, da verschlug es Ryan schon wieder die Sprache. Das Hemd und die Hose, die sie dem toten Matthew ausgezogen und ihr als provisorischen Verband um den Bauch gewickelt hatten, sie hatten sich beide dunkelrot gefärbt. Ein kleines Rinnsal aus Blut und Regenwasser floss zur Hüfte hin ab und tröpfelte auf den Boden. Oliver hatte recht gehabt, begriff Ryan – zumindest was Sarah anging, hatte er recht gehabt. Der Blick in ihren Augen war starr und leer, der Mund halb geöffnet. Sie sah aus wie eine Wahnsinnige, und so hatte sie im Leben niemals ausgesehen. Sarah war nicht mehr zu retten, aber es ging nicht nur um Sarah.

„Sie hat ein Kind erwartet“, wandte er sich an die stummen Männer mit ihren Speeren. „Unser Kind, es ist vielleicht noch am Leben. In unserem Lager sind alle... alle tot. Wir können euch nur bitten, habt Erbarmen mit uns und rettet dieses Kind.“

Er hatte keine Ahnung, ob irgendeiner von ihnen ein Wort von dem verstand, was er da sagte. Weil er keine Hände frei hatte, behalf er sich zur Verdeutlichung mit einem heftigen Nicken in Richtung des großen, blutenden Bauchs seiner toten Frau.

„Ein Kind, versteht ihr?“, wiederholte er verzweifelt. „Ich weiß, ihr habt keinen Grund uns zu helfen. Aber bitte, ich flehe euch an, dieses Kind kann nichts dafür, was euch angetan wurde.“

Die Körper blieben regungslos, die Lippen stumm. Dutzende Speere blieben auf sie gerichtet, und nur das Irrlicht summt leise vor sich hin.

„Was steht ihr da herum?“, brach es plötzlich aus ihm hervor. „Stecht uns ab, von mir aus, aber rettet um Innos' Willen mein Kind!“

Er hörte Oliver neben sich keuchen, und gleich darauf glaubte er ihn einen leisen, jammernden Singsang aufsagen zu hören, der sich mit dem Heulen des Windes zu einer ganz eigenen Melodie vermahlte. Oliver wollte nicht sterben, und er konnte ihn verstehen. Aber er selbst hatte den Geruch von frischem Regen selten so intensiv wahrgenommen wie in diesen Augenblicken, und das war nicht der schlechteste letzte Geruch, den er sich vorstellen konnte.

Die Männer machten allerdings keine Anstalten, ihre Speere einzusetzen. Sie verharrten im Regen, und Ryan spürte den Drang in sich wachsen, voranzustürmen, durch alle Speere hindurch, weil alles besser war als mit anzusehen, wie das Leben aus seinem Kind herausblutete. Dann aber vernahm er eine Stimme gleich neben sich, drehte den Kopf und erschrak, als er das Gesicht eines der Männer ganz dicht vor Augen hatte. Es waren nur zwei, drei Wörter in einer fremden Sprache, aber die Botschaft war deutlich. Umgehend kam Bewegung in die grauen Gestalten, sie rannten voran in Richtung Meer. Einige drehten sich im Laufen um und bedeuteten Ryan und Oliver durch hastiges Winken, ihnen zu folgen.

„Los!“, rief Ryan seinem Gefährten noch zu, als ob es dieser Aufforderung überhaupt bedurft hätte. Keuchend eilten die beiden über die harten Steine, dicht über ihnen das Irrlicht, das ihnen den Weg leuchtete – und an den Schattenrändern dieses Lichts die dünnen, flinken Silhouetten der fremden Menschen. Zwei, dreimal hatte Ryan das Gefühl, auf einem glitschigen Stein auszurutschen und glaubte schon zu spüren, wie Sarahs kalte Beine seinem klammen Griff entglitten, aber jedes Mal konnte er sich wieder fangen und den Weg gemeinsam mit Oliver fortsetzen.

Sie waren höchstens ein paar Minuten unterwegs gewesen, da hielten die Männer vor ihnen an und deuteten auf eine Stelle zwischen den Steinen. Erst als sie näher herantreten waren, erkannte Ryan, dass zwischen einigen großen weißen Felsen eine Art natürliche Rampe hinab in den schroffen Boden der Steilküste ging, ein verborgener Pfad in die Tiefe. Ryan glaubte, einen schwachen rötlichen Lichtschimmer auszumachen, der irgendwo da unten seinen Ursprung haben musste.

„Ich gehe voran“, wies er Oliver mit schmerzender Kehle an und begann damit, rückwärts den Weg in die Höhle hinunter zu beschreiten, wobei er immer wieder prüfende Blicke über die Schulter warf. Endlich waren sie aus dem strömenden Regen heraus, aber der ständige Anblick des blutenden Körpers seiner Frau ließ keine Erleichterung zu. Vergeblich versuchte er, den Blick abzuwenden und den quälenden Gedanken abzuschütteln, dass alles längst zu spät sein konnte. Nichts deutete darauf hin, dass inmitten dieses toten Fleisches noch irgendwo etwas lebte, keine Regung und kein Laut. Diese Wunde musste tiefer reichen als Ryan angenommen hatte. Vielleicht hatte der Säbelschnitt nicht nur Sarah zerschnitten, vielleicht hatte er auch sein Kind zerschnitten, zweigeteilt im Mutterleib. Vielleicht hatte es von Anfang an keine Hoffnung gegeben.

„Ryan, pass auf!“

Gerade noch rechtzeitig duckte sich Ryan unter einer beulenförmigen Auswulstung im Deckenfels hinweg und nickte Oliver dankend zu.

Einige der grauen Männer kamen ihnen nun entgegen, in ihren Händen brennende Fackeln. Sie hielten kurz inne, musterten Sarahs Körper und setzten den Weg gemeinsam mit ihnen fort. Der Boden rumpelte unter ihren Füßen und kleine Gesteinsbröckchen fielen von der Decke herab, als ein weiteres Beben die Insel erschütterte. Bald waren aus den Tiefen der Erde laute Stimmen zu hören, und der Geruch von beißendem Qualm lag in der Luft. Ryans Augen begannen zu tränen, und als er gerade glaubte, Sarah kurz absetzen zu müssen, weil ihn sein verschwommener Blick nicht mehr klar sehen ließ, da mündete der schmale Gang in einem ausladenden Höhlenraum. Der Felsboden war jetzt mit Tierfellen ausgelegt, hier und da waren einige Zelte errichtet worden, aus deren Eingängen heraus sie mit neugierigen Blicken bedacht wurden. Eine Frau, die gerade ihr Kind säugte, schaute zu Ryan auf, und er erschauerte, weil ihn auch dieses Kind plötzlich anstarrte mit einem Blick, der einer Anklage gleichkam. Viele Bewohner der Höhle standen auf, einige griffen erschrocken zu einem Speer oder einer keulenartigen Waffe, und überall wurde getuschelt und teils lautstark geredet. Die Fackelträger und die Speerträger, die Ryan und Oliver an der Oberfläche in Empfang genommen hatten, wiesen sie mit eindeutigen Gesten an, zum Zentrum der Halle weiterzugehen, wo ein großes Lagerfeuer entfacht war. Dichter, schwarzer Rauch stieg von den Flammen auf und sammelte sich unter der Höhlendecke. Es war beinahe so, als ob diese unterirdische Welt ihren eigenen Himmel hatte, einen Himmel voller pechscharer Gewitterwolken.

Vor dem Lagerfeuer kauerte eine Gestalt, eine Frau. Sie war kleiner als die anderen und hatte graues fransiges Haar, das ihr halb ins faltige Gesicht hing. Für Ryans tränende Augen sah es zunächst so aus, als sei sie in einen ungewöhnlich dicken hellbraunen Pelzmantel gekleidet, aber kaum hatte er Sarah mit Olivers Hilfe näher an sie herangetragen, da ging der Pelzmantel plötzlich auseinander und drei Tiere lösten sich aus der Umarmung, um hinter ihrer Herrin Platz zu nehmen. Es waren Rotwölfe mit orangebraunem Fell, einem schmutzigen weißen Bauch und buschigen Schwänzen, die beinahe größer waren als der Rest ihrer

ausgezehrten Körper. Als Ryan und Oliver bei ihnen angelangt waren und Sarahs Körper vor der fremden Frau auf einem dunklen Fell abgelegt hatten, da setzten sich die Tiere wieder in Bewegung, trotteten in gegenläufigen Kreisen um ihre Herrin und die Neuankömmlinge herum, die scharfen Blicke stets auf den blutigen Bauch der Toten gerichtet. Ryan erstarrte bei diesem Anblick, als er an die vergangene Nacht und an den Morgen zurückdachte. Vielleicht hatte er einen großen Fehler begangen, aber jetzt war es zu spät, um eine andere Richtung einzuschlagen. Jetzt musste er den Weg bis zum Ende gehen, egal was dort auf ihn wartete.

„Mein Kind“, wandte er sich an die Frau, als diese es bloß ihren Tieren gleich tat und reglos Sarahs Leiche anstarrte. „Ich flehe dich an, lass bitte mein Kind nicht sterben. Es soll leben!“

Langsam hob sie den Blick, bis sie sich direkt in die Augen sahen.

„Leben?“, wiederholte sie fragend. Aus ihrem Mund klang das Wort, als entstammte es einer fremden Sprache, aber Ryan war erleichtert, dass sie ihn offenbar verstanden hatte.

„Ja“, sagte er hastig. „Ja, es soll leben. Mein Kind soll leben! Bist du die Heilerin hier? Kannst du...“

Er hielt inne, als er sah, dass sie einen Finger auf ihre blassen Lippen gelegt hatte. Mühsam zwang er sich selbst zum Schweigen – um keinen Preis durfte er diese Frau verärgern, die vielleicht seine einzige Hoffnung war. Endlose Augenblicke verstrichen, in denen er nur das leise Knurren der Tiere und Olivers rasselnden Atem hinter sich vernahm, ab und an unterbrochen durch ein Husten. Er wollte sich nicht umdrehen, wollte den Blickkontakt mit der alten Frau nicht unterbrechen, aber aus den Augenwinkeln erahnte er, dass sich alle Bewohner dieser Höhle um sie herum versammelt hatten und der Begegnung aufmerksam schweigend beiwohnten. Auch die Tiere kamen schließlich zum Stehen, verharrten in ihren Kreispositionen mit geschlossenen Mäulern und gespannten Blicken.

Als Ryan schon glaubte, vom erdrückenden Qualm in eine Bewusstlosigkeit getrieben zu werden, da nahm die Frau den Finger wieder von den Lippen und streckte ihn in einer langsamen Bewegung aus, bis die Fingerspitze genau auf die Leiche vor ihren Füßen wies.

„Leben“, sagte sie.

Die Tiere stürzten voran, gruben Krallen und Zähne in Sarahs Bauch und rissen ihn entzwei.

Vengard

Reisevorbereitungen

Rasch und lautlos glitt das lose Blatt gen Boden. Wie an einem stramm gezogenen Faden befestigt segelte es schnurstracks hinab, ebenso zielstrebig wie unauffällig. Es gab keinen Wind, der es ins Trudeln hätte bringen können, nur die warme, stickige Luft, die es vielleicht einmal zum Wachsen gebraucht hatte. Aber das war jetzt vorbei. Das Blatt lag auf dem Boden und rührte sich nicht mehr, und es sah ganz danach aus, als ob es da für eine lange Weile liegen bleiben wollte, bis plötzlich eine Hand nach ihm griff und es aufnahm.

„Auch etwas Wasser?“

Jon wusste nicht zu sagen, wie lange er schon auf die große Palme mit den schlapp herabhängenden dunkelgrünen Blättern gestarrt hatte. Er hatte sich längst satt gesehen an der Palme, aber alles war besser als weiter auf die dunkle Holztür zu starren, die mit jeder Minute ein bisschen bedrohlicher geworden war, bis er es irgendwann einfach nicht mehr ausgehalten hatte. Es musste jetzt mindestens zehn Minuten her sein, dass Robert durch diese Tür gegangen war, und beinahe so lange hatte er also schon die Palme im Blick. Es gab auch nichts anderes mehr, das sich anzugucken gelohnt hätte. Alles Übrige im Wartezimmer hatte er in den guten zwei Stunden zuvor ja schon ausgiebig begutachtet: Die parfümierten Polstermöbel im königlichen Rot, die an den Wänden aushängenden Portraits weißhaariger Männer in Denkerpose, die auf dem Tisch ausliegenden Pergamente mit den Niederschriften der Großen Gesetze, die er natürlich längst alle kannte – ansonsten hätte er hier gar nicht erst warten müssen, dann wäre sowieso schon alles klar gewesen – und natürlich auch die beiden anderen üppigen Palmen, die man wohl genau wie das größte Exemplar von den südlichen Inseln eingeschiff und in roten Töpfen entlang der Wände des Wartezimmers aufgestellt hatte. Er saß schon so lange hier, dass er bereits einen Blattlausbefall an einer der Palmen festgestellt hatte, und er konnte sich nicht entsinnen, dass ihm so etwas schon einmal an irgendeiner anderen Pflanze

aufgefallen war. Nun allerdings war doch etwas neu, nämlich die junge Frau mit der Gießkanne, die hinter der größten Palme hervorgetreten war und Jon damit einen ordentlichen Schrecken eingejagt hatte.

Hoffentlich hatte sie ihm das nicht zu sehr angesehen.

„Nein danke, kein Wasser“, sagte Jon mit Blick auf die Gießkanne.

„Aus einem Glas natürlich“, ergänzte die Frau, ohne eine Miene zu verziehen.

„Natürlich“, sagte Jon. „Aber nein danke.“

„Ich dachte nur, weil du hier schon so lange sitzt. Das muss ganz schön anstrengend sein. Aber gleich hast du es ja geschafft.“

„Ja“, sagte Jon und versuchte ein bisschen zu lächeln. „Kann nicht mehr lange dauern.“

Sie zupfte jetzt an einigen der noch nicht abgefallenen Palmenblätter herum und schien nach irgendetwas Ausschau zu halten – vielleicht ja nach Blattläusen –, was Jon die Gelegenheit gab, sie unauffällig zu mustern. Die Frau war vermutlich ein bisschen älter als er, aber womöglich kam der Eindruck auch bloß daher, dass sie ihre blonden Haare zu einem eher strengen Dutt zusammengeknotet hatte.

„Vielleicht sind wir dann ja bald Kollegen“, sagte sie. „Dann kannst du das hier für mich übernehmen.“

„Mal schauen“, murmelte Jon. „Erst mal muss ich überhaupt genommen werden.“

„Da würde ich mir an deiner Stelle keine Sorgen machen. Hat er denn schon einen genommen?“

„Nein. Bisher sind alle durchgefallen.“

Vor zwei Stunden hatten sie hier noch zu sechst gegessen. Sie hatten wenig gesprochen, nur dann und wann war mal etwas Belangloses dahingesagt oder ein überreizter Witz gerissen worden. Aber so nervös sie auch alle gewesen waren, er hatte jedem einzelnen auch wenigstens einen kleinen Funken Hoffnung angemerkt, den schwachen Glauben an die Möglichkeit, es ganz vielleicht tatsächlich geschafft zu haben – zumindest solange, bis sie einer nach dem anderen den Raum jenseits

der dunklen Holztür betreten und mit hängenden Schultern wieder verlassen hatten.

„Siehst du. Außer dir ist keiner mehr übrig, und irgendwen muss er ja nehmen.“

Jon wollte gerade darauf hinweisen, dass noch jemand im Gespräch war, aber im gleichen Augenblick öffnete sich die Tür und Robert kam heraus.

„Und?“, fragte Jon, obwohl ihm ein Blick in Roberts bleiches Gesicht schon Antwort genug hätte sein können. Der Angesprochene schien das genauso zu sehen. Er warf ihm einen flüchtigen Blick zu, schüttelte den Kopf und entschwand in den Flur.

„Jon!“, dröhnte es aus dem Zimmer hinter der geöffneten Tür.

„Oder nimmt er etwa doch keinen?“, sinnierte die Palmenfrau. „Das wär ja was. Na, viel Glück jedenfalls.“

„Ja, danke.“ Jon hatte gar nicht richtig hingehört. Er war fest davon ausgegangen, dass Robert es schaffen würde. Gestern noch hatte er mit ihm über die knifflige Zusatzklausel im berüchtigten

Brückenparagraphen des kleinen Steuergesetzbuches gefachsimpelt und insbesondere im Hinblick auf die dort formulierte und viel diskutierte Sonderregelung für hochprozentige Alkoholgetränke und Branntweine bei einer Mindesthandelsmenge von einhundert Flaschen rasch den Eindruck gewonnen, dass Robert viel tiefer in der Materie steckte als er. Robert hatte auch nie den Eindruck erweckt, die Prüfung als eine echte Hürde zu empfinden. Für ihn war immer alles ganz leicht und selbstverständlich gewesen. Und jetzt war er raus, für nicht gut genug befunden, und musste sich nach etwas anderem umsehen.

Als Jon das Zimmer betrat, da spürte er, wie die Aufregung damit begann, endgültig die Kontrolle über seinen Körper zu übernehmen. Durfte er sich wirklich Hoffnungen machen, dass es ihm anders erging als Robert? Würde auch er sich nach etwas anderem umsehen müssen? Aber was sollte das sein, dieses Andere? Er hatte so viel Energie in diese Ausbildung gesteckt, dass ihm der Gedanke, in wenigen Minuten wieder vor einem großen Nichts zu stehen, gar nicht so recht greifbar erschien. Er wusste nur, dass er mehr Furcht vor diesem Nichts verspürte als vor

allem anderen. Vor allem außer vielleicht vor Sumpfhaien. Seit er als Kind einmal beim Besuch des Vengarder Naturkundemuseums den ausgestopften Körper eines der riesigen schleimigen Würmer gesehen und in seinen weit aufgerissenen Schlund gestarrt hatte, aus dem vier Reihen blitzender scharfer Reißzähne zurück gestarrt hatten –
„Jon, setz dich doch.“

„Einen – einen guten Abend wünsche ich Euch, Herr Richter“, grüßte Jon und ließ sich vor dem prunkvollen Schreibtisch in den smaragdgrün gepolsterten Besucherstuhl sinken, der eher einem Sessel gleich kam. Ohnehin war der ganze Raum ausgestattet wie sich Jon das Wohnzimmer eines sehr auf Gemütlichkeit bedachten Adligen vorstellte: Boden und Wände waren mit bunten Teppichen versehen, die den Mustern und Motiven nach aus Varant stammen mussten, und der Großteil des Raumes wurde von einer ausladenden Sofaecke eingenommen, die mit allerlei ausgesprochen kuschelig wirkenden Kissen gespickt war. Auch der Stuhl, auf dem der oberste königliche Richter Nebis hinter seinem Schreibtisch saß, machte ganz den Eindruck eines sehr bequemen Lesesessels. Der Blick in seinen Augen allerdings war hellwach, als der Richter durch einige Papiere blätterte, die auf seinem Schreibtisch ausgebreitet waren.

„Wo haben wir denn... ah ja.“ Nebis räusperte sich und fuhr den Inhalt eines der Blätter mit dem Finger ab. „Da haben wir ja deine Ergebnisse. Nun, was soll ich sagen...“

Jon hielt die Luft an. Er war sich sicher, dass er in den wenigen Augenblicken bereits den halben Sessel voll geschwitzt hatte.

„Du hast einundzwanzig von hundert Punkten erreicht.“

Jon erstarrte.

„Heißt das...?“

„Du hast bestanden, was sonst?“, erwiderte der Richter schmunzelnd.

„Das muss das beste Ergebnis seit drei oder vier Jahren sein. Herzlichen Glückwunsch, mein Junge!“

Jon hatte noch gar nicht richtig begriffen, was ihm Nebis gerade eröffnet hatte, als der stämmig gebaute Mann bereits aufgestanden und um den

Schreibtisch herum gegangen war, um Jon die Hand zu schütteln. Hastig stand er auf und erwiderte den Händedruck.

„Danke, Herr Richter, das ist... es ist mir wirklich eine Ehre...“

„Jetzt ist aber Schluss mit der Förmlichkeit“, forderte der Richter und klopfte Jon mehrmals auf den Rücken. „Für meine Mitarbeiter heiße ich Nebis. Und ein *Ihr* will ich auch nicht mehr hören, ich bin ja kein Paladin.“

„Natürlich“, sagte Jon. „Danke, Nebis.“

„Du kannst dich bei dir selbst bedanken.“ Nebis löste den Händedruck nicht, sondern legte nun auch noch die zweite Hand dazu. „Ein so hervorragendes Ergebnis lässt sich nur durch harte Arbeit erzielen. Ich kann mir vorstellen, dass deine Frau in den letzten Wochen ganz schön was mitmachen wusste, hab ich recht?“

„Ja, also, das war schon...“

„Aber so etwas muss eine Ehe natürlich auch aushalten können“, fuhr der Richter fort. „Meine Frau und ich, wir haben auch einiges mitgemacht in unseren zweiunddreißig Jahren. Als die Orks Vengard übernommen haben, da haben wir in einem Erdloch gehockt mit einem Haufen Rebellen, denen nicht über den Weg zu trauen war. Tagelang hatten wir kein Wasser, und einmal hatten die Orks gleich über unserer Höhle ihr Lager aufgeschlagen, da konnten wir zwei Wochen lang nicht raus. Aber selbst als wir nichts hatten, Jon, da hatten wir immer noch uns beide. Du kannst die Welt nicht daran hindern, sich zu ändern, aber du kannst an dem festhalten, was dir am Wichtigsten ist. Beständigkeit ist ein hohes Gut, heute noch viel mehr als früher, also lass dir geraten sein, Jon: Halte an dem fest, was du hast, auch und gerade in den schwierigen Zeiten.“

„Danke, Nebis“, sagte Jon und bemühte sich, den Blickkontakt aufrecht zu halten. „Mach ich.“

„Aber du bist sicher nicht in der Stimmung, dir schlaue Ratschläge von mir anzuhören.“ Nebis blinzelte ihn wohlwollend an, tätschelte noch einmal seine Hand und löste dann den Händedruck, um auf seinen Kuschelplatz hinter dem Schreibtisch zurückzukehren. „Du hast ja lange

genug warten müssen, da willst du bestimmt schnell zu deiner Frau, um ihr die gute Nachricht zu übermitteln. Wie heißt sie noch gleich?“
„Alena“, sagte Jon.

„Ahja, richtig“, brummte Nebis. „Nun, bevor du gehst, lass uns noch rasch das Wichtigste besprechen. Du wirst ab sofort dein eigenes kleines Büro hier am Hofgericht bekommen, in dem du deine Studien vorantreiben kannst. Meine Assistentin Lavina kennst du sicher schon, nicht wahr? Ich habe sie bereits angewiesen, das frei stehende Zimmer ganz hinten im Gang für dich einzurichten. Vergiss aber nicht, regelmäßig die Zimmerpflanze zu gießen, hörst du?“

„Das heißt, ich bin jetzt... wirklich dabei?“ Jon ahnte bereits, dass die Frage dämlich war, aber er hatte das Gefühl, sich noch einmal vergewissern zu müssen. Es war schwer zu glauben, dass er als einziger eine Anstellung bekommen hatte.

„Na sicher“, lachte Nebis und klopfte sich auf den fülligen Bauch. „Ab dem heutigen Tage bist du ein Beamter am königlichen Hofgericht. Natürlich handelt es sich vorerst um eine Anstellung auf Probe. Der letzte Schritt ist die Anfertigung deiner Aufnahmeschrift, aber das wird dir ja nicht neu sein.“

Jon nickte. Wer am Hofgericht arbeiten wollte, der musste zunächst einen Band für die Bibliothek beisteuern, in dem ein Problem der myrtanischen Rechtswissenschaften diskutiert wurde.

„Ich habe mir auch schon ein paar Gedanken über das Thema gemacht“, sagte Jon. „Also, und zwar... am besten erkläre ich es anhand eines Beispiels: Nehmen wir einmal an, der Kleinbauer und Käsereiber P. aus K. bei A. erwirtschaftet mithilfe der Milchkuhe E., Z. und F. monatliche Einnahmen in Höhe von umgerechnet etwa –“

„Eins nach dem anderen, Jon.“ Richter Nebis hatte schmunzelnd die Hände gehoben. „Das besprechen wir doch besser in aller Ruhe, was meinst du? Ich wüsste da auch schon eine hervorragende Gelegenheit.“ Zu Jons Verwunderung öffnete er eine Schublade an seinem Schreibtisch und zog einen weißen Umschlag daraus hervor, der mit einem roten Wachssiegel verschlossen war.

„Was, äh, was ist das?“ Jon fühlte sich ein bisschen aus dem Konzept gebracht, als ihm der Richter den Umschlag in die Hand drückte.

„Wie du vielleicht weißt, habe ich seit ein paar Jahren eine schöne Tradition hier am Hofgericht etabliert: Unsere jährliche Winterkreuzfahrt in den Süden. Natürlich ist an Bord immer nur Platz für eine Hand voll meiner engsten Mitarbeiter, und so einen Platz muss man sich erst einmal verdienen. Ich habe lange darüber nachgedacht, aber ich finde, du hast ihn dir schon jetzt verdient, Jon. Du weißt nicht nur, was harte Arbeit bedeutet, du bist auch einer der wenigen, für den Verlässlichkeit und Beständigkeit schon in jungen Jahren keine Fremdwörter sind. Und ich sage dir, es gibt keinen besseren Ort als das Meer, um auf frische Gedanken zu kommen.“

„Das ist...“ Jon schluckte. „Ich weiß nicht was ich sagen soll. Damit hatte ich gar nicht gerechnet.“

„Nicht so bescheiden, Junge“, lachte Nebis. „Übernächste Woche geht es los. Es sind natürlich zwei Plätze reserviert, einer für dich und einer für deine Frau. Ich bin schon ganz gespannt drauf, sie endlich persönlich kennenzulernen. Und was deine Aufnahmeschrift angeht, das besprechen wir dann ganz entspannt bei einem Bierchen vor der Küste Farangas. Was sagst du, Jon?“

„Ja, also, was soll ich da schon sagen?“, erwiderte er und streckte sich über den halben Schreibtisch, um Nebis noch einmal die Hand zu schütteln. „Ich bin ganz platt. Vielen, vielen Dank!“

„Nichts zu danken. Auf gute Zusammenarbeit!“

„Eine Reise?“

Sheryl biss sich auf die Lippen, als sie mit spitzen Fingern die letzte Kirsche ganz oben auf der pyramidenförmigen rosa Sahnetorte platzierte. Sanft landete die dunkelrote Frucht im spiralförmig gezwirbelten Sahnehäubchen, ohne es dabei aus der Form zu bringen.

„Ja. Einmal durch die Südsee. Hier steht alles genau drauf, schau doch selbst.“

Jon hielt ihr die Urkunde hin, die in Nebis' Umschlag gesteckt hatte. Sheryl wischte sich die Hände an einem rosa Handtuch ab, das an einem lila Haken an der Wand hing, stopfte eine heraushängende Haarsträhne wieder unter die strahlend weiße Mütze und schnappte sich dann mit einer schwungvollen Handbewegung das Pergament.

„Mit dieser Urkunde wird die Reservierung zweier Plätze auf dem Kreuzfahrtschiff *Omnipotencia* bestätigt... eigene Schlafkabine mit Tisch und Wandschrank... umfassende Verpflegung mit üppigen Mahlzeiten dreimal am Tag... Wohlfühlreise mit Sonnengarantie...“

„Klingt doch nicht schlecht, oder?“, kommentierte Jon, während er aufmerksam ihre Miene studierte. Sheryls gekräuselte Stirn verhieß bislang leider noch nichts Gutes. „Auf der Rückseite steht auch ein genauer Reiseplan, schau mal.“

Sie drehte die Urkunde um und ließ den Blick über die Auflistung der Reisestationen schweifen.

„Khorinis, Faranga, Calador, Taranis, Antigua, die Krabbenküste... da wird ja wirklich die halbe Südsee abgefahren.“

„Ja, und trotzdem dauert die Reise gerade mal eine Woche. Dieses Schiff scheint das schnellste seiner Art zu sein. Es braucht auch nur einen einzigen Tag für die ganze Rückreise.“

„Tja“, sagte Sheryl und drückte ihm die Urkunde wieder in die Hand.

„Leider hab ich keine Woche Zeit für sowas. Und außerdem auch gar keine Lust auf irgendwelche Reisen. Erst recht nicht auf so eine langweilige, bei der man jetzt schon genau weiß, was an welchem Tag passiert. Wenn schon 'ne Reise, dann aber auch ein richtiges Abenteuer!“

„Das wird schon abenteuerlich genug“, versprach Jon. „Stell dir mal vor, wieviele Inseln wir da zu Gesicht bekommen. Und bei ein paar von denen gehen wir ja auch an Land. Will nicht wissen, welche leckeren Torten wir da überall in den einheimischen Konditoreien ausprobieren können. Da wirst du mit ordentlich Inspiration zurückkommen!“

Sheryl zog eine beleidigte Schnute und stemmte die Hände in die Hüften. „Hör auf mich für doof zu verkaufen, Jon. Ich bin keine vierzehn

mehr, ja? Hab noch nie was davon gehört, dass die im Süden irgendwelche Torten backen!“

„Du hast noch nichts von ihren Torten gehört, und die Leute im Süden wahrscheinlich auch noch nichts von deinen“, versuchte Jon ihr Argument für sich zu nutzen. „Da könnt ihr euch bestimmt gegenseitig inspirieren, du und die Südländer. Und mal ehrlich, so eine Ferienreise würde dir richtig guttun. Du arbeitest dich hier doch schon seit Monaten ohne Pause ab, das kann auf die Dauer nicht gesund sein. Ich glaube, eine Woche Sonne ist genau das, was du jetzt brauchst.“

Sheryl packte einen Schneebesens und rührte damit energisch in einer Schüssel herum, in der eine zunehmend schaumiger werdende hellrosa Flüssigkeit schwappte.

„Jon, kannst du vielleicht endlich mal mit der ganzen Wahrheit rausrücken? Dass dich dein Chef auf diese Reise mitnehmen will, das ist ja schön und gut. Aber wieso willst du ausgerechnet mich mitnehmen? Frag doch Patrick, oder einen deiner Schmelzkäsekumpels, oder was weiß ich... frag meinetwegen deinen Papa. Der hätte den Urlaub noch viel nötiger als ich.“

„Der wird aber auch noch viel weniger mitkommen wollen als du. Was weiß ich, hinter welchem Schwerverbrecher der gerade wieder her ist...“

„Na, dann eben Patrick. Oder die Schmelzkäsekumpels.“

„Von Patrick hab ich schon ewig nichts mehr gehört. Bei dem komm ich jetzt bestimmt nicht angekrochen.“

„Also die Schmelzkäsekumpels.“

„Ja, gut, von denen könnte ich einen fragen.“ Jon atmete einmal tief und etwas theatralisch durch und versuchte Sheryl dann so liebenswürdig es ihm möglich war anzugucken, auch wenn sie die meiste Zeit gar nicht hinsah. „Aber ich will eben meine Kusine mitnehmen. Früher als Kinder, da waren wir so oft zusammen in den Ferien. Weißt du noch, wie wir zusammen durch die Felder von Montera gestreunt sind? Oder das Jahr, als wir den Badeurlaub am Sildener See gemacht haben, und als du unbedingt zu der alten Burgruine runtertauchen wolltest? Wir waren unzertrennlich damals. Und jetzt bist du hier am Kuchenbacken, und ich

hocke den ganzen Tag über meinen Paragraphen... das kann doch nicht sein, dass wir uns so... naja, so entfremden. Findest du das nicht auch schade?“

Sheryl rührte noch ein bisschen weiter, dann klopfte sie den Schneebesen am Schüsselrand trocken und stellte ihn in einem gusseisernen Ständer ab. Als sie Jon wieder ansah, wirkte sie schon weniger temperamentvoll als zuvor. Vielleicht sogar ein bisschen gerührt, dachte er.

„Natürlich find ich das schade“, murmelte sie. „Aber es ist eben echt viel los hier. Und es ist ja auch nicht so, dass du jetzt ständig auf der Matte stehst und was mit mir machen willst.“

„War nun mal ganz schön anstrengend in letzter Zeit, das viele Lernen für die Prüfung. Aber jetzt ist es ja erst mal wieder was entspannter, und da hab ich dann gleich an dich gedacht.“

„Ist ja auch lieb von dir“, sagte Sheryl und lächelte kurz ihr törtchensüßes Lächeln. „Vielleicht wär es auch wirklich ganz nett auf so einem großen Schiff, aber...“

Fröhlich bimmelnd läutete die Türglocke. Als Jon sich zum Eingang der Konditorei umdrehte, sah er einen jungen Mann hereinkommen, der etwas ungelentk einen großen Sack über der Schulter schleppte. Er hatte zottelige dunkelbraune Haare, die ihm fast bis zu den Kniekehlen reichten und einen schlecht oder gar nicht rasierten und äußerst unregelmäßig gewachsenen Bart, aber das auffälligste an ihm war seine Nase. Nicht, dass die Nase in ihrer Form besonders ungewöhnlich gewesen wäre – zwar wirkte sie ein wenig zu groß für das Gesicht, in dem sie saß, aber das allein wäre Jon vielleicht gar nicht unmittelbar ins Auge gesprungen. Was jedoch gar nicht übersehen werden konnte, das war der Umstand, dass sich diese Nase nicht nahtlos in sein Gesicht einfügte. Ganz im Gegenteil, sie wirkte wie nachträglich angenäht: Ihre Hautfarbe war etwas heller als die übrige Haut, und rund um die Nase herum waren teils verkrustete braune Fäden zu sehen, mit denen sie offenbar im Gesichtsfleisch festgemacht war. Jon war so erstaunt von diesem merkwürdigen und etwas abstoßenden Anblick, dass er den Blick ein paar Sekunden lang gar nicht abwenden konnte.

„Cromwell hatte kein Weizenmehl mehr, deswegen hab ich Roggenmehl genommen“, richtete sich der Neuankömmling im etwas nuscheligen Tonfall eines Hafenarbeiters an Sheryl und setzte den Sack ächzend auf dem Boden ab. „War doch richtig so, oder?“

„Hafermehl, hab ich gesagt.“ Sheryl seufzte. „Und hast du es überhaupt mal bei einem anderen Müller versucht? Was ist mit Randall?“

„Achso, der... ich glaub, der hatte zu, oder so...“

„Hast du denn nachgeschaut?“

„Jetzt nicht direkt, aber...“

„Schon gut. Bring den Sack nach hinten und kümmer dich um den Mürbeteig, ja? Der muss in zwei Stunden fertig sein, sonst bekomm ich den Fladenkuchen für den Baron von Kastelruth nicht rechtzeitig fertig. Und der kann ganz schön biestig werden, also halt dich ran, alles klar?“

„Ja, ich geb mein Bestes, Sheryl.“

Jon folgte dem zerrupft wirkenden Mann mit den Augen dabei, wie er den Sack wieder aufnahm und unter leisem Keuchen in einen Nebenraum brachte.

„Wer ist das denn bitteschön?“, fragte er seine Kusine mit gedämpfter Stimme, als sich die Tür zum Nachbarraum geschlossen hatte.

„Ach, das ist Harry, mein neuer Lehrling.“ Sheryl drehte Jon den Rücken zu, schnappte sich einen Topflappen und öffnete die Metalltür eines der Öfen, um einen prüfenden Blick auf ein paar dort vor sich hin backender Tortenböden zu werfen. Jon kniff die Augen zu, als ihn ein Schwall heißen Dampfes erreichte.

„Den hast du als Lehrling eingestellt?“, entgegnete er. „In den Verkaufsraum kannst du den aber nicht stellen.“

Als Sheryl den Ofen wieder geschlossen hatte und sich zu ihm umdrehte, hatte sie eine etwas besorgte Miene aufgesetzt. „Meinst du, die Leute schreckt das ab? Wegen der Nase?“

„Ja, also... wegen allem, eigentlich.“

„Jetzt sei doch nicht so oberflächlich, Jon“, forderte Sheryl und schleuderte ihm halb scherzhaft einen Topflappen gegen die Brust.

„Jeder findet eben was anderes schön. Und sowieso solltest du endlich

mal kapiert haben, dass es nicht immer nur aufs Äußere ankommt.“
„Hab ich doch“, behauptete er. „Also ist er ein guter Tortenbäcker, dieser Harry?“

„Naja, hm...“, druckste Sheryl herum. „Er hat ja gerade erst bei mir angefangen. Und er war der einzige Bewerber, der nach dem ersten Gespräch überhaupt nochmal wieder gekommen ist. Du glaubst gar nicht wie schwer das ist, hier in Vengard einen Konditorlehrling zu finden.“

„Wirklich? Hätte ich gar nicht gedacht.“

„Ich auch nicht. So schlecht bezahl ich ja auch nicht, und es gibt doch echt Schlimmeres als Torten zu backen, oder?“

„Finde ich eigentlich auch.“ Jon hatte schon von Leuten gehört, die sich fern ihrer Heimat in der glühenden Hitze kaputt geschuftet hatten. Die Arbeit in Sheryls Konditorei stellte er sich im Vergleich geradezu paradiesisch vor. „Vor allem mit dir als Chefin.“

„Jaja.“ Sheryl verdrehte grinsend die Augen. „Du alter Charmeur. Tja, ganz ohne Hilfe komme ich jedenfalls nicht mehr klar hier, dafür sind das echt viel zu viele Aufträge inzwischen. Und Harry ist auf jeden Fall besser als gar kein Lehrling, denk ich mal.“

„Du weißt schon was du tust.“ Jon wartete kurz ab, bis Sheryl damit fertig war, mit einem minecrawlerförmigen Ausstecher Kekse aus einem ausgerollten Plätzchenteig zu stechen, bevor er sein eigentliches Anliegen wieder aufgriff: „Also kommst du mit, ja?“

„Ach Jon“, seufzte seine Kusine und schob das Backblech mit den Crawlerkekse in einen freien Ofen. „Ich kann doch hier nicht alles stehen und liegen lassen. Ich hab noch voll viele Aufträge bis Ende nächster Woche, und jede halbe Stunde kommt was Neues rein.“

„Na, das passt doch ganz hervorragend. Die Kreuzfahrt geht ja erst übernächste Woche los. Wenn du ab jetzt einfach nichts mehr annimmst, dann kannst du den Laden problemlos für eine Woche dicht machen.“ Sheryl ließ sich auf ihren rosa Drehstuhl mit Holzrollen plumpsen und drehte sich damit ratlos auf der Stelle. „Einfach so...? Aber was, wenn

dann keiner mehr wiederkommt? Es läuft gerade voll gut, da will ich lieber nichts riskieren, weißt du?“

„Das ist vielleicht gar nicht schlecht, wenn du mal eine Woche nicht da bist“, fand Jon. „Dann merken die Leute erst, was sie an dir haben. Und wenn du wieder da bist, dann rennen sie dir die Bude ein.“

„Meinst du?“

„Ganz sicher.“

Sie stoppte den Drehstuhl, stand wieder auf und torkelte schwindelig zu einem Topf mit blubbernder Flüssigschokolade, um mit dem Kochlöffel ein paar Mal umzurühren.

„Vielleicht hast du recht, Jon. Mir wird es echt ein bisschen viel in letzter Zeit. Und es wär ja nur für eine Woche.“

„Du willst den Laden zumachen?“

Jon erschrak ein bisschen, als er Harrys Stimme hörte. Er hatte gar nicht mitbekommen, dass der Lehrling wieder in den Back- und Verkaufsraum zurückgekehrt war.

„Nur für eine Woche, Harry“, erwiderte Sheryl. „Mein lieber Vetter hier nimmt mich mit auf eine Schiffsreise.“

„Aber da musst du ja nicht direkt zumachen“, wandte Harry ein. Jon kam nicht umhin zu bemerken, dass seine grauen Straßenklamotten jetzt ordentlich mit Mehl eingestaubt waren.

„Na doch. Wer soll denn hier sonst die Torten backen?“

„Also, ich... ich weiß zwar nicht genau wie das geht mit den Torten, aber... ich könnt' s ja mal versuchen. Ist doch besser als ganz zuzumachen, oder, Sheryl?“

„Irgendwann kannst du den Laden hier auch mal eine Weile für mich schmeißen, Harry.“ Sheryl zwinkerte dem Lehrling freundlich zu. „Aber erst, wenn du mit deiner Lehre fertig bist. Das ist jetzt noch ein bisschen früh, weißt du?“

„Wenn du meinst...“

Harry verschwand wieder durch die Tür, und Jon konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen.

„Der scheint sich wohl ein wenig zu überschätzen, was?“

„Jetzt lass den Harry mal in Ruhe“, forderte Sheryl ärgerlich. „Der meint es doch nur gut. Wenn du weiter so fies bist, dann überleg ich mir das nochmal mit der Reise.“

„Schon gut“, wiegelte Jon ab. „Ich mein’s ja auch nicht böse. Danke, dass du mitkommst, Sheryl. Das bedeutet mir echt viel.“

Seine Kusine lächelte flüchtig, aber dann lag da gleich wieder ein skeptischer Blick in ihren Augen. „Und es gibt wirklich keinen Haken, Jon? Wenn da noch irgendwas ist, dann sagst du es besser gleich.“

„Was denn für ein Haken? Es gibt keinen Haken.“

„Ganz ehrlich?“

„Ja klar.“

„Na gut.“

„Da wäre nur... höchstens noch eine Kleinigkeit. Eigentlich gar nicht der Rede wert.“

„Wusste ich es doch.“ Sheryl stemmte wieder die Hände in die Hüften.

„Raus mit der Sprache.“

„Du müsstest dich während der Reise... ähm...“

„Ja?“

„Du müsstest...“

„Ich müsste *was*?“

„...dich als meine Ehefrau ausgeben. Als, naja, als Alena, um genau zu sein.“

Sheryl hatte es für einen Moment die Sprache verschlagen, was nicht sehr häufig vorkam. Ein paar Sekunden lang stand sie wie zu einer lebensgroßen Marzipanstatue erstarrt inmitten ihrer Backstube und starrte ihn entgeistert an.

„Das ist nicht dein Ernst, Jon.“

„Das ist doch bloß, weil ich dem Richter Nebis damals von dieser blöden Hochzeit erzählt habe, als ich gerade ganz neu in der Ausbildung am Hofgericht war. Ich wusste ja zu der Zeit noch nicht...“

„... dass die Hochzeit nur ein paar Wochen lang halten würde?“ Sheryl krallte sich wieder den Kochlöffel und rührte so energisch in der Schokosoße, dass ein bisschen was über den Rand hinaus spritzte. „Also,

ich wusste das gleich, wie du dich vielleicht erinnerst! Da brauchst du jetzt mal echt kein Mitleid von mir zu erwarten.“

„Dein Mitleid will ich ja auch gar nicht. Ich weiß selber, dass das 'ne blöde Idee war... aber das kann ich jetzt ja auch nicht mehr ändern. Was soll ich denn machen?“

„Alena fragen? Vielleicht freut die sich sogar.“

„Auf gar keinen Fall! Ich weiß doch nicht mal wo die jetzt wohnt, und da bin ich auch froh drum. Das war doch ein einziger großer Fehler mit ihr! Und das mit der Scheidung würde die sowieso bei der erstbesten Gelegenheit ausplaudern.“

„Dann bleibt dir ja nur noch eins übrig.“

„Und zwar?“

„Dem Richter selber von der Scheidung erzählen, was denn sonst. Dann ist alles geklärt und du kannst einen deiner Schmelzkäsekumpels auf das Schiff mitnehmen.“

Jon schüttelte entschieden den Kopf. „Das geht nicht, absolut nicht! Der Nebis ist doch einer von der alten Garde, der hat noch unter Rhobar dem Zweiten gedient. Scheidungen gab es da nicht, nur Innos und ewige Treue und all sowas. Ich glaube, wenn der nicht denken würde, dass ich schon fünf Jahre verheiratet bin, dann hätte der mich gar nicht mit auf die Kreuzfahrt genommen.“

„Umso besser. Oder bist du wirklich so scharf auf diese Kreuzfahrt? Mit deinem Chef zusammen?“

„Was soll ich denn machen? Wenn ich nicht mitkomme, dann schmeißt der mich doch direkt wieder raus!“

„Dann sag ihm eben, dass deine Frau krank ist. Oder Angst vor Schiffen hat. Dir fällt schon was ein.“

Jon stöhnte genervt auf. „Du kennst den Nebis nicht, der würde sofort Verdacht schöpfen. Und wenn ich meine kranke Frau alleine auf dem Festland lasse, wie sieht das denn aus?“

„Na, mein Problem ist das mal echt nicht. Du hast dir das ja alles selber eingebrockt.“

„Sheryl, hör mal.“ Jon versuchte Sheryls Hand zu fassen, aber sie zog sie gleich wieder zurück. „So wie damals bin ich jetzt doch nicht mehr... dass ich ständig nur irgendwelchen Frauen hinterher laufe und die heirate und... du weißt schon, all sowas eben. Das war früher mal, aber ich bin jetzt ein anderer Mensch und das weißt du auch. Ich will was erreichen für die Leute in Myrtana, und für... ja, so abgedroschen es klingt, aber ich will was für die Gerechtigkeit erreichen in unserem Land. Dafür hab ich die ganzen Jahre lang gelernt, und dafür will ich es am Hofgericht zu was bringen. Findest du das etwa richtig, dass mir eine blöde Idee von vor fünf Jahren jetzt alles kaputt machen soll? Das hat doch gar nichts mehr mit mir zu tun!“

„Achja? Und warum hast du mir dann auf den Hintern geguckt, als ich mich vorhin zum Ofen runtergebeugt habe?“

„Wie hast du das denn...?“

„Siehst du, wusste ich es doch!“

„Moment mal, ich meine, ich habe gar nicht –“

„Jaja“, zischte Sheryl giftig. „So schnell ändert man sich eben nicht. Und ich bin fast reingefallen auf dein blödes Gelaber!“

Jon wäre ihr am liebsten ins Wort gefallen, aber er besann sich rechtzeitig eines Besseren. Er wollte sich ja gar nicht mit ihr zoffen, sondern sie überzeugen.

„Das war kein blödes Gelaber“, sagte er so ruhig er konnte. „Ehrlich nicht. Ich meinte das wirklich ernst vorhin, und ich hätte dich wirklich gerne auf der Kreuzfahrt dabei. Ganz egal ob du meine Frau spielst oder nicht.“

Sheryl verschränkte beleidigt die Arme. „Das würde ich jetzt auch sagen an deiner Stelle.“

„Siehst du. Dann kann es ja so falsch nicht sein, oder?“

„Du blöde Nuss.“ Sie gab ihm einen kräftigen Tritt gegen das Schienbein, was Jon als gutes Zeichen wertete.

„Also, bist du dabei?“

Sheryl schloss für einen Moment die Augen und atmete tief durch. Aus dem Nebenraum waren heftiges Gepolter und gleich darauf ein lautes Fluchen zu hören.

„Unter einer Bedingung.“

„Ja?“

„Hast du schon mal einen Mürbeteig gemacht?“

Die letzten Tage waren stürmisch gewesen, aber an diesem Morgen war die See friedlich und der Himmel strahlend blau. Bernard stand an der Reling, die Hände um das kühle Holz gelegt, und schaute in den weiten, leeren Horizont hinein. Man konnte es leicht mit der Angst zu tun bekommen bei einem solchen Anblick, wenn rundum nichts als blaues Meer und blauer Himmel zu sehen war, aber tatsächlich fühlte sich Bernard so frei und entspannt wie seit vielen Jahren nicht mehr. Es war der erste Morgen, an dem er die Entscheidungen, die ihn auf dieses Schiff geführt hatten, nicht infrage stellte, sondern sie umarmte und im Reinen war mit ihnen. Vielleicht, dachte er, als er die salzige Meeresluft einatmete, war es wirklich der Beginn eines neuen Lebens.

„Da bist du ja tatsächlich mal früher wach geworden als ich.“

Er lächelte, als er die warme Berührung einer Hand fühlte, die sich auf seine eigene legte. Lea schmiegte sich an ihn, und Bernard legte den Arm um ihre Schulter.

„Es geschehen noch Zeichen und Wunder, was?“, sagte er schmunzelnd.

„Ich glaube, es war mir einfach zu still letzte Nacht. Hatte mich wohl schon zu sehr an den Sturm gewöhnt.“

Bernard strich ihr eine lose Wimper von der Wange und gab ihr einen Kuss. Er mochte es, wenn sie noch etwas schläfrig war.

„Die Stille ist schon gut so“, sagte sie. „Wenn wir erst mal an Land sind, dann wird es schon unruhig genug werden.“

„Das glaube ich auch. Wird sicher nicht leicht in den ersten Wochen. Aber wir machen das schon.“

Sie legte ihren Kopf auf seine Schulter und murmelte etwas Zustimmendes.

„Was glaubst du, wie es zuhause gerade aussieht?“, fragte sie nach einer Weile leise. „Meinst du, die Orks sind schon da?“

„Vielleicht“, sagte er. Tatsächlich hielt er es für sehr wahrscheinlich. Schon bei der Abreise in Ardea hatten sie beständig mit einem Überfall der orkischen Truppen gerechnet, und es sprach einiges dafür, dass sie es gerade noch rechtzeitig hinaus aufs Meer geschafft hatten. Er wollte sich lieber nicht ausmalen, wie es in ihrer alten Heimat jetzt aussehen musste. „Am besten denken wir gar nicht darüber nach. Bald haben wir ein neues Zuhause.“

„Ja. Hoffentlich ist es schön dort.“

Bernard wollte gerade etwas sehr Nettes sagen, als hinter ihnen Schritte auf den knirschenden Planken zu hören waren.

„Hey, ihr beiden Kuschelhasen!“, hörten sie Sanchos raue Stimme. „Tut mir ja in der Seele weh euch auseinander zu reißen, aber einen von euch brauch ich in der Küche. Rosa ist seekrank, also muss irgendwer das Rübenschnibbeln übernehmen. Na, wer opfert sich?“

Bernard und Lea wechselten einen Blick.

„Ich würde sagen, das machen wir einfach zusammen, oder?“, schlug Bernard vor.

„Das wollte ich auch gerade vorschlagen“, erwiderte Lea grinsend.

„Oh zur Hölle, das ist ja nicht auszuhalten mit euch“, stöhnte Sancho.

„Wenn das so weitergeht, dann bring ich noch einen von euch um, ich schwör’s euch. Ja, genau, nur einen! Nicht alle beide, das könnt ihr vergessen!“

„Jetzt sei doch nicht so grantig“, forderte Lea. „Schau mal, was für ein schöner Tag heute ist.“

„Ja, wunderschön, so ein Tag ohne Wind“, ätzte Sancho. „Bringt uns richtig weiter mit unserem Segelschiff.“

„Was sagt denn eigentlich die Seekarte?“, erkundigte sich Bernard. „Sind wir noch auf Kurs? Ich meine, wegen dem Sturm.“

„Achso, na sicher. Hab gerade erst mit Bradley drüber geredet. So langsam wird’s interessant, hat er gesagt. Kann wohl jeden Tag soweit

sein, dass wir Land sehen. Wenn wir denn mal wieder aus dem verdammten Windloch raus sind.“

Bernard spürte, wie die Entspannung einer leichten Aufregung wich. Nicht mehr lange, und sie waren am Ziel. Vielleicht würden sie eine Weile suchen müssen, bis sie eine geeignete Stelle fanden, an der sich ein Lager aufschlagen ließ, aber dann waren sie endlich angekommen. Aus dem Lager würde ein Dorf werden, und einem geruhsamen Leben ohne Könige und Kriege stand nichts mehr im Wege.

„Werd nachher die Anführer von den anderen Schiffen an Bord holen“, kündigte Sancho an. „Wir müssen langsam mal ein paar Entscheidungen treffen. Wie’s weitergeht, wenn wir an Land sind.“

Bernard schaute kurz über die Schulter zurück, aber von hier aus war von den drei anderen Schiffen nur der Mast der *Selena* zu erkennen. Ihr eigenes Schiff, die *Mona*, war das größte und fuhr stets voran.

„Du meinst, wer dann der Anführer von allen wird?“, hakte Lea nach.

„Brauchen wir denn so jemanden?“

„Ohne geht’s nicht“, befand Sancho. „Irgendwer muss sagen wo’s lang geht. Und wenn nicht schnell genug klar ist, wer das sein wird, dann gib’t irgendwann Ärger. Also bringen wir das lieber mal hinter uns. So wie ihr jetzt das Rübenschnibbeln, alles klar?“

„Na sicher“, sagte Lea. „Wir schnibbeln was das Zeug hält, versprochen.“

„Hab auch nichts anderes von euch erwartet.“

Sancho verschwand in Richtung Unterdeck, und Lea griff nach Bernards Hand. Gemeinsam schlenderten sie über das Schiffsdeck in Richtung der kleinen Küchenkabine.

„Hoffentlich gibt es auf unserer neuen Insel leckeres Gemüse“, sinnierte Lea, während sie an ein paar ihrer Schiffsgenossen vorbeigingen, die gerade dabei waren, leichte Sturmschäden am Hauptmast zu inspizieren.

„Die Rüben hängen mir allmählich sonstwo raus.“

„Ich wette, da gibt es alles mögliche, nur keine Rüben. Wahrscheinlich haben wir von dem Gemüse und den Früchten dort noch nie etwas gehört.“

Das war nicht nur eine spannende Vorstellung, sondern für Bernard auch eine sehr realistische. So weit nach Osten, bis zu den äußersten Ausläufern des östlichen Archipels, war vor ihnen noch kaum jemand gefahren. Bewohnt war bislang nur die große Insel Narva im Zentrum des weitläufigen Archipels, während die östlichen Inseln zwar von ein oder zwei Entdeckern umschifft, aber wohl noch nie betreten worden waren. Tatsächlich war kaum etwas über sie bekannt – nur dass es sie gab, daran bestand wohl kein Zweifel. Kleine, beschauliche Inseln voller wilder Natur, die nur darauf warteten, zu ihrem idyllischen neuen Zuhause zu werden. Und selbst wenn diese Inseln nicht ganz so schön waren, wie Bernard sie sich ausmalte, was konnte schon schrecklicher sein als zwischen den Fronten eines Orkkriegs zermalmt zu werden? Als er nach seiner Frau die Küchenkabine betrat und sich mit ihr vor einen großen Eimer voller Rüben setzte, da war er noch nie so froh gewesen, mit all dem abgeschlossen zu haben. Dem Gefühl, verantwortlich zu sein für das Wohlergehen eines ganzen Kontinents, und dem noch viel stärkeren Gefühl völliger Machtlosigkeit. Er hatte sich für sein eigenes, kleines Glück entschieden, und mit jeder Seemeile, die zwischen ihm und Myrtana lag, war er zufriedener mit dieser Entscheidung. Jetzt gab es nur noch Lea und ihn, und eine kleine Gruppe hoffnungsvoller Menschen, mit denen eine gute Zukunft zu schaffen war.

Vielleicht war es so wie mit dem alten Jharkendar, überlegte Bernard. Lange Zeit hatte die Zivilisation der Erbauer im Norden der Insel Khorinis geherrscht, aber dann, als sie nur noch Hass und Leid gekannt hatte, da hatte Adanos die Flut geschickt und sie alle fortgespült. Im Süden aber, da war Khorinis aufgeblüht und eine neue Zivilisation hatte ihren Anfang genommen. Es konnte gut sein, dass sich diese Ereignisse gerade wiederholten, an anderen Orten und mit anderen Menschen. Bernard war froh darum, dass er nicht länger versuchte, diesen Untergang aufzuhalten. Er hatte sich für das Überleben entschieden, und allmählich begann es sich richtig anzufühlen.

„Aus dem Weg! Lasst uns durch, wir müssen vorbei!“

Mühsam quetschte sich Sheryl mit ihren beiden schweren Koffern in den Händen durch die dicht gedrängte Menschenmenge, gleich gefolgt von Jon, der ihren dritten Koffer und seinen eigenen hinterher trug. Der Hafen von Vengard war so voll wie ihn Jon noch nie erlebt hatte: zwischen Hafenarbeitern, Händlern aus Varant und allerlei Reisenden blieb ihm beinahe die Luft zum Atmen weg. Besonders die Orks standen immer wieder ungünstig im Weg herum und mussten umständlich umgangen werden, da es sich nicht einmal Sheryl traute, sie einfach mit dem Ellenbogen beiseite zu schubsen, wie sie es manchmal bei anderen störenden Leuten machte.

„Oh nee, das darf ja wohl nicht wahr sein“, stöhnte seine Kusine auf, als sie die Menschenmenge hinter sich gelassen und direkt vor einer kleinen Kuhherde herausgekommen waren. „Was machen denn Kühe hier im Hafen? Das ist doch wahrscheinlich gar nicht erlaubt!“

„Das kommt drauf an“, bemerkte Jon. „Handelt es sich beim Halter der Kühe um einen Hafepassinhaber und gleichzeitigen Besitzer einer landwirtschaftlich genutzten Anlage nach Paragraph zwölf –“

„Jon, halt die Klappe und hilf mir hier durch!“

Da sich die Kühe nicht vom Fleck bewegten, hatte Sheryl versucht, einen Weg mitten durch die Gruppe der eng beieinander stehenden Tiere zu finden und war dabei mit ihrem lila Rock an einer feuchten Schnauze hängen geblieben. Jon löste den Stoff aus dem Kuhgesicht, tätschelte das Tier einmal kurz und bemühte sich dann, mit Sheryl Schritt zu halten.

„Wieso muss der Hafen auch ausgerechnet heute total überfüllt sein?“, schimpfte seine Kusine, als sie die Kühe endlich hinter sich gelassen hatten. „Wollen die etwa alle gleichzeitig auf Kreuzfahrt?“

„Naja, wenn wir pünktlich losgegangen wären, dann wäre das sicher kein Problem gewesen...“

„Sie hat sich so sehr eine Torte von mir gewünscht für ihren achtzigsten Geburtstag!“, erklärte sich Sheryl nicht zum ersten Mal. „Klar war der Laden geschlossen, aber wenn sie doch das Schild nicht mehr richtig lesen kann... und glaubst du etwa, ich lasse eine achtzigjährige Frau an

ihrem Geburtstag so lange an die Tür klopfen bis sie umfällt?“

„Du hättest ihr ja nicht gleich eine siebenbödige Sahnetorte mit Nuss-Nougat-Füllung im Krokantmantel backen müssen.“

„Es ist ihr achtzigster Geburtstag, da kann ich doch nicht *irgendeine* Torte backen!“, rief ihm Sheryl über die Schulter zu, während sie über ein paar Wargknochen hüpfte, die ein am Boden spielendes Orkkind dort verteilt hatte. „Außerdem sind wir ja gleich da. Die werden schon nicht ohne uns abfahren.“

Jon war sich da nicht so sicher. Er wollte sich lieber gar nicht ausmalen, wie sein Chef reagieren würde, wenn er nicht rechtzeitig auf dem Schiff war. Dann hatte Nebis eine ganze Woche lang Zeit, seinen Rausschmiss zu planen, bevor er überhaupt die Gelegenheit dazu bekam, sich vor ihm zu rechtfertigen.

„Achtung, liebe Reisende in Richtung des östlichen Archipels!“, schallte eine magisch verstärkte Stimme über den Hafen. „Leider legen die Schiffe *Taisika* und *Gregoria* heute nicht wie geplant ab. Ich wiederhole: Die beiden Schiffe *Taisika* und *Gregoria* legen heute *nicht* ab. Grund dafür ist die unklare Gefährdungslage in den östlichen Gewässern. Über die Aushänge an der Hafenvacht informieren wir in Kürze über die neuen Abfahrtsdaten. Die Hafenbehörde Vengard dankt für das Verständnis.“

Jon wusste nicht, welches Verständnis da gemeint war, aber bei den Reisegruppen, an denen er mit Sheryl gerade vorbei eilte, war es bestimmt nicht zu finden. Wohin er auch sah, überall blickte er in fassungslose, zornesrote oder manchmal gar den Tränen nahe Gesichter. Ein paar Schritte weiter waren drei bullige Kerle mit großen Rucksäcken schon dabei, auf einen bemitleidenswerten Hafearbeiter einzureden, der wahrscheinlich am allerwenigsten dafür konnte.

„Unklare Gefährdungslage?“, wiederholte Sheryl, als sie wieder etwas mehr Platz zum Atmen hatten und Jon zu ihr aufschließen konnte. „Was soll das denn heißen?“

„Ich glaube, im Ostmeer gab es in letzter Zeit öfters mal Fälle von Piraterie“, bot Jon ihr eine Erklärung an. „Aber dass es jetzt so schlimm ist, dass sie gar nicht mehr rausfahren, das hätte ich auch nicht gedacht.“

„Na Hauptsache unser Schiff fährt. Sonst war der ganze Stress umsonst.“
„Da hinten, das müsste es sein.“

Sie waren nun beim zwölften Pier des Hansen-Kais angekommen, wo die großen Reiseschiffe vor Anker lagen. Keines von ihnen war allerdings so gewaltig wie der Koloss, der Jon sofort ins Auge gesprungen war: Das in hellblauen Farbtönen lackierte Schiff erweckte mit seinen vier Decks, unzähligen runden Fenstern und einer Vielzahl an Bord herumlaufender Leute den Eindruck einer kleinen schwimmenden Stadt. Auf dem Bug befand sich auf dem Oberdeck ein kleines Häuschen, und darunter stand in großen dunkelblauen Buchstaben der Name *Omnipotencia* geschrieben. „Woah“, machte Sheryl und hielt trotz der Eile für einen kurzen Moment inne. „Ist es das echt?“

„Ja. Nicht schlecht, was?“, kommentierte Jon. „Jetzt aber schnell, ich glaube sie ziehen schon die Planke ein.“

Sie beeilten sich, die letzten Schritte zum Schiff zurückzulegen, und wurden auf halbem Weg bereits von einem weißhaarigen Mann in blauer Uniform bemerkt, der gerade dabei war, ein paar Hafendarbeiter Anweisungen zu geben.

„Schönen guten Morgen, ihr Schlafmützen“, grüßte er sie, als Jon und Sheryl abgehetzt bei ihm angekommen waren. „Ihr habt aber ganz schönen Dusel, dass hier am Hafen so ein Chaos herrscht. Ansonsten wären wir nämlich bestimmt schon weg.“

Jon war sich zwar nicht so sicher, ob das stimmte – schließlich wären sie ohne das Chaos auch viel schneller am Schiff gewesen –, wollte aber lieber nicht zu rechthaberisch auftreten und holte stattdessen den Umschlag mit der Urkunde hervor.

„Na, da haben wir ja echt nochmal Glück gehabt“, entgegnete Sheryl strahlend, während er die Urkunde dem uniformierten Mann zeigte. „Ahja, sehr schön“, sagte er, nachdem er einen eher flüchtigen Blick darauf geworfen hatte. „Dann mal willkommen an Bord, ihr Glückspilze. Ich bin Kapitän Morris und wünsche euch einen netten Aufenthalt auf unserem Pott hier.“

„Danke“, sagte Sheryl. „Dann stellen wir uns am besten auch mal vor, was? Also das ist Jon, mein –“

„Ehemann“, ging Jon rasch dazwischen, da er den Verdacht hatte, dass Sheryl ihre neue Rolle noch nicht ganz verinnerlicht hatte. „Ich bin ihr Ehemann, und das ist Alena, meine Ehefrau. Wir sind verheiratet.“

„Wunderbar“, freute sich der Kapitän, machte einen Schritt zur Seite und bedeutete ihnen, über die breite Holzplanke das Schiff zu betreten.

„Dann mal rauf da mit euch, und einfach geradeaus weiter in den Empfangsraum. Man sieht sich!“

Nachdem alle anwesenden Hafentarbeiter auf sie zu warten schienen, damit sie das Schiff losbinden und die Planke einfahren konnten, zögerten Jon und Sheryl nicht lange und beeilten sich, die *Omnipotencia* zu betreten. Das Holz schwankte zwar unter dem Gewicht der Koffer ein wenig, aber es dauerte nicht lange, da waren sie auch schon an Bord angekommen und blickten kurz hinab auf das turbulente Treiben am Vengarder Hafen, in dem sie gerade noch selbst gesteckt hatten.

„Hast du etwa gedacht, ich würde mich verplappern?“, wisperte Sheryl ihm zu, als sie außer Hörweite des Kapitäns waren, und klang dabei ein bisschen eingeschnappt.

„Ich wollte nur auf Nummer Sicher gehen“, versuchte sich Jon zu verteidigen. „In dem ganzen Stress hätte dir ja vielleicht was rausrutschen können.“

„Hätte es nicht“, stellte Sheryl klar und marschierte trotzig weiter. Ein langer dunkelblauer Teppich führte von der Reling bis zu einer großen offenen Doppeltür, die in den Innenraum des ersten Decks führte. „Ich habe über dreihundert Kuchenrezepte im Kopf, plus ein gutes Dutzend Plätzchenrezepte und die wichtigsten drei, vier Hochzeitstortenrezepte. Ganz so doof und vergesslich bin ich also nicht, wie du dir das vielleicht ausmalst!“

„Ich wollte doch gar nicht... Mensch, Sheryl...“

„Jaja. Jetzt jammer mich nicht voll und sei mal lieber froh, dass ich mich auf die ganze Nummer überhaupt eingelassen habe. Hätte auch nicht jede Kusine mitgemacht, sowas!“

„Nicht so laut“, zischte Jon nervös, als er Stimmen aus dem Raum hinter der Doppeltür vernahm. „Ich meine, du hast ja recht. Aber lass uns das lieber später ausdiskutieren, ja?“

„Wir müssen das überhaupt nicht ausdiskutieren“, fand Sheryl. „Die Sache ist doch ganz klar.“

„Noch besser.“

Erleichtert nahm Jon zur Kenntnis, dass Sheryl die Angelegenheit nun tatsächlich erst einmal auf sich beruhen ließ. Vielleicht hatte das auch damit zu tun, dass die Inneneinrichtung des Empfangsraums, den sie gerade betreten hatten, durchaus sprachlos machen konnte: Der edle dunkelblaue Teppichboden, die vielen verschnörkelten Holzsäulen und die prunkvollen Polsterstühle, die man zu kleinen Sitzecken zusammen gestellt hatte – das alles machte ganz den Eindruck, dass Nebis tief in die Taschen gegriffen hatte, um ihnen Plätze auf dem Schiff zu ermöglichen. Den Mittelpunkt des Empfangsraums bildete eine große Theke, die allerdings derzeit verwaist war. Später sollten von dort aus wohl Getränke ausgeschenkt werden – Jon glaubte jedenfalls, hinter der Theke einen der magitechnischen Kühlungsapparate auszumachen, die seit einigen Jahren in den teuersten Gastronomien zur Kaltstellung der Getränke eingesetzt wurden.

„Echt schick hier, was?“, flüsterte Sheryl ihm zu, die ihren Ärger bei diesem Anblick offenbar schon wieder vergessen hatte.

Jon fiel auf, dass sie bereits beobachtet wurden. Viel los war hier zwar nicht – vermutlich waren die meisten Passagiere gerade dabei, sich in ihren Schlafkabinen einzurichten –, aber in einer Sitzgruppe etwas weiter hinten im Raum, dicht neben einem großen Fenster mit Meerblick, hatte sich eine vierköpfige Gruppe junger Männer niedergelassen. Sie waren in beinahe identische dunkle Mäntel gekleidet und warfen ihnen neugierige Blicke zu. Zwei von ihnen hatten sich auf ihren Sitzen halb zu ihnen umgedreht, einer hielt ein gut gefülltes Weinglas in der Hand. Jon wollte nicht zu lange in ihre Richtung gucken, hatte aber den Verdacht, dass sie sich vor allem für Sheryl interessierten, die mit ihrem lila Kleid und den offenen kastanienbraunen Haaren ja mühelos alle Blicke auf sich lenken

musste. So überraschte es ihn auch nicht, dass einen Augenblick später bereits ein Bediensteter in meerblauer Uniform auf sie aufmerksam geworden war und Sheryl beide Koffer abnahm.

„Herzlich Willkommen auf der *Omnipotencia*“, begrüßte er sie leiernd. Jon musste der Versuchung widerstehen, nach einem irgendwo aushängenden Spickzettel Ausschau zu halten, so abgelesen klang diese Begrüßung. „Die Eheleute Jon und Alena, nehme ich an?“

„Genau“, bestätigte Jon. Es war ihm jetzt doch ein bisschen unangenehm, dass man anscheinend schon auf sie gewartet hatte. Dass es allein Sheryls Schuld war, das konnte ja niemand wissen, und das wollte er den Leuten in Sheryls Anwesenheit nun auch nicht unbedingt erzählen.

„Meine Dame, mein Herr, darf ich Euch zu den Zimmern führen?“

„Na klar.“ Sheryl lockerte Arme und Hände und strahlte begeistert in das ausdruckslose Gesicht des Bediensteten. „Los geht’s!“

Sie folgten dem Uniformierten über eine Treppe zunächst in das zweite Deck, von wo aus es dann gleich weiter in das dritte ging. Jon fürchtete schon, sich mit schmerzenden Beinen und vor allem Armen auch noch in das oberste Geschoss quälen zu müssen und spielte mit dem Gedanken, Sheryl ihren Koffer einfach wieder in die Hand zu drücken und den restlichen Weg selber tragen zu lassen. Eigentlich wäre das nur gerecht gewesen, fand er, jetzt da sie beide Hände wieder frei hatte. Bevor er sich so recht hatte entscheiden können, ob er das Risiko eingehen wollte, sie noch weiter zu verärgern, da hatte sich die Frage aber auch schon von selbst beantwortet. Denn wie es sich herausstellte, waren sie bereits in der richtigen Etage angekommen und mussten nur noch ein paar Schritte den etwas engen, aber dank Teppichboden und goldener Manaleuchten an den Wänden erneut beeindruckend luxuriös ausgestatteten Korridor entlang gehen, bevor sie an der richtigen Tür angelangt waren. Der Bedienstete zog einen Schlüssel aus einer Brusttasche seiner Uniform hervor, schloss damit die Tür auf und stellte die beiden Koffer im Zimmer ab.

„Ich wünsche einen angenehmen Aufenthalt“, sagte er zum Abschied auf. „Bei Fragen meldet Euch bitte im Empfangsraum.“

„Machen wir, vielen Dank!“, rief ihm Sheryl hinterher, während Jon schon dabei war, sich mit den Koffern durch die schmale Türöffnung zu quetschen. Erleichtert stellte er sie neben einem eher kleinen Wandschrank ab, der auf Anhieb nicht den Eindruck machte, auch nur einen von Sheryls Kofferinhalten beherbergen zu können. Ohnehin war die Kabine kompakter, als Jon nach den ersten Eindrücken vom Schiff mittlerweile erwartet hatte, aber mit einem Tischchen, zwei Stühlen und einer abgetrennten Waschecke war sie insgesamt zufriedenstellend eingerichtet. Auch der Ausblick, den man aus einem kleinen, runden Fenster auf das Meer hinaus hatte, war ganz schön. Die teuersten Plätze auf dem Schiff waren es allerdings wohl nicht, die Nebis für sie reserviert hatte.

„Ein Doppelbett?“, stöhnte Sheryl auf und ließ sich prompt darauf fallen.

„Voll bequem ist es ja schon. Aber ein Doppelbett?“

„Die denken eben, wir sind ein Ehepaar.“

„Ja, so weit war ich auch schon.“ Sheryl verdrehte die Augen. „Wir können doch nicht in einem Doppelbett schlafen, Jon!“

„Ach na komm. Ist doch halb so schlimm.“

„Hab ich mir schon gedacht, dass du das auch noch gut findest.“ Sie schnappte sich ein Kissen und schmiss es ihm an den Kopf. „So fangen auch bestimmt immer die Stücke von diesem Konni Keiler an.“

„Jetzt fang doch nicht wieder damit an“, seufzte Jon und setzte sich mit dem Kissen auf dem Schoß neben sie auf die Bettkante. „Ich war schon seit mehr als fünf Jahren nicht mehr bei Konni Keiler im Theater. Außerdem war das nicht so schlimm wie du dir das jetzt wieder vorstellst. Das war eigentlich ganz gesittet alles.“

„Na klar, deswegen heißt das Theater auch *Keiler-Klub* und ist im Keller der *Blauen Lagune* untergebracht. Denkst du ich bin blöd oder was? Ich bin doch keine zwölf mehr!“

„Siehst du, das sind die Darstellerinnen da auch nicht. Das sind völlig sittenkonforme Aufführungen für ein volljähriges Publikum im Sinne von Paragraph neun, Absatz zwei der Kunst- und Kulturrichtlinien.“

Zumindest waren sie das, als ich das letzte Mal da war. Und das war ich ja seit über vier Jahren nicht mehr.“

„Ich dachte fünf?“

„Noch besser. Jedenfalls können wir ja ein Kissen in die Mitte legen, wenn dir das lieber ist.“

„Wer weiß, vielleicht finde ich bis heute Abend noch einen, mit dem ich lieber in die Kiste will“, sagte sie schnippisch. „Dann kannst du die Kabine und alle Kissen hier ganz für dich allein haben.“

Bevor Jon dazu kam, auf diese Drohung zu reagieren, summte es plötzlich laut über ihren Köpfen und eine Stimme schallte zu ihnen herab.

„Guten Morgen, meine lieben Passagiere! Mein Name ist Kapitän Morris, und ich heiße euch alle noch einmal ganz herzlich an Bord der *Omnipotencia* willkommen.“

Jon schaute nach oben und hatte schnell erkannt, woher die Stimme kam: An der Decke war eine bronzene Kugel voller kleiner Löcher festgemacht, in deren Innerem ein blaues Manalicht flackerte.

„Ich hoffe, niemand hat einen Schreck bekommen – wir sind hier mit dem neuesten magitechnischen Klimbim ausgestattet, und meine Stimme wird aus meinem gemütlichen kleinen Kapitänskabüffchen direkt in eure Kabinen und die anderen Räume und Gänge des Schiffes geschickt. Aber keine Sorge, ich werde euch natürlich nicht mitten im Schlaf wecken. Außer vielleicht die Langschläfer unter euch.“

Jon und Sheryl wechselten einen Blick. Offensichtlich fragte sich auch Sheryl, ob der Kapitän damit wohl sie beide gemeint hatte.

„Wir starten jetzt mit der ersten Etappe unserer Reise. In ein paar Minuten legen wir ab und werden heute Abend am Hafen von Khorinis vor Anker gehen, um die letzten Passagiere an Bord zu nehmen. Danach geht es ab in den sonnigen Süden, und das geht schneller als ihr Landratten vielleicht denkt! Morgen Nachmittag erreichen wir nämlich schon die schöne Insel Faranga und ihr könnt am Strand eure ersten Muschelketten basteln. Macht es euch jetzt aber fürs Erste in euren Kabinen gemütlich oder spaziert ein bisschen herum und guckt euch

alles an. Es gibt 'ne Menge zu entdecken! Im Speisesaal gibt es dann nachher das große Mittagmahl, bei dem ihr euch alle ein bisschen kennenlernen könnt, denn gemeinsam macht so 'ne Kreuzfahrt ja nochmal doppelt so viel Spaß. Der Speisesaal ist auf dem zweiten Deck, den könnt ihr gar nicht verfehlen. So viel für den Moment von mir, eurem Kapitän Morris. Ahoi und bis bald!“

Die Kutsche war keine zehn Minuten unterwegs gewesen, da kam sie sehr unvermittelt wieder zum Stehen. Zuerst war von draußen nur das unruhige Wiehern der Pferde zu hören, gefolgt von einigen unverständlichen Worten des Kutschers. Dann ein kurzer, schmerzerfüllter Schrei und das dumpfe Geräusch eines Körpers, der auf dem Straßenboden aufschlug.

Der ältere Mann auf der gegenüberliegenden Sitzbank konnte gerade noch angstvoll die Augen aufreißen, bevor die Tür geöffnet wurde und ihn zwei kräftige Hände aus dem Wagen zerrten.

Zwei, drei Minuten vergingen, bis sich die Kutschentür erneut öffnete. „Guten Abend, Harrison“, sagte der Baron, schloss die Tür wieder hinter sich und setzte sich auf den freigewordenen Platz. „Ich hoffe, du hast nicht allzu lange gespart für diese kleine Reise. Daraus wird nämlich leider nichts, fürchte ich.“

Harry hatte sich nicht gerührt. Nur seine Finger hatten sich in das schmierige Leder der Sitzbank gekrallt, hätten es am liebsten herausgerissen und sich selbst gleich mit.

„Ich weiß, was Ihr denkt, aber das ist es nicht! Ich will nicht abhauen, es ist nur für eine Woche!“

„Harrison, erspar uns das“, unterbrach ihn der Baron. „Jemand musste sterben, damit wir dieses Gespräch führen können. Glaubst du wirklich, deine Lügen waren sein Opfer wert?“

Harry musste schlucken, als ihm bewusst wurde, dass der nette Kutscher, der ihm vor der Abfahrt noch ein bisschen zu ausschweifend von seinen Enkelsöhnen erzählt hatte, jetzt da draußen in seiner eigenen Blutlache am Straßenrand lag.

„Das, das ist keine Lüge. Also, Sheryl hat den Laden dicht gemacht, und da kann ich ja sowieso nicht –“

„Sie hat *was*?“

Harry wich dem stechenden Blick des Barons aus, so gut es ging.

„Den Kuchenladen geschlossen. Für eine Woche. Ich hab sie extra noch gefragt, ob ich den Laden nicht alleine schmeißen kann, aber, naja, ich bin erst so kurz dabei und natürlich noch nicht so richtig eingearbeitet, und da hab ich sie dann einfach nicht überredet gekriegt.“

Die Hände des Barons steckten wie immer in makellos weißen Handschuhen. Er faltete sie über dem Schoß und sagte: „Du hast es nicht für nötig gehalten, mir das mitzuteilen?“

„Ich wollte ja, wirklich! Aber Ihr seid einfach nicht so leicht zu erreichen, und Ihr habt ja auch selber gesagt, dass wir erst mal abwarten, bevor es so richtig losgeht, damit ich mich auch in Ruhe einarbeiten kann und so, und da dachte ich, also... da dachte ich, auf die eine Woche kommt es wahrscheinlich auch gar nicht an und...“

„Es kommt auf diese eine Woche an“, stellte der Baron fest. „Im allerhöchsten Maße kommt es auf diese Woche an. Die Probelieferung in der vorletzten Woche hat meine Erwartungen erfüllt, und es gibt gewisse Geschäfte, die sich als dringlicher erwiesen haben als gedacht. Ich kann nicht länger warten, Harrison. Die ersten Lieferungen werden im Laufe der nächsten Tage eintreffen, und ich erwarte, dass du deiner Aufgabe nachkommen wirst.“

Harry wusste noch, dass es eisig kalt gewesen war, als er die Kutsche betreten hatte, aber davon merkte er jetzt nichts mehr. Er spürte wie ein Schweißtropfen an seiner linken Schläfe hinabrann und wollte ihn wegwischen, aber schaffte es nicht, sich aus der Starre zu lösen. Der Baron war ihm so nah, dass Harry seinen erdrückend wohlduftenden Atem riechen konnte. Blaufliederpastillen, wie immer.

„Aber der Laden ist zu“, wiederholte er verzweifelt. „Sheryl ist auf Kreuzfahrt, die ist erst in einer Woche wieder da.“

„Das ist ein Witz, oder?“, vermutete der Baron. „Willst du mich veralbern, Harrison? Ist es das, was du willst?“

„Auf keinen Fall, Herr Baron, ich meine nur...“

„Wenn der Laden zu ist, dann schließ ihn auf. Wer soll dich daran hindern? Du hast selbst gesagt, dass die Besitzerin auf Kreuzfahrt ist.“

„Ja, aber... ich kann doch nicht...“

Der Baron stieß geräuschvoll Luft durch die Nase aus, ohne einen Muskel seines glatten, alterslosen Gesichts zu bewegen.

„Sag mir nicht, dass du immer noch nicht dazu in der Lage bist, einen Kuchen zu backen.“

„Es ist nicht meine Schuld!“, stellte Harry klar. „Sheryl, sie, sie traut mir einfach nichts zu. Sie lässt mich nur Mehl schleppen. Und dann musste ich wegen der Probelieferung auch noch das falsche Mehl bringen!

Cromwell hatte nur Roggenmehl da, und ich konnte ja auch nirgendwo anders hin mit den Klunkern. Die hält mich doch für völlig bescheuert.

Kein Wunder, dass sie mir nichts beibringt!“

Eine weiße Handschuhhand legte sich auf seinen Arm. Es war, als hätte sie ihm die Kehle zgedrückt.

„Schweig“, sagte Baron Baldur von Kastelruth. „Du weißt, welcher Aufwand nötig war, um dir diese Anstellung zu verschaffen. Ich habe dir ein schulmeisterliches Empfehlungsschreiben ausgestellt, für das jeder einzelne arbeitslose Taugenichts Vengards Mutter und Vater an die Warge verfüttern würde. Ich habe alle anderen Bewerber aus dem Weg räumen lassen – nicht wenige von ihnen, bevor sie auch nur einen Fuß in diese Konditorei setzen konnten. Ich habe dir eine gut bezahlte Lehre in einem ordentlichen Betrieb verschafft, die du ohne meine Hilfe in tausend Jahren nicht erreicht hättest. Alles was ich im Gegenzug von dir verlange, ist ein guter, unauffälliger Lehrling zu sein und dich um zwei, drei kleine Lieferungen in der Woche zu kümmern. Ist dir eigentlich klar, wie wohlwollend ich dir gegenüber bin?“

„Ja... ja, natürlich...“

„Lass mich ehrlich mit dir sein, Harrison. Eigentlich dürftest du nicht hier sitzen, schon lange nicht mehr. Ich hätte dir das Leben nehmen müssen für deinen Verrat, aber ich habe mich beherrscht und mich mit

einer Nase begnügt. Und nicht nur das, ich habe dir verziehen. Du hast eine neue Nase, und ich habe meinen treuen Schmuggler zurück. War dieser Handel nicht mehr als du dir je hattest erhoffen können?“

„Natürlich, Herr Baron. Keine Frage.“

„Und trotzdem enttäuschst du mich erneut“, sagte der Baron. „Du machst es mir nicht leicht, geduldig mit dir zu sein. Sei dir bewusst: Der einzige Grund dafür, dass du noch am Leben bist, ist deine Fähigkeit, Dinge zu verstecken. Sollte dir bei einer der kommenden Lieferungen eine Unachtsamkeit unterlaufen... dann komme ich vielleicht zu dem Schluss, dass es Schmuggler da draußen gibt, die mir weniger Ärger bereiten würden.“

„Es wird keinen Ärger mehr geben“, versicherte Harry rasch.

„So gefällst du mir schon viel besser.“ Baron von Kastelruth hob die rechte Hand und deutete mit ihr in Richtung Tür. „Worauf wartest du also? Es gibt da draußen eine Konditorei, die wiedereröffnet werden will.“

„Selbstverständlich. Ich werde Euch nicht mehr enttäuschen, Herr Baron.“

Harry zögerte nicht länger. Er erwachte aus seiner Starre, nahm den Beutel mit seinen Habseligkeiten von der Bank und riss die Kutschentür auf. Das Gefährt war in einem leicht bewaldeten kleinen Tal zum Stehen gekommen, nicht weit vor den Toren der Hauptstadt, aber durch die umliegenden Hügel vor den Blicken der Stadtwächter geschützt.

„Oh, und noch etwas“, verfolgte ihn die Stimme des Barons, als Harry schon auf dem Trittbrett stand. „Wenn dich jemand fragen sollte, was aus der Kutsche geworden ist... Banditen. Du bist gerade so mit dem Leben davon gekommen.“

Erst jetzt bemerkte Harry die drei Männer in zerlumpter Räuberkleidung, die zwischen den Bäumen standen, gar nicht weit entfernt von der Kutsche. Einer durchsuchte die Taschen des alten Mannes, der mit Harry in der Kutsche gesessen hatte und jetzt reglos auf

dem Boden lag, den blutüberströmten Kopf an einen Baumstumpf gelehnt. Ein zweiter Bandit pinkelte mit heruntergelassener Hose gegen einen Baum. Und der dritte Bandit, der hielt einen gespannten Bogen in den Händen und schaute genau in seine Richtung.
Scheiße, dachte Harry, als der Pfeil auf ihn zuschoss.

Khorinis

Erster Tag der Reise

„Und, was sagst du, Junge? Habe ich dir etwa zu viel versprochen?“
Nachdem er die letzten Muskelfasern abgeknabbert hatte, legte Nebis den Scavengerknochen auf seinem öligen Teller ab, leckte sich genussvoll die Lippen und kippte einen großzügigen Schluck Wein hinterher. „So lässt es sich leben, meinst du nicht?“

„Es war wirklich sehr lecker“, gab Jon pflichtschuldig zu Protokoll. Das Essen war tatsächlich nicht schlecht gewesen, aber er hätte es besser genießen können, wenn er dabei nicht seinem Chef und dessen Frau gegenüber gesessen hätte. Die verschnupft wirkende Dame hatte ihm und Sheryl während des Essens immer wieder Blicke zugeworfen, die Jon ziemlich streng vorgekommen waren – vor allem war es aber natürlich die Anwesenheit des Richters selbst, die ihn nervös machte. Nebis gab sich zwar auch bei diesem ersten Mittagsmahl an Bord des Schiffes betont locker, ja fast schon kumpelhaft, aber Jon hatte den Verdacht, dass diese Fassade nicht lange halten würde, sollte er irgendeinen verhängnisvollen Fehler begehen. Und außerdem war da noch Nebis' Assistentin Lavina, mit der er in den anderthalb vergangenen Wochen kaum etwas zu tun gehabt hatte, weil sie nur zwei, drei Mal in sein Büro gekommen war, um ihm eine Gießkanne in die Hand zu drücken. Sie saß direkt neben Nebis und damit auch fast gegenüber von Jon, und auch von ihr hatte er sich die ganze Zeit über immer ein bisschen beobachtet gefühlt. Sheryl dagegen schien all das gar nicht zu bemerken und fühlte sich offensichtlich pudelwohl.

„War super“, stimmte sie auch prompt in die wohlwollende Beurteilung des Mittagessens mit ein, während sie hibbelig vor Vorfreude mit ihrem Stuhl herumwippte. „Aber wann kommt denn mal der Nachtisch?“

„Ha!“, lachte Nebis dröhnend auf. „Jon, deine Frau gefällt mir. Eine Dame sollte ein gutes Dessert zu schätzen wissen. Nicht wahr, Samantha?“

Er patschte mit der Hand auf dem Oberschenkel seiner Frau herum, was diese mit einem etwas steifen Lächeln entlohnte.

„Was meint ihr, was es wohl für einer ist?“, fragte Sheryl in die Runde.

„Ein Törtchen vielleicht? Oder ein Stück Kuchen? Marzipankuchen sind ja sehr im Kommen gerade, die Leute in Geldern sind verrückt danach. Aber ob die auf dem Schiff hier sowas haben? Ich selber habe ja auch erst einen gebacken, es ist einfach so schwer an das Marzipan heranzukommen. Wenn’s nach mir ginge, dann gäb’s in jeder Stadt eine Marzipanmanufaktur, und dann würde sich das Problem gar nicht mehr ergeben. Dann könnte ich reihenweise Marzipantorten backen, und die gingen bestimmt ratzfatz weg wie nix. Dann würde ich –“

„Meine Frau backt sehr gern“, ging Jon dazwischen und stieß Sheryl heimlich mit dem Fuß gegen das Bein. „Bei uns zuhause, nur so für uns und unsere Freunde. Wir sind alle große Kuchenliebhaber.“

„Ach wirklich?“, entgegnete Lavina interessiert. „Dann wart ihr sicher schon in der neuen Konditorei am Friedensplatz, die letztes Jahr aufgemacht hat? Die soll gar nicht schlecht sein, nach allem was man hört.“

Jon erschauerte ein bisschen, als ihm bewusst wurde, wie wackelig das Fundament der Theaterbühne war, die er mit Sheryl gerade bespielte. Sheryls Konditorei schien bekannter zu sein als er angenommen hatte, und er konnte sich gut ausmalen, was ihm blühen würde, sollte eine der am Tisch anwesenden Personen nach der Reise einmal dort vorbeischauen. Zuerst würde auffliegen, dass Alena gar nicht Alena hieß, und dann war es nur ein kurzer Gedankensprung bis zur vollen unangenehmen Wahrheit. Vor seinem innerem Auge sah er sich bereits den Büroschlüssel bei einem tobenden Nebis abgeben und mit gesenktem Kopf von dannen schleichen, während Lavina zum Abschied eine Gießkanne über seinem Kopf auskippte. Es war völlig egal wie überzeugend Sheryl seine Ehefrau spielte – wenn sie danach wieder in ihr altes Leben als Konditorin zurückkehrte, was ihr wohl kaum auszureden war, dann konnte der Schwindel jederzeit auffliegen. Falls nicht schon in den nächsten Wochen, dann vielleicht nächstes Jahr, oder

übernächstes... und selbst wenn der Schwindel niemals aufflog, dann würde Jon doch den Rest seines Lebens mit einer quälenden Ungewissheit leben müssen. Es war eine schreckliche Zukunft, die sich in diesem kurzen Augenblick in seinem Kopf entfaltete, und er wusste sofort, dass er sie um jeden Preis verhindern musste, solange es noch ging.

„Die Konditorei, ja, natürlich!“, platzte es aus ihm heraus. „Ob ihr’s glaubt oder nicht, die kennen wir sogar sehr gut. Die Konditorin ist nämlich Alenas Zwillingsschwester.“

Nebis hob überrascht die Brauen. „Tatsächlich?“

„Ja, die Begeisterung für das Backen liegt bei den beiden in der Familie“, bemühte sich Jon zu erklären. „Und Alenas Schwester hat ihre Leidenschaft sogar zum Beruf gemacht und die Konditorei eröffnet.“ „Das ist ja ein Zufall“, kommentierte Lavina, ohne eine Miene zu verziehen.

„Und du?“, wandte sich Samantha an Sheryl. „Welchen Beruf hast du ergriffen?“

„Ich, ähm“, stammelte Sheryl, von der Frage offensichtlich völlig überrumpelt. „Ich... also... ich bin ja Jons Frau, wie ihr wisst, und... naja...“

„Eine fleißige Ehefrau von Beruf also“, resümierte Samantha mit dem Hauch eines abschätzigen Lächelns. „So halten es viele, da bist du in bester Gesellschaft.“

„Meine Frau ist übrigens zweite Direktorin der Vengarder Zentralbank“, warf Nebis ein.

„Ich bin auch viel am Hof tätig“, ergänzte Samantha.

„Sie berät den König in wichtigen Finanzangelegenheiten.“

„Aber nur, wenn es die Zeit erlaubt. Ich bin ja auch Hauptorganisatorin der jährlichen royalen Regatta, vergiss das nicht.“

„Wie könnte ich das vergessen, Liebes?“

„Derzeit jedoch gilt meine größte Aufmerksamkeit selbstredend dem Aufbau der neuen Kunstgalerie im Schlossviertel. Die Königin selbst hat mich mit diesem Auftrag betraut.“

„Ihr seht, meine Samantha ist eine vielbeschäftigte Frau.“

Samantha machte eine wegwerfende Handbewegung. „Wir sind alle vielbeschäftigt. Auf die eine... oder andere Weise.“

Jon warf Sheryl einen besorgten Blick zu. Wenn sie irgendetwas nicht leiden konnte, dann war es das Gefühl, nicht ernst genommen zu werden. Ihre Wangen waren schon deutlich gerötet und die Hände, wie er bei einem verstohlenen Blick erschrocken feststellte, unter der Tischplatte zu Fäusten geballt. So wie er sie kannte, würde es nicht mehr lange dauern, bis sie in die Luft ging und dabei alles ausplauderte.

„Alena ist tatsächlich auch sehr beschäftigt“, sagte er und legte beruhigend die Hand auf Sheryls Arm. „Sie ist viel zu bescheiden um es zuzugeben, aber sie ist eine begabte Dichterin.“

„W... was?“, entfuhr es Sheryl.

„Ja, ich weiß, dass du es nicht so gerne hast, wenn ich das herumerzähle, aber ich will nicht, dass alle denken, du würdest mich den ganzen Tag nur mit Kuchen füttern. Das Gegenteil ist der Fall.“

„Du... äh... *du* fütterst *mich* also den ganzen Tag mit -?“

„Nein“, unterbrach sie Jon und widerstand dem Drang, genervt die Augen zu verdrehen. „Du sitzt den ganzen Tag in deiner Stube und schreibst an deinen Gedichten, mit großem Fleiß, mit großem Talent und, ja, was soll ich sagen, mit großer Begabung. Und mit allergrößtem Erfolg, muss ich betonen. Ich kann euch versichern: Auch wenn ich den Stolz des Ehemanns einmal von mir schiebe, dann gehören Alenas Gedichte zweifellos zum Besten, was jemals auf Papier gebannt wurde.“

„Ach wirklich?“ Samantha räusperte sich in ihre Serviette hinein. „Ich kann mich gar nicht entsinnen, deinen Namen schon einmal aufgeschnappt zu haben, Alena.“

„Meine Frau ist Ehrenvorsitzende der Bibliothek myrtanischer Gedichte“, warf Nebis ein.

„So ist es. Ich sitze alljährlich in der Jury des renommierten Gedichtwettbewerbs und habe mich daher bereits mit allen namhaften Dichtern und Dichterinnen des Festlands eingehend befasst. Zumindest

glaubte ich das, aber offenbar ist mir das größte Talent ja bislang entgangen, wie es scheint?“

„Sie veröffentlicht nur unter Pseudonym“, versuchte Jon die Geschichte hastig zu retten. „Wie gesagt, sie möchte ja nicht, dass irgendwer von der Sache weiß.“

„Ja, du... du hättest das echt nicht ausplaudern sollen“, bemühte sich Sheryl nun mitzuspielen. „Du Doofmann.“

„Nun sei nicht so. Es sollen ruhig alle wissen, was für eine tolle Frau du bist. Auch wenn man das ja eigentlich auf den ersten Blick sieht.“

Jon biss sich auf die Lippen, kaum hatte er den letzten Satz ausgesprochen. Hoffentlich hatte er es mit den Komplimenten jetzt nicht so sehr übertrieben, dass sich Sheryl veralbert vorkam und noch angefressener wurde.

„Na wenn das so ist“, sprach Nebis und hob das Weinglas, „dann wollen wir jetzt aber auch mal was hören, was meint ihr?“

„Was hören...?“, wiederholte Jon verwirrt.

„Ja, ein Gedicht natürlich“, erklärte der Richter. „Pseudonym hin oder her, ein kleines Gedicht wird ja wohl drin sein.“

Jon spürte, wie ihm der Schweiß auf die Stirn trat. Hoffentlich sah man ihm die Nervosität nicht zu deutlich an.

„Also, ähm, meine Frau ist da etwas zurückhaltend...“

„Den Eindruck hat sie bislang aber nicht gemacht“, kommentierte Samantha spitzzüngig.

„Ist doch kein Problem, Jon“, verkündete Sheryl zu seiner Überraschung.

„Ich hab ein Supergedicht auf Lager, passt mal alle auf! Also, es geht um einen Bauern namens Sekob – den hat’s wohl wirklich mal gegeben, mein Onkel hat mir davon erzählt – und, ja, dann spitzt mal die Ohren, das geht nämlich so!“

Jon bekam einen Hustenanfall, als er sich vor Schreck an der eigenen Atemluft verschluckte. Er hatte überhaupt nicht daran gedacht, dass Sheryl tatsächlich ein Lieblingsgedicht hatte, das sie bei feuchtfrohlichen Anlässen gern zum Besten gab. Jon hatte aber ganz starke Zweifel daran, dass der aktuelle Anlass in diese Kategorie gehörte.

„Ein Bauerngedicht?“, unterbrach Samantha den Vortrag zu Jons Erleichterung, bevor er überhaupt beginnen konnte. „Also ich muss doch sehr bitten.“

„Ihr habt es ja noch gar nicht gehört“, sagte Sheryl, die das gute Essen offenbar ein bisschen arg euphorisiert hatte. „Es ist echt der Knaller. Oder, Jon?“

„Ehrlich gesagt, ich weiß auch nicht, ob...“

„Jon, jetzt komm schon, das wird voll gut. Die letzte Zeile brüllen wir dann wieder zusammen, okaay?“

„Es wird *gebrüllt* bei diesem Gedicht?“, vergewisserte sich Samantha nicht ohne eine gewisse Skepsis zu erkennen zu geben.

„Ja, also, was Alena macht, das ist im Prinzip... Aktionskunst“, versuchte sich Jon an einer improvisierten Erklärung. „Aber ich glaube, wir sollten lieber zu einem späteren Zeitpunkt darauf zurückkommen. Ich, ähm, habe da nämlich auch noch eine Frage wegen meiner Aufnahmeschrift, Nebis. Nehmen wir einmal an, der Käsereibesitzer P. und der Kuhhändler M. aus K. bei A. gründen eine haftungsbefreite Interessengemeinschaft nach Paragraph siebzehn des Handelsgesetzbuchs, um zum Schaden des Milchspekulanten F. –“

„Nicht doch, Junge“, ging Nebis mit gerunzelter Stirn dazwischen. „Das können wir doch später in aller Ruhe besprechen. Jetzt sitzen wir gerade so nett beisammen, da wollen wir uns nicht mit solchen Problemen belasten. Wir haben noch alle Zeit der Welt dafür.“

„Natürlich, Nebis. Ich dachte nur... ähm...“

Jon rang nach Worten, als das angeregte Geplauder überall im Speiseraum plötzlich von einer lauten Stimme durchbrochen wurde.

„Hallo! Hallo zusammen! Kann ich mal kurz eure Aufmerksamkeit haben?“

Ein Mann im roten Jackett war in der Mitte des Saals aufgetaucht und schaute sich nach allen Seiten um. Die hellblond gefärbten Haare verliehen ihm eine etwas aufdringliche jugendliche Ausstrahlung; Jon schätzte aber anhand des etwas faltiges Grinsegesichts, dass der Mann schon ein fortgeschrittenes Alter erreicht haben musste.

„Danke, vielen Dank!“, fuhr der Neuankömmling fort, nachdem er ein paar Sekunden später tatsächlich die Aufmerksamkeit zumindest der meisten Leute im Saal errungen hatte. „Ja, ich stell mich erst mal kurz vor, die meisten kennen mich ja wahrscheinlich noch nicht: Ich bin der Pascal, und ich bin euer Ansprechpartner, wenn es darum geht, wie ihr das Beste aus eurem Urlaub hier auf der *Omnipotencia* machen könnt. Ich zeig euch, wo der Spaß steckt, und ich lass mir auch jeden Tag ein bisschen was für euch einfallen, damit hier auf keinen Fall Langeweile aufkommt.“

„Goblinbeerenextrakt“, wisperte Sheryl in Jons Ohr. „Das schmieren sich ja so viele in die Haare in letzter Zeit. Total knallig, aber sieht auch irgendwie voll blöde aus, oder?“

„Schon“, flüsterte Jon zurück, der dem Blondierten so dankbar für die Unterbrechung war, dass er sich darüber noch gar keine Gedanken gemacht hatte.

„Für heute hab ich natürlich auch eine kleine Aktion geplant“, eröffnete ihnen Pascal, „und die startet sogar schon jetzt sofort. Und zwar hab ich mir überlegt, dass wir uns ja am besten erst mal alle richtig kennenlernen sollten, wenn wir jetzt zusammen so eine spannende Reise unternehmen. Das geht aber natürlich nicht, wenn ihr nur mit den Leuten an einem Tisch sitzt, die ihr eh schon kennt. Deswegen machen wir jetzt den großen Tischetausch! Guckt mal alle unter euer Sitzkissen, da findet ihr einen Zettel mit einer Nummer drauf. Die schaut ihr euch bitte an, setzt euch an den Tisch mit der Nummer, die auf eurem Zettel steht, und – tadaa, schon lernt ihr alle ein paar neue Reisefreunde kennen!“

Jon schaute in drei wenig begeisterte Gesichter. Nur Sheryl war von der Idee sofort überzeugt.

„Super, was die sich hier alles überlegen, oder?“ Aufgeregt griff sie unter ihr Sitzkissen und zog den angekündigten Zettel hervor. „Also, mal gucken... 'ne zwei! Da bin ich ja mal gespannt, wer die auch erwischt hat. Los, Jon, guck doch auch mal nach.“

„Okay, ich guck ja schon.“

Obwohl sich Jon nicht in der richtigen Stimmung wähnte, um neue Reisefreunde kennenzulernen, war er über die Gelegenheit, das zunehmend unangenehmere Tischgespräch aufzulösen, alles andere als unglücklich. Er rückte den Stuhl zurück, stand auf und hob das Sitzkissen an. Der Zettel darunter war ein bisschen zerknittert und zeigte die Zahl sechs. Auch Nebis und die anderen erhoben sich nun eher widerwillig von ihren Stühlen.

„Na dann, bis später“, verabschiedete sich Jon von der Runde und spazierte etwas planlos in den Raum hinein. Es wurde jetzt noch deutlich lauter als zuvor, als sich die versammelte Menge von mehreren Dutzend Reisegästen auf der Suche nach ihrem neuen Tisch im Saal verteilte. Als sich Jon etwas zu plötzlich in eine andere Richtung wandte, wäre er fast mit zwei Männern zusammengeprallt, die sich gerade überschwänglich begrüßten.

„Mensch, Manni, das gibt's ja gar nicht, du auch hier?“, rief der ältere der beiden Männer und schüttelte dem anderen, einem Mann mittleren Alters mit braunem Kurzhaaarscheitel und schwarz-violett kariertem Sakko, begeistert die Hand. Jon quetschte sich an den beiden vorbei und ließ dabei den Blick über die Tische in der Nähe schweifen. Er sah eine Eins, eine Fünf und eine Sieben, aber keine Sechs. Seufzend umging er die beiden enthusiastischen Gesprächspartner ein weiteres Mal und ging die andere Seite des Saals ab. Es herrschte jetzt schon kein ganz so großes Gedränge mehr, weil viele Leute ihre Plätze bereits gefunden hatten und sich die Gespräche an die Tische verlagert hatten.

„Drei... acht... neun... zehn...“, murmelte Jon vor sich hin, während er an den Tischen vorbei ging. Er selbst hatte vorhin an Tisch Nummer vier gesessen, das wusste er noch. Eine Menge Zahlen also, nur die Sechs war nirgendwo zu entdecken.

„Alles in Ordnung?“

Pascal war plötzlich neben ihm aufgetaucht und grinste ihn an. Jon stellte ein bisschen erschrocken fest, dass er fast der letzte war, der noch keinen Tisch gefunden hatte. Nur Manni und sein Kumpel standen noch herum und unterhielten sich angeregt.

„Ja, ich hatte die Sechs unter meinem Sitzkissen, aber die finde ich nirgendwo“, erklärte Jon und reichte dem blonden Mann seinen Zettel.

„Eine Sechs? Es gibt gar keinen Tisch Nummer sechs.“ Pascal runzelte die Stirn, dann kam ihm plötzlich eine Erleuchtung und er drehte den Zettel einmal um. „Das ist natürlich eine Neun!“

„Achso“, sagte Jon und nahm das Papierchen zurück. „Dann lag es aber falsch herum unter dem Sitzkissen.“

„Na sowas. Das tut mir natürlich sehr leid.“

„Macht ja nichts“, murmelte Jon. „Aber wieso gibt es denn einen Tisch neun, wenn es keinen Tisch sechs gibt? Dann ist da ja eine Lücke in der Nummerierung.“

Pascal zuckte mit den Schultern. „Wir haben keinen sechsten Tisch, deswegen werden auch keine Zettel mit einer Sechs drauf verteilt. Ist doch nicht so schlimm, oder?“

„Nee, ich fand's nur seltsam, das ist alles. Ich setz mich dann mal an die Nummer neun.“

„Alles klar. Viel Spaß!“

Jon hatte sich zum Glück gemerkt, wo der neunte Tisch stand und musste nicht länger umherirren, was leicht peinlich hätte werden können, da schon ein paar Leute von den umliegenden Tischen auf sein Gespräch mit Pascal aufmerksam geworden waren. Beim Tisch Nummer neun angekommen, musste er allerdings feststellen, dass er bereits voll besetzt war. Es gab nur vier Stühle an diesem Tisch, und auf jedem von ihnen saß einer der jungen Männer, die ihm schon am Vormittag im Empfangsraum aufgefallen waren. Sie trugen immer noch die gleichen dunkelgrauen Mäntel. Als sie Jon bemerkten, unterbrachen sie ihr Gespräch und beäugten ihn interessiert.

„Äh, das ist hier doch Tisch Nummer neun, oder?“, erkundigte er sich überflüssigerweise, denn das Schild mit der Neun stand ja deutlich sichtbar in der Mitte des Tisches. „Ich habe nämlich eine Neun gezogen und... ja, also ich müsste mich dann wohl irgendwo hier hinsetzen.“

Jon blickte ratlos von Gesicht zu Gesicht, aber was er bekam war zunächst keine richtige Antwort. Stattdessen gab einer der Männer, ein

hagerer Kerl mit raschelkurzen schwarzen Haaren, ganz unvermittelt ein merkwürdiges Geräusch von sich, eine Art Gurgeln, aber rauer und höher, als ob dabei jemand irgendwo in seinem Hals einen kleinen Stein an einer rauen Oberfläche abgeschmirgelt hätte. Jon erschauerte und hätte vor Schreck fast Reißaus genommen, als der Mann ihn auf einmal mit normaler Stimme begrüßte.

„Schön dich zu sehen, Jon. Nebis hat mir schon erzählt, dass du dieses Jahr mitfährst. Er scheint dir ja einiges zuzutrauen, Respekt.“

Er war so irritiert davon, dass einer dieser merkwürdigen Kerle anscheinend etwas mit ihm und Nebis zu tun hatte, dass es ihm für einen Moment die Sprache verschlug. Dann setzte plötzlich die Erinnerung ein.

„Ach, Mark, na sowas!“, begrüßte er ihn erleichtert. „Ich hab dich gar nicht erkannt in... in diesem Mantel. Alles in Ordnung bei euch in der Bibliothek?“

„Ich bin nicht mehr in der Bibliothek, seit Anfang des Jahres schon nicht.“

„Achso?“

Mark hatte schon vor zwei Jahren seine Aufnahmeprüfung am königlichen Hofgericht abgelegt. Seitdem war er Jon nur gelegentlich über den Weg gelaufen, und besonders viel hatten sie auch vorher schon nicht miteinander zu tun gehabt.

„Ich bin im Präsidium der Rechtsanwaltskammer tätig“, teilte ihm Mark mit. „Und du bist jetzt für die Blumen zuständig, habe ich gehört?“

„Nee, so ist das nicht. Ich nehm der Lavina nur manchmal ein bisschen Arbeit ab, man ist ja kein Unmensch. Aber sag mal, wer sind denn deine Freunde hier? Seid ihr auch alle irgendwo am Hofgericht beschäftigt?“

„Nein, nur ich habe meinen Platz auf dem Schiff von Nebis bekommen“, sagte Mark. „Aber wir von der Bruderschaft haben ein Gesetz: Wo einer hingeht, da gehen alle hin. Und es waren glücklicherweise noch genug Plätze frei, damit alle mitfahren konnten.“

„Bruderschaft?“, hakte Jon nach. „Was seid ihr denn für eine Bruderschaft?“

Einer der anderen Männer, ein geleckter Schönling mit einem halben Eimer Moleratfett in den Haaren, stieß nun ebenfalls ein merkwürdiges Schmirgelgurgeln aus und sagte dann: „Wir sind nicht irgendeine Bruderschaft. Wir sind *die* Bruderschaft.“

„Aha“, sagte Jon. „Und worum geht es in eurer Bruderschaft?“

„Das ist nur für Mitglieder der Bruderschaft von Belang.“

„Und ihr seid die einzigen vier Mitglieder?“

Der Schönling nickte. „Ich bin das erste Mitglied der Bruderschaft. Mein Name ist nur meinen Brüdern bekannt, aber man nennt mich *den Netten*.“

Auch der stämmiger gebaute Glatzkopf zu seiner Linken produzierte jetzt das merkwürdige Geräusch und sagte: „Ich bin Asthan, das zweite Mitglied der Bruderschaft.“

„Wartet mal, was ist das für ein komisches Geräusch, das ihr da alle immer macht?“, erkundigte sich Jon. Er hatte zwar Bedenken, ob es womöglich unhöflich war, danach zu fragen, aber eigentlich musste man ja mit Nachfragen rechnen, wenn man ungefragt solche befremdlichen Töne von sich gab.

„Diese Frage hören wir oft“, sagte Mark.

„Sehr oft“, ergänzte Asthan.

„Es ist die traditionelle Begrüßung der Bruderschaft“, eröffnete ihm der Nette. „Wir nennen es das Gurgeln.“

„Ah“, machte Jon und wusste auf Anhieb auch nicht mehr dazu zu sagen.

Der vierte Mann, der dem Anschein nach Jüngste mit einem schmalen Gesicht und schulterlangen, blonden Haaren, tat es seinen Brüdern gleich und gurgelte nun ebenfalls. „Ich bin Caphalor, das vierte Mitglied der Bruderschaft.“

„Die Bruderschaft freut sich, deine Bekanntschaft zu machen, Jon“, sagte der Nette.

„Ja, danke“, sagte Jon. „Gut, also wo setze ich mich denn jetzt hin?“

„An diesen Tisch nicht“, stellte Caphalor klar. „Dieser Tisch ist der Tisch der Bruderschaft.“

„Er ist ausschließlich für Mitglieder der Bruderschaft vorgesehen“, pflichtete ihm Asthan bei.

„Ihr habt doch bestimmt nicht alle die gleiche Nummer gezogen, oder?“, vermutete Jon. „Müsstet ihr nicht an ganz anderen Tischen sitzen?“

„Die Bruderschaft bestimmt selbst, an welchem Tisch sie sitzt“, sagte der Nette.

„Wir gehorchen keinen Zahlen“, sagte Mark.

„Wir gehorchen nur der Bruderschaft“, sagte Asthan.

Seufzend begegnete Jon den eisernen Blicken der Mantelträger. Die würde er so schnell nicht überzeugt bekommen, aber er hatte auch keine Lust, blöd in der Gegend herumzustehen.

„Gibt es noch ein Problem?“ Pascal war wieder bei ihm aufgetaucht und grinste in die Runde.

„Ja, die Jungs hier machen bei der ganzen Aktion nicht mit“, fasste Jon zusammen. „Ich kann mich also nicht an den richtigen Tisch setzen.“

„Das ist ja nicht weiter schlimm“, fand Pascal. „Es wird natürlich niemand zu etwas gezwungen. Du setzt dich einfach an einen anderen Tisch.“

„Und an welchen?“

„Am besten an Tisch sechs. Wenn du deinen Zettel umdrehst, dann ist das ja sogar deine Nummer. Das haben wir doch eben schon gemerkt, weißt du noch?“

„Ich dachte es gibt keinen Tisch sechs?“

„Gleich schon, pass auf.“

Pascal eilte zu einem kleinen Tischchen, auf dem die Speisekarte und ein paar dekorative Blumen platziert waren, räumte alles beiseite und stellte dort stattdessen ein kleines Schild mit der Nummer sechs auf. Dann schob er drei Stühle an das Tischchen und bedeutete Jon, Platz zu nehmen.

„Wenn wir einen Tisch Nummer sechs brauchen, dann gibt es auch einen Tisch Nummer sechs“, verkündete Pascal. „So einfach ist das.“

„Danke.“

Jon setzte sich, und wenig später war Pascal wieder davon geeilt. Im ersten Moment war Jon froh, endlich am Ziel angekommen zu sein, aber es dauerte nicht lange, da kam er sich auch nicht weniger blöd vor als gerade eben noch, so ganz allein an diesem kleinen Beistelltisch. Er hielt es auch nicht für besonders wahrscheinlich, dass sich noch jemand zu ihm verirren würde, denn dazu musste ja jemand erst einmal die Neun für eine Sechs halten und dann auch noch zu diesem unscheinbaren Tischchen finden. Wahrscheinlich waren alle anderen, die eine Neun erwischt hatten, längst an der Bruderschaft gescheitert und hatten sich einfach irgendwo anders auf einen freien Stuhl gesetzt. Jon fragte sich frustriert, wieso er das nicht selber so gemacht hatte. Nicht einmal Pascal nahm diese Aktion so ernst wie er selbst, und das war nun der Dank dafür. Als er sich gerade fast dazu durchgerungen hatte, wieder aufzustehen und nachzusehen, ob es jetzt noch irgendwo einen unbesetzten Platz gab, da kam plötzlich doch jemand auf ihn zu. Es war der Mann mit dem violett-schwarz karierten Sakko, der sich bis gerade eben noch so lebhaft mit seinem Bekannten unterhalten hatte. Er nickte Jon freundlich zu und setzte sich ihm gegenüber an den Tisch.

„Guten Tag, mein Name ist Manfred“, stellte er sich vor. „Heute beginne ich mit einem Sprichwort: *Der Kuckuckskleber stürmt dein Büdchen? Dann schau doch einfach unter's Hütchen!*“

Irritiert glotzte Jon ins strahlende Gesicht des Mannes, auf dem sich aber gleich wieder eine ernste Miene abzeichnete.

„Ja, ganz genau: Wenn dir die Zwangsvollstreckungsmaßnahmen deiner Gläubiger zu viel werden, wenn sich der Gerichtsvollzieher wieder einmal aufführt wie ein Gottkaiser und du dich im Geiste schon im Obdachlosenheim wählst, dann zögere nicht länger und pack den Tlo... Troll beherzt bei den Hauern. Zapfe eine niemals versiegende Geldquelle an, als Hauptberuf oder nebenbei, legal und zuverlässig. Mache Unmengen von Geld, systematisch und fast ohne Risiko. Werde jetzt zum stinkreichen Lebemann – mit dem Hütchenspiel.“

Jon wusste nicht, wo er es plötzlich hergeholt hatte, aber auf einmal hatte Manfred ein Buch vor sich auf den Tisch gelegt. Auf dem Einband war

die Zeichnung dreier Hütchen zu sehen, die auf einem großen gelben Goldhaufen steckten. Darüber war der Titel *Hab und Gut dank Spiel mit Hut* zu lesen.

„Das Hütchenspiel gehört zu den absoluten Klassikern an den Straßenecken dieser Welt. Seit Jahrzehnten erliegen immer wieder neue... Generationen von Spielern dem Reiz der flinken Hütchen und der Aussicht, damit Geld wie Heu zu machen – und zwar spielend leicht. Aber hättest du gedacht, dass das Hütchenspiel gar kein Glücksspiel ist? Der rrs... rasante Reigen der Hütchen entpuppt sich bei genauer Betrachtung als bodenständiger Beobachtungswettstreit zwischen dir und dem Hütchenspieler. Anders als das launische Glück, auf das du etwa bei Karten- oder Wüff... Würfelspielen angewiesen bist, kannst du Aufmerksamkeit und Geistesgegenwart deinem Willen unterwerfen und dir damit den stattlichen Geldgewinn sichern, den das Hütchenspiel möglich macht. Warum aber steht das Hütchenspiel dann in dem Ruf, ein teures Glücksspiel zu sein, bei dem stets nur der raffgierige Hütchenspieler die großen Gewinne einsackt? Die Antwort ist ganz einfach: Weil die meisten Teilnehmer die wahre Natur des Hütchenspiels nicht erkannt haben. Viele von ihnen spielen das Spiel zudem ohne Gss... Gwml...“

Manfreds Miene erstarrte kurz und es entstand eine kurze Pause, bevor er eine halbe Sekunde später fortfuhr.

„...Gewinnabsicht und lediglich, um sich zu zerstreuen. Sei schlauer als diese übersatten Glücksritter. Nutze die wissenschaftlichen, seriösen Grundlagen des Spiels und mache deine so geschulte Beobachtungsgabe zu viel, viel Geld. Dieses Spezialbuch, das du in dieser Form kein zweites Mal auf dem myrtanischen Buchmarkt finden wirst, ist gss... gewissermaßen ein legaler Schlüssel zu den Geldtresoren der Hütchenspieler dieser Welt. Wenn es nach den verborgenen Strippenziehern in diesem Lande ginge, dann geht dich dieses geheime Wissen nichts an. Aber lasse dich von diesem Gehabe bloß nicht einschüchtern. Denn mit dem Ratgeber *Hab und Gut dank Spiel mit Hut* hast du leichtes Spiel, buchstäblich. Ermittle die optimale Spielweise,

nutze die Basis... sss... strategien. Studiere die für jeden erlernbare Kunst des aufmerksamen Hütchenbeobachtens und trainiere das Hütchenspiel intensiv, um anschließend systematisch abzusahnen und das Hütchenspiel in eine muntere, sprudelnde Geldquelle verwandeln zu können. Werde zum König des Hütchenspiels – das Buch liefert dir dazu das theoretische Rüstzeug. Schaue auf...sgebufften Hütchenspielprofis von A bis Z in die Hütchen. Streiche mit deinem neugewonnenen Können ganze Schiffsladungen an Geld ein und genieße das sorgenfreie Dasein eines reichen Lebemanns in vollen Zügen. Alles was du dazu brauchst ist etwas Fantasie und dieses Buch.“

Mit diesen Worten nahm er besagtes Buch wieder vom Tisch und ließ es in einer für Jon nicht richtig einsehbaren Tasche seines Sakkos verschwinden.

„Herzlichen Dank, dass du mir zugehört hast. Mach es gut, geh deinen Weg. Bleib stark und denk immer daran: *Niemals aufgeben!* Dein Manfred.“

Ein breites Grinsen erschien ganz plötzlich für zwei, drei Sekunden in Manfreds Gesicht, dann richtete er sich wieder auf und wanderte davon in Richtung des hinteren Bereichs des Speisesaals. Jon schaute ihm hinterher, bis er hinter einer Stützsäule verschwunden war und er ihn nicht mehr sehen konnte. Danach atmete er einmal tief durch und schloss für einen Moment die Augen. Es waren ein paar wirklich seltsame Leute auf diesem Schiff, so viel stand fest.

„Da bist du ja, Jon!“, riss ihn Sheryls Stimme wieder aus seiner Erholungsphase. „Was sitzt du denn da so ganz alleine am Tisch?“

„Bis eben war noch einer bei mir. So ein Buchhändler... oder Autor, ich weiß nicht genau. Vielleicht auch beides. Ganz komischer Typ. Hat nur auf mich eingeredet, und dann ist er wieder abgehauen, ohne mich mal zu fragen, ob ich das Buch jetzt eigentlich kaufen will.“

„Klingt ja echt voll komisch.“

Erst als sich Sheryl auf den Stuhl setzte, der eben noch von Manfred besetzt gewesen war, bemerkte Jon, dass sie nicht allein gekommen war. Eine Frau ungefähr in ihrem Alter nahm auf dem dritten Stuhl Platz und

begrüßte ihn mit einem etwas fahrigem Lächeln. Sie hatte dunkelblonde Haare, die sie zu einem Pferdeschwanz gebunden hatte, und nervöse Augen, deren Pupillen ständig hin und her huschten.

„Das ist Tara“, erklärte Sheryl fröhlich. „Sie ist auch Autorin, aber nicht für Bücher.“

„Ich schreibe für das Tagesblatt Vengard-Nord“, stellte sie sich vor.

„Deswegen bin ich auch hier auf dem Schiff.“

Sheryl nickte begeistert. „Sie schreibt eine richtige Reportage über die Reise. Vielleicht kommen wir beide auch darin vor, Jon! Voll gut, oder?“

„Wir? Naja, ob wir so interessant sind, dass man unbedingt in der Zeitung über uns schreiben muss...“

„Tatsächlich möchte ich mit jedem Passagier und jeder Passagierin reden“, erklärte Tara. „Ich will diese Reise von allen Seiten beleuchten. Wer fährt mit, und warum? Was bewegt die Menschen hier? Was macht so eine Kreuzfahrt mit den Menschen? Diese ganzen spannenden Fragen eben.“

„Es ist ihre erste Reportage“, sagte Sheryl. „Und sie ist ganz schön aufgeregt deswegen, also wär es doch nett, wenn wir ihr helfen würden und uns von ihr befragen lassen, oder?“

Jon konnte die Begeisterung seiner Kusine nicht so recht teilen. Einer guten Journalistin war es ja durchaus zuzutrauen, dass sie Verdacht schöpfte, wenn sie es in einer solchen Befragung mit falschen Eheleuten zu tun bekam.

„Ich stehe vor allem wegen meinem Chef ein bisschen unter Druck“, gab Tara zu. „Er hat mir sechs Themen zur Auswahl gestellt, von denen ich drei bearbeiten soll. Eines davon ist diese Kreuzfahrt hier, und die verbraucht schon einen Großteil meines Budgets.“

„Ach, dein Chef wird dir schon einen Zuschuss geben, wenn du nicht ganz hinkommst mit dem Geld“, machte ihr Sheryl Mut. „Wegen so einer Kleinigkeit schmeißen die dich doch nicht raus.“

„Ich fürchte doch. Mein Vorgänger wurde genau deswegen rausgeschmissen. Er hat nur fünf Goldstücke zu viel ausgegeben, für einen wichtigen Brief, der noch dringend weg musste, kurz bevor seine

Reportage fertig war. Da hat ihn mein Chef direkt entlassen, ohne noch ein Wort mit ihm zu wechseln. Und das, obwohl er ihn vorher noch in den höchsten Tönen gelobt hatte, so haben es mir die Kollegen erzählt. Deswegen haben sie mir auch ausdrücklich eingeschärft, dass ich auf keinen Fall mein Budget überschreiten soll. Da kennt mein Chef anscheinend keinen Spaß.“

„Und dann hast du dir ausgerechnet die Kreuzfahrt ausgesucht?“, entgegnete Jon. „Das wird doch sicher das teuerste Thema gewesen sein.“

„Schon, aber ich klappere doch nicht mitten im Winter alle Nordmarclans mit einem Wolfsschlitten ab, um die Leute da zu befragen“, verteidigte sich Tara. „Ich wollte... also, ehrlich gesagt wollte ich eben erst einmal mit etwas Einfachem anfangen. Das ist ja schließlich das erste Mal, dass ich sowas mache. Und die Leute in Nordmar sollen auch nicht ganz unkompliziert sein.“

„Du machst das bestimmt super“, glaubte Sheryl. „Sollen wir gleich anfangen mit den Fragen?“

„Hier geht das nicht“, sagte Tara. „Ich habe ein magitechnisches Stimmenaufnahmegerät bekommen, mit dem ich die Befragungen durchführen soll, und dazu muss es sehr still sein. Der Vorteil ist, dass ich wenigstens nicht die ganze Zeit mitschreiben muss. Am besten kommt ihr dann mal zu mir in die Kabine, oder ich komme zu euch, wie ihr wollt. Aber ich befrage euch dann auf jeden Fall einzeln.“

„Einzeln?“, wiederholte Jon. „Aber... wir machen sonst immer alles zusammen, meine Frau und ich.“

„Es ist ja nicht für lange. Und auf manche Fragen bekommt man ehrlichere Antworten, wenn der Ehemann nicht dabei ist.“ Tara lächelte ein bisschen verschmitzt, und Jon hatte den Eindruck, dass sie ihre Nervosität fürs Erste überwunden hatte. Für ihn selbst galt leider eher das Gegenteil.

„Was sind denn das für Fragen?“, erkundigte er sich vorsichtig. Es passte ihm überhaupt nicht, dass Sheryl ohne seine Anwesenheit eingehend befragt werden sollte – vor allem wenn es nicht einmal ausgeschlossen

war, dass es dabei auch um ihre vermeintliche Ehe ging. Diese Journalistin mochte neu sein in ihrem Beruf, aber wenn sie auch nur ein bisschen was von ihrem Handwerk verstand, dann würde sie die Wahrheit in Windeseile aus Sheryl herausgekitzelt haben. Und dann musste Nebis in zwei, drei Wochen nur einmal einen Blick in den Bericht des Tagesblatts Vengard-Nord werfen und Jon würde sich nach einer neuen Anstellung umsehen können.

„Ach, nichts Schlimmes“, sagte Tara. „Es geht ja nur darum, die Passagiere alle so genau wie möglich kennenzulernen, damit ich sie in meiner Reportage auch treffend porträtieren kann. Wenn ich eines nicht möchte, dann ist das gleich zu Beginn meiner Tätigkeit einen oberflächlichen Bericht abzuliefern. Das ist es ja nicht, wofür das Tagesblatt Vengard-Nord steht.“

„Klar. Also wir sind dabei, oder, Jon?“

Jon wusste, dass er keine Wahl hatte. Wenn er nicht zustimmte, dann würde es ihm Sheryl so übel nehmen, dass sie womöglich aus Trotz heraus nicht mehr mitspielte. Er würde ihr vorher bloß einschärfen müssen, was sie zu sagen hatte, wenn es um heikle Fragen ging.

„Na gut, wieso nicht?“, gab er also nach.

„Das ist wirklich nett von euch“, freute sich Tara. „Heute befrage ich erst einmal ein paar Leute aus der Besatzung, Pascal und der Kapitän haben mir schon zugesagt. Aber wenn ihr wollt, dann könnt ihr gleich morgen nach dem Frühstück vorbei kommen.“

„So machen wir das“, freute sich Sheryl. „Aber ich bin als Erste dran, ja?“

Jon kam gar nicht zu einer Antwort, denn Sheryl klatschte plötzlich begeistert in die Hände, als drei Kellner mit Tablett voller kleiner Schüsseln den Raum betraten.

„Der Nachtschiff ist da! Das wurde aber auch Zeit!“

Angespannt lauschend bewegte Harry den Dietrich nach links, dann nach rechts und noch einmal nach links, bis er endlich das erlösende Klicken hörte. Er zog den Dietrich aus dem Schloss, öffnete die Tür und drehte das hinter der Glasfläche hängende *Geschlossen*-Schild auf die

Geöffnet-Seite, bevor er die Konditorei betrat und die Tür wieder hinter sich schloss.

Harry ließ sich erleichtert auf Sheryls Drehstuhl sinken und entspannte die schmerzenden Fingermuskeln. Schlösserknacken war nicht gerade seine Spezialität, und obwohl die Konditorei an einer eher wenig besuchten Seitenstraße am Friedensplatz lag, hatte es eine Weile gedauert, bis er einen unbeobachteten Moment abpassen konnte, um einen Versuch zu wagen. Beim vierten Versuch hatte es schließlich endlich geklappt. Die erste Herausforderung hatte er also hinter sich gebracht, aber mit Sicherheit nicht die größte.

Im Back- und Verkaufsraum hatte Sheryl ein ziemliches Chaos hinterlassen: Förmchen, Backbleche, Rührschüsseln und Kuchenheber lagen kreuz und quer auf den Arbeitsflächen und Tischen verstreut. Fertige Kuchen oder Torten gab es natürlich keine mehr, die hatte Sheryl alle rechtzeitig vor der Abreise verkauft oder selbst vertilgt.

Harry versuchte, sich ein bisschen zu entspannen und einen klaren Kopf zurückzugewinnen – eine Aufgabe, die ihm nicht ganz leicht fiel, weil die Stelle, an der ihm der Pfeil die Ohrmuschel abgerissen hatte, unter dem notdürftig aus einem Hosenbein improvisierten Verband höllisch schmerzte. Er wusste noch immer nicht so recht zu entscheiden, ob der Bandit ein sehr guter Schütze war oder das eigentliche Ziel knapp verfehlt hatte – auch wenn das wohl kaum im Sinne des Barons hätte sein können. Es spielte aber eigentlich auch keine Rolle: Das linke Ohr war weg, das würde er so schnell nicht wiederbekriegen. Er hatte sich ja auch ordentlich ins Zeug legen müssen, bevor er eine neue Nase bekommen hatte. Aber wenn er seine Arbeit hier gut machte und alle Lieferungen so abwickelte, wie Baldur das erwartete, dann würde es vielleicht gar nicht so lange dauern. Der Baron konnte manchmal auch sehr großzügig sein, wenn er zufrieden war.

Nachdem Harry den Verband gerichtet hatte, stand er auf und ging hinüber in den kleineren Nebenraum, wo er für gewöhnlich mit der Teigherstellung beschäftigt war. Hier lagerten auch die Zutaten, aber außer ein paar großen Säcken Mehl war nichts mehr vorrätig. Eier, Milch

und Butter hielten natürlich auch nicht besonders lange, sodass Sheryl alle übrigen Vorräte verbraucht oder vielleicht auch weggeschmissen hatte. Als Allererstes würde er also einkaufen gehen müssen, aber das ging natürlich nicht während der Öffnungszeiten – er hatte schließlich keine Ahnung, wann die ersten Handlanger des Barons eintreffen würden, die er auf keinen Fall verpassen durfte. Erkennen würde er sie an ihrem Siegelring, und wenn alles so reibungslos funktionierte wie bei der Probelieferung, dann würde er von ihnen bei der Kuchenbestellung eine geheime Botschaft zugesteckt bekommen, die ihm sagte, wo er die Waren abzuholen hatte. Das war meistens ein Müller oder Kleinbauer, der vom Baron dafür bezahlt wurde, die Waren bei sich zu lagern, bis Harry sie abholte. Er brachte sie dann in die Konditorei, versteckte sie zunächst – sein Spezialgebiet, das in Sheryls Abwesenheit aber wohl deutlich an Bedeutung verlieren würde – und verbarg sie später in den von Sheryl fertig gestellten Kuchen. Die wiederum konnten anschließend von einem anderen Handlager wieder abgeholt und direkt in die schicksten Viertel Vengards transportiert werden, wo sich irgendein Ratsherr oder Adelige über ein frisches Paket Sumpfkraut, einen unverzollten Edelstein oder eine verbotene Waffe freuen durfte. Das war keine Selbstverständlichkeit, denn seit dem Ende des Krieges und den kurz darauf immer weiter verschärften Handelsgesetzen war es nicht einmal mehr für die reichsten und mächtigsten Männer der Hauptstadt so ohne Weiteres möglich, an alles heran zu kommen, was sie beehrten – nicht ohne die Hilfe des Barons zumindest. Beim Probedurchgang hatte alles wunderbar funktioniert und Baldurs Plan war aufgegangen: Kuchenlieferungen waren so häufig, dass sie kaum kontrolliert wurden, und Sheryls guter Ruf tat ihr Übriges. Noch dazu ließ sich eine Sahnetorte schwer auf Schmuggelgut überprüfen, ohne sie dabei zu ruinieren, und nicht einmal die königlichen Palastwachen, die mittlerweile oftmals die deutlich korrupteren, gewöhnlichen Stadtwachen bei den Kontrollen begleiteten, wollten grundlos den Zorn eines einflussreichen Mannes im oberen Viertel Vengards auf sich ziehen.

Es war kein schlechter Plan – leider baute er darauf auf, dass es eine Konditorin gab, die ahnungslos für die nötigen Kuchen und Torten sorgte.

Harry schloss die Augen, atmete tief durch und versuchte erneut, sich von den Schmerzen am blutigen Ohrloch nicht völlig vereinnahmen zu lassen. Vielleicht war es gar keine so unmögliche Aufgabe, wie er dachte. Den normalen Kunden, denen ohne Siegelring, würde er einfach erzählen, dass Sheryl und er an einem Großauftrag arbeiteten. Etwas, das keinen Aufschub duldete und so arbeitsaufwändig war, dass leider alle anderen Aufträge in dieser Woche abgelehnt werden mussten. Dann blieben nur noch die Männer des Barons übrig, und deren Kuchen mussten ja bloß überzeugend aussehen und nicht unbedingt gut schmecken. Er hatte auch schon überlegt, ob er die Kuchen vielleicht einfach bei einer anderen Konditorei kaufen konnte. Diese Idee drohte bloß daran zu scheitern, dass die einzigen anderen Konditoreien, von denen Harry wusste, im oberen Stadtviertel lagen, und in das kam er nicht so einfach hinein, erst recht nicht mit einem blutigen Verband um den Kopf. Er würde wohl doch selbst in der Küche improvisieren müssen, sobald es zum ersten Mal dazu kam, dass er einen Kuchen brauchte. Dann blieb ihm wahrscheinlich nichts anderes übrig, als darauf zu setzen, mit einer Menge Anstrengung und Konzentration vielleicht etwas einigermaßen Ansehnliches zustande zu bekommen. Und außerdem zu hoffen, dass Sheryl nächste Woche keinen Wind davon bekam, was er hier veranstaltet hatte – oder, besser, sich bis dahin eine gute Ausrede überlegt zu haben. Zunächst aber brauchte er Zutaten, und für Zutaten brauchte er Geld, das er nicht hatte. Die Hälfte seines ersten Monatslohns hatte der Baron eingestrichen und die andere war schon für ein bisschen was zu essen und die Kräutermittel drauf gegangen, die er gegen die Schmerzen an seiner Nase nahm. Im Augenblick klammerte er sich an die vage Hoffnung, dass Sheryl irgendwo im Laden noch etwas für Notfälle zurückgelegt hatte.

Das helle Läuten der Türglocke schreckte Harry aus seinen Gedanken auf. Hastig rückte er noch einmal den Verband zurecht und stellte

danach fest, dass seine Hände blutig geworden waren. Leise fluchend wischte er sie an seiner Hose ab und eilte zurück in den Verkaufsraum, wo sich tatsächlich schon ein Kunde vor dem leeren Kuchentresen aufgestellt hatte: Ein etwas älterer Mann mit grauen Geheimratsecken, den Harry vielleicht für einen Stadtkämmerer gehalten hätte, wäre da nicht der purpurrote Mantel gewesen, der ihn als einen hohen königlichen Beamten auswies. Flankiert wurde er von zwei gelangweilt dreinschauenden Männern in der Rüstung der Palastwache.

„Bin ich hier richtig in der Konditorei der Frau Sheryl?“, erkundigte sich der Besucher und runzelte bei Harrys Anblick die Stirn. Anscheinend hatte er den Verband doch nicht richtig gerade gerückt, schoss es ihm durch den Kopf.

„Ja, ganz genau“, bestätigte Harry. „Ich bin ihr Lehrling Harry. Also, Harrison, eigentlich. Sheryl ist gerade –“

„Keine Details bitte“, schnitt ihm der Mann das Wort ab. „Ich habe nicht den ganzen Tag Zeit. Calsius mein Name, oberster Speisemeister seiner Majestät Lothar des Ersten.“

„Ah, ja, freut mich“, übte sich Harry in Höflichkeit, ohne dass sein Gegenüber davon Notiz zu nehmen schien.

„Wie du sicher bereits weißt, findet morgen Abend das große Winterbankett im Palast statt, zu dem Delegationen aus Nordmar, aus den Orklanden sowie aus Varant anreisen werden. Unverzichtbarer Bestandteil dieser Feierlichkeit ist ein umfangreiches Kuchenbuffet, für das wir von mehreren schlossnahen Konditoreien beliefert werden. Leider ist eine der besagten Konditoreien nicht in der Lage, ihrem Auftrag gerecht zu werden. Die Zeit ist knapp und bei der Suche nach einer anderen Konditorei wurde mir diese hier empfohlen. Es scheint, dass sie bei einigen Herrschaften im oberen Viertel einen gewissen guten Ruf genießt.“

Harry bemühte sich angesichts des Kompliments ein bisschen freundlich zu gucken, obwohl Calsius' Gesichtsausdruck darauf hindeutete, dass ihm nicht ganz klar war, wie dieser gute Ruf zustande gekommen war.

„Ich erteile dieser Konditorei hiermit im Namen seiner Majestät Lothar

des Ersten den Auftrag, für den genannten Anlass bis morgen Abend bei Sonnenuntergang eine große Festtagstorte bereitzustellen. Die Torte kann aus beliebigen Zutaten hergestellt werden, solange diese myrthanischen Ursprungs sind. Sie soll in wenigstens fünfundsiebzig Stücke gewöhnlicher Größe zerteilbar sein und in Hinblick auf Geschmack und Verträglichkeit den höchsten, nämlich königlichen Ansprüchen genügen. Für die termingerechte Auslieferung der Torte wird eine Summe von eintausend Goldstücken in Aussicht gestellt.“

Harry fühlte ein nervöses Kribbeln in den Fingern, als er sich diese monströse Torte in seinem Kopf ausmalte. Aber dann warf er einen prüfenden Blick auf Calsius' Hände und wusste, was zu tun war. Kein Siegelring, keine Torte.

„Das ist eine große Ehre“, begann er vorsichtig, „aber wir sind leider, also, mit einem anderen großen Auftrag beschäftigt und nehmen gerade gar nichts an. Das ist natürlich Pech, aber... kann man jetzt wirklich nichts machen...“

„Ich muss mich verhört haben“, erwiderte der Speisemeister mit gefährlich funkelnden Augen. „Welcher Auftrag soll das sein, der bedeutsamer ist als ein Auftrag für den Herrscher Myrtanas höchstselbst?“

„Ähm, ich weiß jetzt nicht ob Ihr den kennt, aber –“

„Das war keine Frage, auf die ich eine Antwort erwartet habe!“, polterte Calsius. Die Plattenrüstungen der beiden Palastwachen klapperten ein bisschen. Offenbar hatte er die beiden aus ihrem Halbschlaf geweckt.

„Vielleicht hilft es, wenn ich dir verrate, wie es mit der bereits erwähnten schlossnahen Konditorei weitergehen wird, die uns durch ihre Unfähigkeit überhaupt erst in diese Lage gebracht hat.“

Harry wusste nicht, ob er diesmal antworten durfte, aber als Calsius eine lange Pause einlegte, fragte er schließlich zaghaft: „Wie denn?“

„Gar nicht!“, zischte der Mann im Purpurmantel. „Lass es mich so ausdrücken: Wenn eure Konditorei bis morgen Abend eine geeignete Torte abgeliefert haben wird, dann könnte ihr eine prächtige Zukunft bevorstehen. Andernfalls...ich sage nur so viel: Wir suchen immer noch

nach einem geeigneten Ort für die königliche Latrinenmanufaktur.“
„O... kay, okay“, stammelte Harry. „Wir können ja mal versuchen, ob wir... also, vielleicht ist es ja möglich...“

„Morgen Abend bei Sonnenuntergang bin ich zurück. Und dann steht hier besser die größte und schmackhafteste Torte auf dem Tresen, die jemals in dieser Konditorei gebacken wurde. Habe ich mich klar ausgedrückt?“

„Ja, natürlich“, sagte Harry tonlos.

„Dann wünsche ich noch einen produktiven Tag.“ Er gab den Palastwachen ein Zeichen und marschierte mit ihnen strammen Schrittes durch die Tür nach draußen, die wie zum Hohn ihr ekelhaft fröhliches Glockenläuten von sich gab.

Als es wieder still war, fühlte sich Harry wie betäubt. Hatte die vergangene Begegnung tatsächlich stattgefunden? Es war verlockend, diese Frage mit einem Nein zu beantworten, die große monströse Torte aus seinen Gedanken zu verbannen und weiterzumachen wie bisher. Aber so sehr sein Kopf auch schmerzte, er hatte nicht den Eindruck, völlig verrückt geworden zu sein. Er hatte sich noch nie im Leben so sehr einen Dachschaden gewünscht, aber er hatte keinen. Nur sehr, sehr großes Pech und ein noch größeres Problem. Ein Problem aus fünfundsiebzig ungebackenen Tortenstücken.

Seit Jahrhunderten glauben Menschen auf der ganzen Welt an den teils wohlwollenden, teils schädlichen Einfluss von Geistwesen, die unterschiedlichste Gestalten annehmen können. Während es bis vor wenigen Jahren gängige Forschungsmeinung war, dass diese Wesen lediglich ins Reich der Fantasie gehören, mehren sich in jüngster Zeit Stimmen, die seit der Verbannung der Götter einen spürbar hohen Einfluss von Geistwesen wahrzunehmen glauben und ihre Existenz somit für denkbar halten. In der Vitrine ausgestellt sind die Bildnisse zweier der bekanntesten Geistergestalten: des Jadevogels von Kila sowie des Schattenherrn der siebzig Seen. Während die Jadestatue bereits während einer der ersten Entdeckungsreisen in die südlichen Meere nach einem Tauschhandel auf Kila in myrtanische Gefilde

geriet, datiert die Holzschnitzerei, die den Schattenherrn der siebenzig Seen zeigt, vermutlich aus dem vorletzten Jahrtausend und gehört daher zu den ältesten uns bekannten Darstellungen von Geistwesen. Ob diese Kunstwerke Zeugnisse der reichen Fantasie ihrer Erschaffer sind oder uns einen tatsächlichen Einblick in eine uns fremde Welt gewähren können, diese Entscheidung ist allein dem Betrachter überlassen.

„Was soll denn das da sein? Ein Feldräuber?“

„Nee“, seufzte Jon und begutachtete die beiden Ausstellungsstücke noch einmal aus der Nähe, soweit es die Glasplatte zuließ. „Das ist ein Vogel. Der Jadevogel von Kila. Lies doch mal, hier steht alles.“

„Ach lass mal“, sagte Sheryl. „Ich guck mir das lieber nur an, ist doch viel spannender so.“

Jon war da zwar anderer Meinung, aber das kleine Museum, das man auf dem vierten Deck des Schiffes eingerichtet hatte, bot tatsächlich so einiges Betrachtenswertes. Besonders beeindruckt hatten Jon die alten Reliquien und anderen Fundstücke aus dem Tempel von Al Shedim, zu denen nicht nur mehrere Steintafeln, sondern sogar ein alter Sarkophag und ein wunderschöner fast vollständiger Wandteppich gehörten. Dazu kamen verschiedene Totems und Stammeszeichen von den südlichen Inseln, eine Sammlung in Gletscherquarze eingeschlossener Insekten und eine Ausstellung unterschiedlicher Jagdtrophäen, darunter Schattenläuferköpfe und gewaltige Crawlerzangen. Es war ein wildes Sammelsurium aller möglichen Exponate, das keinem besonderen Thema zu unterliegen schien. Jon vermutete, dass die Eigentümer des Kreuzfahrtschiffs einfach alles ausstellten, das sie in die Finger bekommen konnten, denn vermutlich war es gar nicht so leicht, Ausstellungsstücke für ein schwimmendes Museum überlassen zu bekommen. Möglich war das alles vermutlich nur, weil die *Omnipotencia* zu den sichersten Schiffen der Welt gehörte, worüber eine andere kleine Ausstellung informierte, die sich Jon und Sheryl bereits zu Beginn ihres Museumsbesuchs angeschaut hatten. Zu sehen gewesen war dort ein Modell des Schiffs und eine Reihe von Erklärungstafeln, die unter anderem den magitechnischen Antrieb im Unterdeck erklärt hatten,

soweit etwas so Kompliziertes denn einem Laien überhaupt verständlich zu machen war. Jon hatte eigentlich nur für sich mitgenommen, dass der Schiffsantrieb durch einen großen Glastank beständig mit hochkonzentrierter Manaflüssigkeit versorgt wurde und daher weder auf günstige Winde noch auf Ruderkraft angewiesen war. So konnte das Schiff auch von einem einzigen Mann gesteuert werden, nämlich dem Kapitän selbst, ohne dass es dutzende Matrosen brauchte, die Segel hissten oder Ruder schwangen. Jon fand es beeindruckend, was mit Magietechnik mittlerweile alles möglich war.

„Guck mal hier, ein Goldklumpen!“, rief Sheryl und winkte ihn zu sich. Dass sie seit dem Mittagessen so aufgekratzt war, wurde ihm gerade wieder etwas unangenehm, denn es war auch noch ein älteres Ehepaar im Museum, das sicher nicht gestört werden wollte.

„Na wenn der mal nicht geklaut wird...“ Sie klopfte mit dem Fingerknöchel gegen das Vitrinenglas. „Wobei, wär doch eigentlich super, oder? Dann kann Tara 'ne richtig spannende Reportage drüber schreiben!“

Jon stellte sich neben Sheryl an die Vitrine und warf einen Blick auf das Erklärungsschildchen.

„Das ist kein Goldklumpen, das ist ein Fangheuschreckenei. Siehst du, es lohnt sich eben doch, die Texte zu lesen.“

Verdutzt las Sheryl nun selbst, was unter der Glasvitrine geschrieben stand. „*Fangheuschreckenei aus dem Norden der Insel Khorinis, für gewöhnlich in trockenen Wüstengebieten zu finden?* Das ist doch totaler Quatsch. Guck dir das doch mal an, das ist ein Goldklumpen!“

Instinktiv wollte Jon widersprechen, aber beim Blick auf das Exponat kam auch er ins Grübeln.

„Du hast schon recht, wie ein Fangheuschreckenei sieht das eigentlich nicht aus.“

„Ja, die müssten doch viel weicher sein“, sagte Sheryl. „Und vielleicht irgendwie klebrig oder glitschig oder so. Ein bisschen eklig eben. Und vor allem nicht golden!“

„Davon hab ich auch noch nie was gehört, dass Fangheuschreckeneier wie Goldklumpen aussehen“, stimmte ihr Jon zu. „Aber hier steht es ja so auf dem Schild.“

„Da haben die wohl einfach das falsche Schild aufgestellt“, vermutete Sheryl. „Weil, das ist ja nun echt ein Goldklumpen. Das sieht man doch.“ „Sieht für mich auch wie ein Goldklumpen aus. Sie haben sich wohl wirklich bei der Beschriftung vertan.“

„Eine andere Erklärung gibt’s ja nicht.“

„Nee.“

„Hallo zusammen und nicht erschrecken“, dröhnte es plötzlich in ohrenbetäubender Lautstärke durch den Raum. „Ich bin’s wieder, euer Kapitän Morris! Hoffentlich habt ihr’n netten Nachmittag auf unserem Kutter hier, es gibt ja ’ne Menge zu sehen und zu machen. Die Zeit vergeht wie im Flug, und gleich sind wir auch schon bei unserem ersten Zwischenziel angekommen. Wenn ihr jetzt raus an Deck geht, dann seht ihr Khorinis schon in gar nicht mehr so weiter Ferne. Wir werden dort gleich kurz vor Anker gehen und ein paar neue Reisegefährten mit an Bord nehmen, und dann geht es auch schon weiter in den Süden. Ihr bleibt bitte alle an Bord und schaut euch das Ganze vom Schiff aus an – nicht dass wir eine von euch Landratten auf Khorinis vergessen! Ich sag dann mal: Land voraus, und einen schönen Abend euch allen. Seid nett zu den Neuen, alles klar? Bis bald, euer Kapitän Morris!“

„Müssen die das Ding unbedingt so laut stellen?“, stöhnte Jon und warf der bronzenen Plärrkugel an der Raumdecke einen bösen Blick zu. „Da summen einem ja die Ohren. Oder, Sheryl?“

Fast hätte er Sheryl angestupst, als er gerade noch rechtzeitig feststellte, dass die Frau neben ihm gar nicht Sheryl war. Es war die andere Museumsbesucherin, die aber von seinem Monolog offenbar keine große Notiz genommen hatte, weil sie ganz damit beschäftigt war, mit ihrem Mann herumzutuscheln.

„Ich will mir gar nicht ausmalen, was da für Leute an Bord kommen“, hörte er die Frau flüstern. „Sie sollen ja alle ganz irre sein in Khorinis.“

„Sind’s auch“, stimmte ihr Mann brummelnd zu. „Ne Insel der

Bekloppten is' das, ich hab's schon immer gesagt.“

„Es sollen ja jetzt schon mehr Verrückte da leben als Normale. Schrecklich sowas. Die Kinder haben sie längst alle weggebracht, das sagt ja alles.“

„Kann man auch nicht machen, die Kinder mit solchen Bekloppten alleine zu lassen.“

„Hoffentlich kommt keiner von denen ins Zimmer neben uns. Das halte ich nicht aus.“

„Können die auch nich' machen, uns neben den Bekloppten wohnen zu lassen. Da kriegen die was zu hören von mir, wenn die das machen. Alles lass ich mir nich' bieten, irgendwo hört der Spaß auf.“

„Schrecklich wäre das. Mit diesen Leuten kann man ja sicher auch gar nicht reden.“

„Nee. Was willst'n du auch mit so'n Bekloppta? Das lassen wir uns nich' gefallen.“

Jon hatte das Gespräch nun lange genug mit angehört. Für gewöhnlich mischte er sich nicht gerne in fremde Unterhaltungen ein, aber diesmal konnte er nicht anders. Er räusperte sich so lange, bis sich das Ehepaar zu ihm umdrehte und ihn misstrauisch beäugte.

„Entschuldigung, aber ich habe euer Gespräch gerade zufällig mitgehört“, begann Jon betont ruhig. „Ich möchte darauf hinweisen, dass Khorinis zwar die größte Nervenheilanstalt des myrtanischen Reiches beheimatet, dass allerdings mitnichten alle Einwohner der Insel verrückt sind. Nicht nur das, die fälschliche Verunglimpfung der Einwohner von Khorinis als Geistesgestörte ist sogar ein strafrechtlich relevantes Delikt im Sinne von Paragraph sechsunddreißig des Strafgesetzbuches. Erst in diesem Sommer wurde am königlichen Hofgericht ein Präzedenzfall verhandelt, bei dem eine Frau zu einer Geldstrafe von zweihundert Goldmünzen verurteilt wurde, nachdem sie einen kürzlich zugezogenen Nachbarn vor Zeugen als, ich zitiere, *durchgeknallten Inseldeppen* bezeichnet und ihm aus diesem Grund die Benutzung des nach dem Willen des Grundstückseigners gemeinschaftlich zu betreibenden Gartenbrunnens verwehrt hat. Die Kinder von Khorinis wurden im

Übrigen nicht zum Schutz vor vermeintlich geisteskranken Einwohnern von der Insel gebracht, sondern aufgrund von Sicherheitsmaßnahmen, die im Rahmen der derzeit laufenden Ermittlungen zur hohen Unfruchtbarkeitsrate auf der Insel eingeleitet wurden. Diese ist nämlich möglicherweise auf schädliche Bestrahlungen im Kindesalter durch unterirdische Vorkommen magischen Erzes zurückzuführen, so zumindest der Verdacht. Obwohl diese These bislang nicht bestätigt werden konnte, leben alle Familien mit Kindern auf Anraten des myrtanischen Naturkundeinstituts bis auf Weiteres auf dem Festland. Was ich damit sagen will: Von den neuen Mitreisenden geht keine größere Gefahr aus als von jedem anderen hier an Bord, und es besteht deshalb auch kein Anlass, sie irgendwie anders zu behandeln als jeden anderen. Einen schönen Tag noch.“

Jon nickte dem versteinerten Ehepaar streng zu und wandte sich von ihnen ab, aber noch bevor er sich über seinen tollen Auftritt freuen konnte, sprang ihn auch schon Sheryl an und umarmte ihn stürmisch. „Das war voll gut, Jon!“, rief sie begeistert. „Du klingst schon echt wie ein richtiger Richter, total ernsthaft und so! Vielleicht hast du ja echt recht damit, dass du dich geändert hast. Ich glaub sowas wie diese Wahl zum schönsten Mädels des Hafenviertels damals, das würdest du heute echt nicht mehr veranstalten. Das ist dir jetzt bestimmt sogar voll peinlich, oder?“

„Können wir das bitte später besprechen?“, zischte er Sheryl ins Ohr und zerrte sie zum Ausgang des Museums.

„Ups, tschuldigung“, sagte sie, als sie wieder im langen Korridor des vierten Decks angelangt waren. „Meinst du, die haben das gehört?“

„Die standen doch fast noch daneben“, seufzte Jon.

„Tut mir leid. Ich bin einfach gerade noch voll hibbelig, das erste Mal auf so einem Kreuzfahrtschiff... da hab ich nicht genau drauf geachtet, wer alles zuhört. Aber kommt nicht wieder vor, okay?“

„Schon in Ordnung. War ja auch nett, was du gesagt hast.“

Sheryl schenkte ihm ein erleichtertes Lächeln und sie gingen gemeinsam die Treppe zum Aussichtsdeck hoch. Seinen Namen trug es eindeutig

zurecht, denn von hier aus hatte man unter freiem Himmel die beste Aussicht über das gesamte Schiff – hinab auf die Balkone, die offenbar zu den luxuriöseren Kabinen gehörten, auf das begehbare Oberdeck, das sich an die Innenräume des ersten Decks anschloss, und auf das Häuschen am Bug, aus dem heraus die *Omnipotencia* laut dem Schiffsplan im Museum vom Kapitän gesteuert wurde. Vor allem aber war von hier aus ein weiter Blick auf das Meer in alle Himmelsrichtungen möglich, weshalb es auch nicht verwunderlich war, dass sich schon einige ihrer Mitreisenden eingefunden hatten, um die näher kommende Insel zu beobachten. Jon und Sheryl stellten sich an eine freie Stelle der Reling und genossen für eine Weile schweigend den salzigen Seewind, der ihnen um die Ohren blies. Khorinis war tatsächlich schon sehr nah und erstrahlte im Licht der untergehenden Sonne in orangefarbenem Licht. Oben auf dem Leuchtturm brannte eine helle Flamme und um die Spitze des alten Dämonenbeschwörerturms tanzten blaue und grüne Lichter. Jon hatte gehört, dass sie dort zahlenden Besuchern neueste magische Beleuchtungsapparate präsentierten, die bunte Kugeln, Funken und Strahlen in den Himmel zaubern konnten. Er konnte sich gut vorstellen, dass der Turm mit seiner geheimnisvollen Geschichte eine eindrucksvolle Kulisse für ein solches Schauspiel abgab – daran änderten auch die jüngsten Thesen mehrerer renommierter Historiker nichts, nach denen der für den Turm verantwortliche Dämonenbeschwörer womöglich überhaupt nicht hatte zaubern können. Jon war sich allerdings ohnehin nicht sicher, ob das wirklich stimmen konnte. Zumindest der Turm musste ja irgendwo hergekommen sein, und ein greiser Mann konnte den wohl kaum im Alleingang errichten, wenn ihm nicht irgendein Zauber dabei half.

„Jon, Junge, hier steckst du also!“, unterbrach eine bekannte Stimme die angenehme Stille. Nebis eilte auf ihn zu, in den Händen ein Gemälde, das Jon sofort wiedererkannte.

„Wir haben uns das Museum angeguckt“, berichtete Sheryl gut gelaunt.
„Was ist denn das für ein Bild?“

„Du wirst dich sicher daran erinnern, oder, Jon?“, fragte ihn Nebis, als er bei ihnen an der Reling angekommen war, und fügte an Sheryl gerichtet hinzu: „Es wurde angefertigt, als Jon gerade seine Ausbildung am königlichen Hofgericht begonnen hat. Alle anderen, die zusammen mit ihm angefangen haben, sind auch mit auf dem Bild.“

„Ich weiß noch, wie wir den ganzen Nachmittag lang Modell gestanden sind“, entsann sich Jon. Beim Blick in die gemalten Gesichter von damals wurden direkt so einige Erinnerungen wach.

„Nicht zu glauben, dass es schon wieder fünf Jahre her ist, was?“, sagte Nebis. „Jedenfalls bist du der einzige auf dem Bild, der es geschafft hat, also sollst du es auch bekommen. Und welchen besseren Ort könnte es geben, um es dir zu überreichen, als hier auf der *Omnipotencia*, mit einer schönen warmen Meeresbrise im Nacken?“

Eigentlich konnte sich Jon eine Menge bessere Orte vorstellen, denn sie hatten ja wirklich schon genug Reisegepäck dabei. Aber er wollte nicht unhöflich sein, bedankte sich freundlich und fühlte sich auch tatsächlich ein bisschen geehrt, dass ihm Nebis das Gemälde überließ.

Sie plauderten noch ein wenig, bis sich der Richter schließlich verabschiedete, um nach seiner Frau zu sehen. Sheryl und Jon blieben an der Reling stehen und beobachteten, wie mit dem Einbruch der Dunkelheit unzählige Lichter in der Hafenstadt erwachten, wie über dem Turm des Dämonenbeschwörers magische Zaubерlichter in den unterschiedlichsten Farben erstrahlten, und wie das Schiff währenddessen langsam in den Hafen einfuhr. Jon warf gelegentlich kurze Blicke auf das Gemälde, das er fest in den Händen hielt, aber es war zu dunkel, um viel zu erkennen. Schließlich wurde die große Holzplanke heruntergelassen und einige Männer der Schiffsbesatzung betraten den Pier, um das Schiff vorübergehend mit einem Tau festzumachen. Derweil begrüßte Kapitän Morris schon die wartenden Reisegäste und ließ sie einen nach dem anderen an Bord gehen. Tatsächlich waren es nur vier Leute, was Jon allerdings nicht wunderte, denn er hatte auch nicht den Eindruck gehabt, dass im Speisesaal noch besonders viel Platz für viele neue Mitreisende gewesen wäre. Ins Auge

fielen Jon vor allem ein auffällig dicker älterer Mann mit Halbglatze, der sich unter seinem schweren Rucksackgepäck schnaufend über den ausgelegten blauen Teppich quälte, und eine Frau mit ausladendem grünen Hut und einem bunt schillernden Kleid, das aus reiner Seide zu bestehen schien. Er fand es ein bisschen schade, dass er ihr Gesicht aus der Entfernung nicht richtig erkennen konnte, denn er konnte sich gut vorstellen, dass sie eine echte Schönheit war. Bei den übrigen beiden Reisegästen schien es sich um ein Ehepaar zu handeln, vielleicht etwas älter als Jon, mit dem sich der Kapitän eine Weile angeregt unterhielt, bevor er mit ihnen gemeinsam auf das Schiff zurückkehrte. Dabei schleppten sie neben zwei Koffern auch eine etwas größere Kiste mit sich.

Sie schauten dem Treiben im Hafen noch eine Weile zu, bis Sheryl irgendwann gähmend den Kopf auf seine Schulter legte.

„Lass uns gleich reingehen, ja?“, sagte sie. „Mir wird ein bisschen kalt.“

„Okay“, sagte Jon und legte den Arm um ihre Schulter. „Übrigens... danke nochmal, dass du mitgekommen bist.“

„Danke, dass du mich mitgenommen hast“, erwiderte sie lächelnd.

„Das klang vor anderthalb Wochen aber noch ganz anders“, erinnerte sie Jon mit einem Grinsen. „Du hast dich ja mit Klauen und Zähnen gewehrt gegen ein bisschen Urlaub.“

„Ja, kann schon sein“, gab sie zu. „Zum Glück hast du mich noch rumgekriegt. So ein paar Tage Pause von der Arbeit tun mir richtig gut, das merk ich jetzt schon. Und was soll schon Schlimmes passieren, wenn ich mal eine Woche lang nicht da bin?“

Das Regal lag mit der Rückwand nach oben auf dem Boden, inmitten einer großen Menge bunter Scherben, die einmal zu allerlei Kannen, Tassen, Gläsern und Schälchen gehört hatten.

Harry stöhnte auf und lehnte sich an die jetzt leere Wand, die natürlich keinen verborgenen Tresor und kein verstecktes Geheimfach aufwies. Er hatte das Regal bloß kurz zur Seite schieben wollen, und das hatte er jetzt davon. Keine versteckten Geldreserven, dafür aber jede Menge

offensichtliches Chaos. Im Verkaufsraum sah es jetzt aus, als wäre es unter Kanonenbeschuss geraten.

Draußen war es dunkel geworden, nur noch das bläuliche Licht der Manaleuchten strahlte durch die Fenster hinein. Auch im Inneren hatte Harry die Manalampen eingeschaltet, die Sheryl auf manchen Tischen aufgestellt hatte. Zwar konnte er die etwas gruselige blaue Lichtstimmung, die jetzt im Raum herrschte, nicht besonders leiden, aber in der Dunkelheit waren seine Aussichten, zurückgelegte Geldvorräte zu finden, noch geringer als sie es ohnehin schon waren.

Harry stieg über die Scherben hinweg und ging zur Tür hinüber, um das Schild auf die *Geschlossen*-Seite umzudrehen. Das war eigentlich der Zeitpunkt gewesen, an dem er gehofft hatte, auf dem Marktplatz Zutaten kaufen zu können. Manche Händler hatten ja noch bis in die Nacht hinein geöffnet, und so musste er den Laden nicht unbeaufsichtigt lassen, für den Fall, dass die Männer des Barons kamen. Um etwas kaufen zu können, musste er allerdings Geld haben, und die kümmerlichen paar Restmünzen in seiner Hosentasche reichten nie und nimmer für eine Torte, erst recht nicht für eine, die fünfundsiebzig Leute satt machen sollte. Hier im Laden, das war ihm jetzt langsam klar geworden, gab es auch kein Gold. Wenn es ums Verstecken oder Finden von Verstecktem ging, dann machte ihm für gewöhnlich niemand etwas vor – er kannte sämtliche einschlägigen Versteckmöglichkeiten, und Sheryl, davon war er überzeugt, hatte auf keine von ihnen zurückgegriffen.

Harry rautte sich die langen Haare, die schon wieder ganz fettig geworden waren, und unter dem Verband mit Sicherheit auch blutverkrustet. Aber das waren im Augenblick seine geringsten Probleme. Wenn er bis zum nächsten Abend nicht diese Torte fertigstellte, wie auch immer er das bewerkstelligen sollte, dann würde Sheryls Laden geschlossen werden. Die Drohung des Speisemeisters war ja ganz unmissverständlich gewesen. Und wenn der Baron davon Wind bekam, dass es keine Konditorei mehr gab und keine Schmuggelroute,

dann würde sich Harry von mehr als nur einem Ohr oder einer Nase verabschieden müssen.

Aber was konnte er schon ausrichten ohne Geld? Er hatte bereits überlegt, Calsius nach einem Vorschuss zu fragen, aber selbst wenn er diesem Unterfangen einigermaßen passable Erfolgsaussichten zugestanden hätte, dann hätte er immer noch keine Ahnung gehabt, wie er dieses hohe Tier überhaupt erreichen sollte. Dazu hätte er ja mindestens ins obere Viertel gemusst, sehr wahrscheinlich sogar ins Schloss selbst. Und da hätte er immer noch keine Ahnung gehabt, in welcher der tausend Kammern und Säle sich der Speisemeister aufhielt. Aber Harry war kein guter Einbrecher, und freiwillig würde man ihn ganz sicher nicht ins Allerheiligste des Königreichs lassen. Also blieb noch die andere Möglichkeit, nämlich die Zutaten einfach zu stehlen. Das war der beste Plan, den er gerade hatte. Leider ging er mit einer hohen Wahrscheinlichkeit einher, dass er sich dabei am Ende der Nacht hinter Gittern wiederfinden würde, denn ein besonders großartiger Dieb war er nun ärgerlicherweise auch nicht gerade. Eigentlich konnte er gar nichts, wurde ihm wieder einmal in frustrierender Klarheit bewusst, gar nichts außer Sachen verstecken und versteckte Sachen finden. Aber finden ließ sich eben nur, was vorher auch jemand versteckt hatte. Er war am Ende mit seinem Jharkendarisch, und trotzdem musste er irgendwie weitermachen.

Die Mehlsäcke, kam es ihm plötzlich in den Sinn. Tatsächlich hatte er auf seiner Suche nach Geheimverstecken noch gar nicht die Mehlsäcke im Nebenraum zur Seite geschafft. Das hatte allerdings auch seinen Grund, denn die hatte er ja schließlich selber dort abgestellt, und ein Geheimversteck wäre ihm dabei mit Sicherheit aufgefallen. Trotzdem wollte er nichts unversucht lassen, auch wenn er insgeheim wusste, dass er sich nur deshalb in den Nebenraum schleppte und die Säcke zur Seite hievte, damit er nicht schon jetzt gleich in die Nacht hinaus musste, um sich als Dieb zu versuchen.

Nach einigem anstrengenden Geschleppe war die Stelle schließlich freigeräumt, an der die Säcke gestanden hatten, und Harry fühlte sich in

dem bestätigt, was er schon längst gewusst hatte: Da war nichts. Nichts außer mehlbestäubten Holzbrettern. Und damit auch nichts, das noch zwischen ihm und einer letzten Verzweiflungstat stand, die eigentlich gar nicht gut für ihn ausgehen konnte.

Harry war so platt, dass er sich einfach auf den Boden fallen ließ. Nur kurz entspannen, nur für ein paar Sekunden, dachte er, aber dazu kam es nicht, als er das Knarzen der Bretter hörte. Er richtete sich gleich wieder auf und trat prüfend mit den Schuhsohlen auf dem Boden auf. Es klang wie gewöhnliche knarrende Bretter, und bisher hatte er sich nie Gedanken darüber gemacht, wenn er einen Sack dort abgeladen hatte. Aber jetzt, da es nur noch ihn und dieses Knarzen gab, da kam ihm etwas daran merkwürdig vor. Ein Verdacht keimte in ihm auf, und ehe er sich versah, war er schon in den Back- und Verkaufsraum hinübergeseilt, um nach allem Ausschau zu halten, womit sich ein Brett aufhebeln ließ. Mit einem großen Messer, einem Kuchenheber und einer Reihe von Kochlöffeln kehrte er schließlich zurück und hatte gleich mit dem Messer Erfolg. Nach und nach lösten sich die Bretter und enthüllten, was Harry bereits geahnt hatte: Eine weitere, dunklere Holzschicht kam darunter zum Vorschein.

Harrys Herz schlug schneller. Endlich hatte er etwas Ungewöhnliches gefunden, vielleicht ja tatsächlich ein Geheimversteck. Wer legte schon zwei Böden übereinander an? Damit musste es etwas auf sich haben. Er entfernte nach und nach weitere Bretter, bis er etwas freilegte, das ihm zum ersten Mal seit Langem ein kleines Grinsen auf das Gesicht zauberte: Ein kleiner, rostiger Metallring, eingelassen in die untere Holzschicht. Das war nicht irgendein Holzboden, es war eine Falltür. Für den Augenblick waren die Schmerzen vergessen. Er hatte keine Ahnung, was da unten war, aber er war fest entschlossen, es herauszufinden. Wie besessen brach Harry Brett um Brett aus dem oberen Boden heraus, bis die Falltür schließlich vollständig freigelegt war. Es war schwer zu sagen, ob eine halbe Stunde vergangen war oder vielleicht auch eine ganze, aber als er endlich schweißgebadet das verbogene Messer zur Seite legte und sich die Falltür bereitwillig

quietschend öffnen ließ, da hatte er endlich einmal wieder das Gefühl, etwas erreicht zu haben.

Nachdem er wieder zu einem ruhigeren Atem gefunden hatte, holte sich Harry eine tragbare Manalampe aus dem Verkaufsraum und leuchtete damit in die Dunkelheit hinab, die sich unter der geöffneten Falltür aufgetan hatte. Tatsächlich schien es sich um ein größeres Kellergewölbe zu handeln, von hier oben zu erkennen waren allerdings nur die ersten Sprossen einer alten Leiter, die hinab in die Tiefe führte. Harry fragte sich, ob Sheryl überhaupt von diesem geheimen Keller wusste, oder ob es ein Vorbesitzer des Hauses gewesen war, der die Falltür mit dem zusätzlichen Bretterboden verschlossen hatte. Irgendjemand hatte etwas geheim halten wollen, so viel war offensichtlich. Er konnte nur darauf hoffen, dass er ausnahmsweise einmal Glück hatte und sich dieses Etwas schnell zu Geld machen ließ.

Mit der Manalampe in der Hand war es schwierig, die Leiter hinunterzuklettern, also klemmte sich Harry den Griff der Lampe kurzerhand zwischen die Zähne, bevor er die erste Leitersprosse betrat. Dann kletterte er langsam hinab in den geheimen Untergrund, hinein in die muffige, kalte Luft, die dort vorherrschte. Flackernd tauchte die Lampe alte, rissige Wände in bläuliches Schummerlicht, während er Sprosse um Sprosse nahm. Das Gewölbe war überraschend hoch, und Harry hatte gleich das Gefühl, dass schon sehr lange niemand mehr hier gewesen war. Es musste sich zweifellos um geheime Katakomben aus der Zeit der Magier handeln – ein Gedanke, der Harrys Herz noch höher springen ließ. Er wusste, was eine Zauberrune von damals manchen Leuten wert war. Aber würde er die Zeit haben, um diese richtigen Leute zu finden? Was er eigentlich brauchte, war ein ganz normaler Goldschatz, ein Haufen Münzen, alt aber noch immer wertvoll, mit denen er zum Marktplatz marschieren konnte und –

Das Krachen einer splitternden Leitersprosse unter seinem linken Fuß ließ Harrys Gedanken explodieren. Hastig zog er den Fuß zur oberen Sprosse hoch, auf dem schon sein rechter Fuß ruhte, und bemerkte zu spät, dass er damit einen folgenschweren Fehler begangen hatte. Die

Sprosse hielt dem vollen Gewicht seines Körpers nicht stand und zerbrach ebenfalls mit lautem Knacken. Harry schrie auf, die Manalampe entglitt seinen Zähnen und fiel hinab. Panisch versuchte sich Harry in der Dunkelheit mit den Händen an den Leiterrändern festzuhalten, aber seine zitternden Finger versagten den Dienst. Kurz sah er noch unter sich das blaue Manalicht aufflackern, dann verlor er jeden Halt und stürzte hinab in die tiefe Finsternis.

Es war ein warmer Abend. So lästig die Sommerhitze tagsüber auch gewesen war, als Hütten gebaut und Brunnen gegraben werden mussten, so angenehm war es jetzt, im weichen Sand zu liegen und die warme Meeresbrise auf der Haut zu spüren.

„Ich glaube, das könnte wirklich unsere neue Heimat werden“, sagte Lea und kuschelte sich noch ein bisschen enger an ihn. „Unsere eigene kleine Insel...“

Bernard löste eine Hand von ihrem Körper und malte damit drei große Buchstaben neben sie in den Sand.

„Guck mal, es steht sogar schon dein Name drauf.“

Lea lachte auf. „Ich glaube, wenn Sancho jetzt hier wäre, dann wäre einer von uns beiden schon längst tot.“

„Tut mir leid, wenn ich manchmal ein bisschen kitschig bin“, sagte Bernard schmunzelnd. „Aber du weißt ja, dass das alles nicht selbstverständlich ist für mich. Du vor allem nicht.“

„Schon in Ordnung. Besser kitschig als unglücklich, oder?“

Bernard nickte. „Ich kann das manchmal selbst nicht glauben, dass du und ich... dass wir jetzt wirklich hier zusammen am Strand liegen und den Sonnenuntergang beobachten. Und es gibt niemanden weit und breit, der etwas dagegen hat.“

„Außer Sancho.“

„Na gut, außer Sancho.“

Irgendwo hoch über ihren Köpfen kreischte eine Möwe, aber davon abgesehen waren sie ganz allein mit dem sanften Plätschern der Wellen, deren Gischt im orangeroten Abendlicht funkelte wie winzige Rubine.

Die harte Arbeit des Tages, all die ungeklärten Fragen und Probleme waren wie weggespült. In diesem Moment waren er und Lea die einzigen Menschen auf der Insel.

Er strich ihr liebevoll über die Wange und gab ihr einen Kuss, der nicht mehr enden wollte. Seine Hände vergruben sich in ihren seidigen Haaren und wanderten dann tiefer, bis unter ihr leichtes Gewand.

„Hier?“, flüsterte sie ihm zu. „Es könnte uns jemand sehen.“

„Es kommt schon niemand“, wisperte er in ihr Ohr. „Alle sind weit weg. Wir sind die einzigen Menschen –“

„Bernard! Lea!“, schallte es über den Strand. „Seid ihr hier irgendwo?“ Seufzend zog Bernard seine Hände wieder zurück und zupfte ihr zerknubbeltes Gewand zurecht.

„Ja, wir sind hier, hinter der Düne!“, rief er widerwillig zurück und richtete sich auf. „Was ist denn los?“

„Bradleys Erkundungstrupp ist zurück.“ Florian stand zwischen den Bäumen, da wo der Strand in ein bewaldetes Gebiet übergang, und winkte sie zu sich. „Es gibt eine Versammlung in Sanchos Zelt.“

„Okay, wir kommen sofort.“

Als Florian gegangen war, gab ihm Lea noch einen letzten Kuss. „Scheint wohl doch noch andere Leute auf der Insel zu geben.“

„Leider“, seufzte Bernard. „Na komm, lass uns mal hören, was Bradleys Jungs so entdeckt haben.“

Sie wischten sich den Sand von der Kleidung und gingen Hand in Hand die Düne hinauf bis zur Waldgrenze. Von dort aus waren es nur noch ein paar Minuten, bis sie bei ihrem Dorf angekommen waren, das bislang noch aus ein paar halbfertigen Hütten und einer Menge Zelten bestand. In der kurzen Zeit seit ihrer Ankunft auf der Insel hatten sie aber immerhin bereits einen schmalen Trampelpfad angelegt, der zu einem anderen, steinigere Strand hinunterführte, wo ihre Schiffe vor Anker lagen und immer noch regelmäßig Baumaterial ausgeladen wurde. Sanchos Zelt war das Größte, und Bernard hatte den deutlichen Eindruck, dass er darauf auch Wert gelegt hatte. Im Grunde war Sancho ein umgänglicher

Kerl, aber es sollte schon jeder wissen, dass er der Anführer ihrer Gruppe war.

Als sie das Zelt betraten, war es bereits rappendvoll. Die meisten saßen auf dem Boden, oft im Schneidersitz, während Sancho neben seinem Schlaflager stand, vor ihm ein abgekämpft wirkender Bradley und die drei Männer seines Erkundungstrupps. Bernard war es ein bisschen unangenehm, dass offenbar alle auf sie gewartet hatten, aber der Gedanke verschwand gleich wieder, als er bemerkte, dass zwei von Bradleys Leuten notdürftige Verbände an Armen und Beinen hatten. „Was ist passiert?“, fragte er besorgt in die Runde. Die meisten hatten noch gar nicht von ihm Notiz genommen und drehten ihre Köpfe zu ihm und Lea.

„Rotwölfe“, sagte Bradley. „Ein kleines Rudel von ihnen. Haben uns eingekreist, schlaue Biester sind das. Aber wir haben sie alle erwischt.“ „Keine Sorge, die Wunden sind nicht tief“, versicherte Michael, einer der Verletzten, dessen fiebriger Blick allerdings darauf hindeutete, dass er durchaus Schmerzen verspürte. „Hätte schlimmer kommen können.“ „Hast du nicht gesagt, du bist so 'ne Art Heiler?“, wandte sich Sancho an Bernard. „Dann kannst du da ja gleich mal draufgucken.“ „Ich weiß nicht ob ich mich einen Heiler nennen würde, aber ich habe mich mit Alchemie beschäftigt“, erklärte Bernard. „Einige Heilkräuter konnte ich auf der Insel schon finden. Auf jeden Fall werde ich mein Bestes geben.“

„Gut“, sagte Sancho und verschränkte die Arme. „Aber ein paar Kratzer sind jetzt nicht unser größtes Problem. Los, erzählt ihnen, was ihr gesehen habt.“

„Wir sind so tief ins Inselinnere vorgedrungen wie noch nie“, berichtete Bradley. „So weit, dass wir die Ostküste der Insel sehen konnten. Es gibt keinen Sandstrand dort, nur rauen Fels und schroffe Klippen.“

„War also 'ne gute Entscheidung, nicht ganz um die Insel rumzusegeln“, stellte Sancho fest, wohl nicht zuletzt, weil es seine eigene Entscheidung gewesen war. Bernard stimmte ihm allerdings in Gedanken zu, denn die Gefahr, auf ein Riff aufzulaufen, hätte auch er nicht eingehen wollen. Die

hier und da aus dem Meerwasser aufragenden Felsen waren da schon Hinweis genug gewesen.

„Die gute Nachricht ist, wir haben eine Frischwasserquelle gefunden“, fuhr Bradley fort, und sogleich ging ein erfreutes Raunen durch die versammelte Gruppe. „Ein kleiner Bach fließt vom höchsten Hügel der Insel bis zum Meer hinunter. Reines, klares Wasser. Kein Schwefel. Es ist genau das, was wir gesucht haben.“

„Und was ist die schlechte Nachricht?“, wollte Rosa wissen.

„Wir sind nicht allein auf der Insel“, verkündete Bradley mit grimmiger Miene. „Wir haben Menschen gesehen, Wilde mit Speeren. Ich glaube nicht, dass sie uns bemerkt haben, aber es scheint viele von ihnen zu geben. Ihr Dorf liegt gleich unterhalb der Quelle. Wir wollten uns genauer umsehen, aber nach dem Angriff der Rotwölfe haben wir den Rückweg angetreten.“

Bernard schaute in viele erschrockene Gesichter. Es hatte immer geheißen, dass die östlichsten Inseln völlig unbewohnt seien. Niemand hatte damit gerechnet, hier auf andere Menschen zu stoßen.

„Geht von denen eine Gefahr aus?“, wandte sich Sancho nach einigen Augenblicken des erstarrten Schweigens an Bradley. „Könnten die in unser Dorf kommen?“

„Wir haben im westlichen Teil der Insel keine von ihnen angetroffen. Unsere Vermutung ist, dass sie sich ausschließlich im Osten niedergelassen haben.“

„Kein Wunder“, fügte Ben, einer der anderen Kundschafter, hinzu. „Im Osten gibt es auch viel mehr Nahrung. Wir haben Obstbäume und Beeren gesehen, da gibt es ganz andere Pflanzen als hier.“

„Das wird wohl am Wasser liegen“, sagte Bradley. „Hier bei uns wachsen nur die Bäume, die mit dem Schwefelwasser klar kommen.“

„Wir haben hier aber doch auch trinkbares Wasser“, meldete sich Lea zu Wort, die sich genau wie Bernard immer noch nicht gesetzt hatte. „Ihr vier wisst es vielleicht noch nicht, aber wir haben heute Nachmittag einen Brunnen ausgehoben, der uns endlich klares Wasser gebracht hat.“

„Wirklich?“, entgegnete Bradley überrascht.

„Ich fürchte, ganz so ist es nicht“, sagte Florian leise. „Als wir vorhin nochmal Wasser abschöpfen wollten, da ist schon kaum noch was rausgekommen. Das war wohl nur ein kleines Reservoir.“

„Was?“, entfuhr es Lea. „Die ganze Arbeit...?“

„Es tut mir leid“, seufzte Florian. „Wahrscheinlich hat Bradley recht und es ist wirklich nichts zu holen hier. In Jasons Lager hatten sie ja auch noch keinen Erfolg, nach allem was wir wissen.“

„Das heißt im Klartext, wir sind auf der beschissenen Seite der Insel gelandet“, fasste Sancho mit knorriger Stimme zusammen.

Bernard spürte einen dicken Kloß im Hals. Vor ein paar Minuten hatten alle Probleme noch wie vorübergehende, lösbare Schwierigkeiten ausgesehen, und jetzt schienen sie plötzlich von ihnen erdrückt zu werden. Er suchte nach Leas Hand und drückte sie kurz.

„Wenn ich das also richtig seh, dann haben wir drei Möglichkeiten.“

Sancho wanderte im Kreis um sein unaufgeräumtes Schlaflager herum und zählte mit den Fingern mit. „Möglichkeit eins: Wir verdursten hier oder vergiften uns mit dem drissigen Schwefelwasser. Da wär ich gegen.“

Hier und da nickte jemand mit dem Kopf, aber eigentlich war der Vorschlag so unsinnig, dass gar keine Reaktion vonnöten war.

„Möglichkeit zwei: Wir verpissen uns wieder von dieser Insel und suchen nach einer anderen. Aber ihr wisst ja selber wie die Inseln aussahen, die wir vorher angefahren sind. Dagegen ist unsere hier das reinste Wunderparadies, egal ob mit oder ohne Schwefel.“

Zustimmendes Gemurmel war zu hören. Auch Bernard fand den Gedanken, die Insel wieder zu verlassen, unerträglich. Sie hatten schon so viel Arbeit in ihr Lager gesteckt, da konnten sie doch nicht einfach wieder verschwinden. So deutlich wie nie zuvor fühlte er in diesem Moment, dass die Insel in den wenigen Tagen längst zu einer neuen Heimat für ihn geworden war. Er konnte doch nicht zweimal in so kurzer Folge seine Heimat hinter sich lassen.

„Bleibt also noch die dritte Möglichkeit“, sagte Sancho. „Ich bin kein Freund dieser Möglichkeit, aber es muss ja wohl einen geben, der sie

ausspricht. Diese Wilden sind mit Speeren bewaffnet. Wir haben Musketen. Wenn wir uns mit Jasons Pennern zusammentun, dann gehört die Insel bald wieder uns alleine.“

Diesmal gingen die Reaktionen deutlich auseinander. Von vereinzelt Klatschen bis hin zu entsetzten Rufen war alles dabei.

„Wir sind doch alle hergekommen, um dem Krieg zu entkommen“, ergriff Florian das Wort. „Wollen wir da wirklich einen neuen Krieg anzetteln? Also ich will das nicht.“

„Ich auch nicht“, stimmte Lea mit ein. „Bisher haben uns diese Menschen nichts getan, mit welchem Recht wollen wir sie also angreifen?“

„Sie trinken unser Wasser weg, reicht das nicht?“, blaffte sie der glatzköpfige Schmied Gustaf an. „Wenn es so sein muss, dann muss es eben so sein.“

„Also ich weiß nicht“, sagte Rosa. „Können wir nicht erst mal versuchen, mit ihnen zu reden? Vielleicht geben sie uns ja freiwillig etwas vom Wasser ab, oder wir können mit ihnen handeln.“

„Was meinst du, Bradley?“, wandte sich Sancho an den Anführer des Kundschaftertrupps. „Meinst du, mit denen kann man reden?“

Bradley zuckte mit den Schultern. „Wie gesagt, wir haben sie nur aus der Ferne gesehen. Unsere Sprache werden die nicht sprechen, aber vielleicht könnten wir uns irgendwie verständigen. Einen Versuch wäre es sicher wert, und vielleicht erfahren wir bei der Gelegenheit auch, wie viele von ihnen eigentlich auf der Insel sind. Ein Angriff könnte nämlich auch leicht nach hinten losgehen, das macht so eine Muskete ja auch gerne mal.“

„Es kommt der Tag, da wirst du so 'ne feine Muskete noch zu schätzen wissen“, behauptete Sancho. „Aber sei's drum, dann machen wir's so. Wenn du und deine Jungs wieder fit seid, dann geht ihr nochmal da raus, stiefelt in das Dorf der Wilden und probiert mal mit denen zu reden. Danach haben wir dann entweder Wasser oder einen guten Grund für einen Angriff. Soll mir beides recht sein.“

„Und solange trinken wir hier Schwefelwasser?“, knurrte Gustaf.

„Unsere Wasservorräte vom Schiff werden auch nicht ewig halten.“

„Auf dem Schiff sind noch einige alchemistische Apparaturen von mir“, warf Bernard ein. „Sobald ich ein kleines Alchemielabor hier eingerichtet habe, kann ich versuchen, das Schwefelwasser zu destillieren. Ich kann nichts versprechen, aber vielleicht genügt es, um erst mal über die Runden zu kommen.“

„Na, das ist doch ein Plan“, fand Sancho. „Alle einverstanden?“ Zustimmendes Gebrummel war zu vernehmen, auch wenn auf den meisten Gesichtern für den Moment mehr Angst als Zuversicht zu erkennen war.

„Bist du sicher, dass du das willst?“, flüsterte Lea ihm zu, als sie wieder aus dem Zelt gingen und sich die Gruppe im nächtlichen Lager zerstreute. „Das mit der Alchemie, meine ich.“

„Wenn ich das nicht wollte, dann hätte ich das ganze Zeug ja gar nicht erst mitgenommen“, erwiderte Bernard mit gedämpfter Stimme. „Ich muss mich doch irgendwie nützlich machen. Und es ist nur Alchemie, nichts weiter.“

„Ich finde es ja auch gut, dass du versuchst zu helfen“, sagte Lea. „Hauptsache du fühlst dich gut dabei.“

Er gab ihr einen Kuss und schlang den Arm um ihre Hüfte, während sie zu ihrem Zelt gingen.

„Keine Sorge“, sagte er. „Das tu ich.“

„Zwei Nachtische, und immer noch keine Torte dabei. Nicht mal ein Keks oder so! Aber der Pudding war schon voll lecker, oder? Am liebsten hätte ich gleich zwei davon gefuttert.“

„Du *hast* doch zwei davon gefuttert“, erinnerte sie Jon, als er hinter Sheryl die Schlafkabine betrat und die Manalampe einschaltete.

„Meinst du deine Portion?“ Sheryl ließ sich auf das Bett plumpsen und streckte beide Arme weit aus. „Na komm, die hattest du doch schon zur Hälfte aufgegessen, die zählt nicht.“

„Das waren zwei Löffel, die ich davon gegessen habe“, korrigierte sie Jon und schloss die Tür mit dem kleinen silbernen Zimmerschlüssel ab, den sie am Morgen auf dem Tisch vorgefunden hatten.

„Ja und? Ich dachte du warst schon so satt vom Hauptgang.“

„War ich ja auch.“

„Na also. Dann ist doch alles gut, oder?“

„Ich will ja nur nicht, dass du eines Tages so dick wirst wie dieser Typ aus Khorinis.“

„Du bist schon wieder voll oberflächlich, Jon“, beschwerte sich Sheryl.

„Lass den Dicken doch so dick sein wie er will.“

„Mach ich ja auch.“

Der dicke Mann war der einzige der neuen Passagiere gewesen, die Jon beim Abendessen gesehen hatte. Vermutlich waren die anderen noch mit Auspacken beschäftigt gewesen oder hatten vor der Abreise schon in der Hafenstadt gegessen. Es passte natürlich gut ins Bild, dass sich ausgerechnet der Dicke trotzdem ein reichhaltiges Abendmahl genehmigt hatte, aber Jon fühlte sich schon schlecht, kaum hatte er diesen Gedanken im Kopf gehabt. Ein bisschen recht hatte seine Kusine ja schon.

„Außerdem werde ich sowieso nicht dick“, behauptete Sheryl. „Dazu bewege ich mich viel zu viel!“

Prompt sprang Sheryl wieder vom Bett auf und hüpfte ein bisschen im engen Kabinenraum herum, bevor sie auf den kleinen, in die Wand eingelassenen Schrank gegenüber des Bettes aufmerksam wurde und die Türen aufzog. „Wir haben uns ja noch gar nicht richtig hier umgesehen. Sieh mal, wir haben sogar Getränke auf unserem Zimmer.“

Sie nahm zwei Glasflaschen aus dem Schrank und zeigte sie Jon.

„Moleratbrause“, las sie das Etikett vor. „Ist ja ulkig. Was meinst du, sollen wir mal probieren?“

„Vielleicht später.“

„Nee, jetzt gleich“, forderte Sheryl und presste angestrengt die Lippen aufeinander, während sie am Flaschenverschluss herumdrückte, bis er mit einem lauten Plopp aufsprang. Eine hellrosa Flüssigkeit sprudelte mit jeder Menge Schaum aus der Flasche hervor, und Sheryl hielt sich die Flasche hastig an den Mund, um das Größte aufzufangen.

„Woah“, machte sie, als sie die Flasche wieder absetzte. „Schmeckt voll gut, probier auch mal.“

Seufzend nahm Jon das Getränk entgegen, setzte sich auf die Bettkante und nahm einen kleinen Schluck. Es schmeckte so süßlich wie er vermutet hatte, aber gleichzeitig auch unerwartet stark nach Molerat. Auf Anhieb fiel es ihm schwer zu sagen, ob ihm diese merkwürdige Kombination gefiel.

„Sag mal, Sheryl“, sagte Jon und gab ihr die klebrige Flasche zurück, nachdem sie neben ihm Platz genommen hatte. „Hast du auch das Gefühl, dass Lavina irgendwas ahnt? Du weißt schon, die Assistentin meines Chefs. Die mit dem blonden Haarknoten.“

„Ich weiß schon wen du meinst“, stellte Sheryl klar. „Naja, die ist schon so ein bisschen komisch.“

„Gerade beim Abendessen hatte ich das Gefühl, dass sie uns die ganze Zeit beobachtet“, sagte Jon. „So als ob sie nur darauf warten würde, dass wir einen Fehler machen. Als ob sie schon wüsste, dass wir nur was vorspielen.“

„Aber das kann sie doch gar nicht wissen, oder? Bisher machen wir das doch richtig gut. Manchmal glaub ich schon selber, ich wär mit dir verheiratet.“

„Vielleicht bilde ich mir das auch nur ein“, gab Jon zu. „Ein bisschen so ist die ja immer, aber so gut kenne ich die eben auch noch nicht, um das richtig einschätzen zu können. Wir müssen nur aufpassen, dass wir uns nicht verplappern, gerade weil alles so gut läuft. Da kann es ja schnell passieren, dass man sich zu sicher fühlt und mal nicht richtig aufpasst.“

„Also mir passiert das nicht“, versprach sie mit selbstsicherer Miene.

„Vertrau mir da ruhig mal.“

Tatsächlich war das Abendessen schon deutlich besser gelaufen als das Tischgespräch am Mittag. Es hatte keine heiklen Nachfragen mehr gegeben, und sie hatten sich mit Nebis und Samantha ganz nett über die ersten Erlebnisse auf dem Schiff ausgetauscht. Der Richter hatte den Tag wohl zu einem großen Teil in der Schiffsbibliothek verbracht und mit leuchtenden Augen von einer Reihe alter Wälzer aus den Zeiten der

Innosmonarchie erzählt, die er dort entdeckt hatte. Jon hatte versprochen, der Bibliothek auch einmal einen Besuch abzustatten, hatte allerdings nicht vor, dort besonders viel Zeit zu verbringen. Er konnte sich jedenfalls nicht vorstellen, dass sie hier eine beeindruckendere Auswahl an Büchern hatten als er sie aus der mehrstöckigen Bibliothek des königlichen Hofgerichts kannte, und dort würde er sich nach der Kreuzfahrt wohl noch so häufig aufhalten, dass sein Bedarf an Bibliothekserlebnissen auf kurz oder lang gedeckt sein würde.

„Ha, die haben ja deinen Namen falsch geschrieben.“

Sheryl hatte das Gemälde in die Hand genommen, das sie vorhin auf dem Bett abgelegt hatten, bevor sie in den Speisesaal gegangen waren. Die neun Anwärter und Anwärterinnen, die damals gemeinsam mit ihm die Ausbildung begonnen hatten, waren dort auf einem großen roten Sofa abgebildet. Er selbst saß ganz links auf dem Sofa und sah auf dem Gemälde ein bisschen älter aus, als er damals eigentlich ausgesehen haben konnte. Unter dem Bild war eine silbrig schimmernde Plakette mit den Namen der zehn Abgebildeten angebracht, auf die Sheryl einen Finger gelegt hatte.

„Hier, da unten. John mit H. Das ist aber'n Patzer.“

„Da bin nicht ich mit gemeint“, erklärte Jon und zeigte auf eine andere Stelle auf der Plakette. „Mein Name steht da rechts. Es gab noch einen anderen John, einen mit H.“

„Und welcher ist das?“

„Du kannst ja mal raten.“

„Hmm... der Große da?“

„Volltreffer“, sagte Jon. „Aber du hast doch bestimmt auf die Nummer geguckt.“

Neben jeder Person auf dem Gemälde war in einem kleinen weißen Kreis eine Nummer aufgemalt. Die gleiche Nummer tauchte auch jeweils neben dem Namen auf der Plakette auf, sodass die Personen den Namen zugeordnet werden konnten.

„Na gut, erwischt“, gab Sheryl grinsend zu. „Aber komm, frag mich noch was. Ich errate das auch ohne Pfuschen.“

„Mal überlegen“, murmelte Jon und ließ den Blick über das Bild schweifen. „Also, du kannst ja mal versuchen, Johns besten Kumpel zu erraten. Also den vom großen John, aber ich fand den auch ganz nett.“

„Kein Problem“, behauptete Sheryl und fuhr mit dem Finger über das Bild. „Das ist doch bestimmt der Kleine da. Die Acht.“

„Wie kommst du denn jetzt darauf?“

„Na, ich dachte das passt ganz gut, wenn so ein Großer mit einem Kleinen befreundet ist.“

„Jetzt bist du aber auch oberflächlich. Das ist jedenfalls falsch.“

„Ach Mist“, fluchte Sheryl. „Dann gib mir noch einen Tipp.“

„Okay... Nebis hat mal über ihn gesagt, dass er aussieht wie ein *blutarmen Sohn der Wüste*.“

„Was soll denn das bedeuten?“

„Keine Ahnung. Wir haben das damals auch alle nicht verstanden, aber vielleicht hilft es dir ja.“

„Nee, ich will einen richtigen Tipp“, forderte Sheryl. „Irgendwas, womit ich auch was anfangen kann.“

„Ist ja gut. Hmm... ich erzähl einfach mal was über ihn. Er ist schon nach einem halben Jahr rausgeflogen und hat dann eine Reparaturwerkstatt für Kutschen eröffnet. Das ist wohl seine wahre Leidenschaft, die Ausbildung am Hofgericht hatte er nur auf Drängen seiner Eltern begonnen. Aber dabei ist es nicht geblieben. Als ich das letzte Mal von ihm gehört habe, da hatte er gerade einen neuen magitechnischen Kutschenantrieb konstruiert. Das ist jetzt aber schon wieder eine Weile her.“

„Also ist er handwerklich begabt?“, fasste Sheryl zusammen. „Dann ist es bestimmt der hier. Nummer eins.“

„Richtig“, sagte Jon erstaunt. „Du bist ja wirklich gar nicht schlecht in sowas.“

„Eduard der Siebzehnte?“, las Sheryl den Namen von der Plakette ab.

„Wieso denn der Siebzehnte?“

„Naja, er ist eben der siebzehnte Eduard in der Familie“, erklärte Jon.

„Pass auf, jetzt was Schwieriges. Eine von den Frauen war damals in Nebis verliebt.“

„Uahh“, machte Sheryl. „Wer soll das denn gewesen sein?“

„Ja, das sollst du ja herausfinden. Übrigens stammt sie aus dem Vengarder Hafenviertel.“

„Hast du sie etwa auch zur Wahl des schönsten Mädels im Hafenviertel eingeladen?“

„Klar“, sagte Jon. „Sie hat aber nicht mitgemacht.“

„Wer hat das schon?“, spöttelte Sheryl. „Also, es muss eine sein, die du gut findest... vielleicht diese Rothaarige hier? Die Sieben?“

„Nein“, sagte Jon.

„Echt nicht? Aber die...“

„Nein, echt nicht.“

„Na gut. Dann vielleicht die Fünf? Die schmale Blonde hier? Nee, sag nichts, die würde sich doch nicht in den Nebis verknallen. Das muss diese Flippige da mit der Wollmütze sein. Die Zehn!“

„So flippig war die gar nicht“, sagte Jon. „Aber du hast recht. Das war die Rabina, die war ein ganzes Jahr lang nur vom Nebis am Schwärmen.“

„Und dann hat es aber irgendwann aufgehört?“

„Dann hat Nebis sie rausgeschmissen.“

„Uff, ach so.“

„Angeblich haben sie sich aber vorher mal privat getroffen, da gab es die wildesten Gerüchte. Keine Ahnung, was davon gestimmt hat. Verheiratet war er natürlich auch damals schon lange.“

„Vielleicht hatten sie ja wirklich was miteinander“, fantasierte Sheryl.

„Und dann hat seine Frau es rausgekriegt und ihn vor die Wahl gestellt: Sie oder ich! Und dann hat er sie rausgeschmissen. Könnte doch so gewesen sein, oder?“

„Könnte sein“, sagte Jon schmunzelnd. „Oder sie ist einfach durch die Zwischenprüfung gerasselt.“

Sheryl zuckte mit den Schultern und nahm einen großen Schluck Moleratbrause.

„Willst du auch noch was? Ist nicht mehr viel drin.“

„Kannst du ruhig austrinken.“

„Super, lieb von dir“, freute sich Sheryl. „Such dir schon mal die nächste Person aus.“

„Hab ich schon“, sagte Jon. „Jetzt halt dich mal fest, das ist nämlich eine Wahnsinnsgeschichte. Die gesuchte Person hat –“

Sheryl warf ihm einen verwunderten Blick zu, als er mitten im Satz abbrach.

„Ja...? Was hat die Person...?“

„Hast du das nicht gehört?“, flüsterte Jon. „Da war doch ein Geräusch. An der Tür.“

„Echt?“, entgegnete Sheryl ebenfalls flüsternd. „Ich hab gar nichts mitbekommen.“

Jon hielt ihr die Hand vor den Mund.

„Psst!“, wisperte er. „Da, wieder!“

Er hatte sich nicht getäuscht. Ein langsames, schabendes Geräusch war zu hören, ganz so, als ob jemand mit einem scharfen Gegenstand von außen an der Tür herumkratze.

Ein paar Sekunden lang ging es noch so weiter, dann hörte das Geräusch auf. Im ersten Moment traute sich keiner der beiden, die Stille zu brechen.

„Ganz schön gruselig“, nuschelte Sheryl schließlich durch seine Finger hindurch.

„Kann man wohl sagen“, sagte Jon und nahm die Hand wieder zurück. Er überlegte nur kurz, dann hatte er eine Entscheidung gefällt. „Ich geh mal auf den Flur und schau mir an, was da los ist.“

„Bist du verrückt?“, entfuhr es seiner Kusine. „Wer weiß wer das war! Vielleicht ist ein verrückter Serienmörder auf dem Schiff, der mit seinem blutigen Messer überall rumkratzt, oder... keine Ahnung, ein Minecrawler mit seinen Zangen...“

„Siehst du, so wahrscheinlich klingt das alles nicht, oder? Es wird irgendwas Harmloses sein. Und wenn wir nicht nachschauen, dann grübeln wir noch die ganze Nacht darüber nach und können nicht einschlafen.“

„Also ich geh da nicht raus“, stellte Sheryl klar. „Ich leg mich jetzt einfach ins Bett und zieh die Decke übern Kopf.“

„Du musst ja nicht mitgehen“, sagte Jon, nahm den Zimmerschlüssel vom Tisch und schloss damit die Tür auf.

„Du bist echt genau wie dein Vater. Aber im Gegensatz zu dem hast du kein Schwert dabei, vergiss das nicht!“

„Keine Sorge, ich bin gleich wieder da. Ich lasse den Schlüssel hier, dann kannst du abschließen, wenn ich im Gang bin.“

„Damit du vor der verschlossenen Tür stehst, wenn dich der Killer verfolgt?“, drang Sheryls Stimme dumpf unter der Bettdecke hervor. Vergiss es!“

„Dann eben nicht. Bis gleich.“

Als er die Tür aufzog, bekam er nun doch ein mulmiges Gefühl, und für einen kurzen Moment war er sich fast sicher, dass gleich die aufblitzende Spitze eines langen Messers auf sein Gesicht zurasen würde. Stattdessen war da aber nur der lange, leere Korridor des dritten Decks, der von den Manaleuchten an den Wänden in blaues Licht getaucht wurde. Ein Blick auf die Außenseite der Tür bewies ihm aber endgültig, dass sie sich das Geräusch nicht bloß eingebildet hatten: Im Holz waren fünf lange, parallel zueinander verlaufende Kratzer zu erkennen, die zuvor mit absoluter Sicherheit noch nicht da gewesen waren.

Vorsichtig schloss Jon die Tür wieder hinter sich und schaute sich im Flur nach Spuren um, aber außer ein paar Schlieren im Teppichboden, die aber auch schon älter sein konnten, war nichts Besonderes festzustellen. Während er noch unschlüssig im Gang herumstand und überlegte, in welcher Richtung er das Deck als erstes absuchen sollte, da hörte er auf einmal Stimmen vom anderen Ende des Korridors. Es klang nach zwei Personen, einer Frau und einem Mann. Jon wusste nicht, ob ihn das wirklich etwas anging und ob es etwas mit dem nächtlichen Türzerkratzer zu tun haben konnte, aber nach kurzem Zögern gewann seine Neugier die Oberhand und er ging den Stimmen nach, bis er vor einer Kabinentür kurz vor Ende des Korridors stehen blieb.

„Meine Milch!“, hörte Jon die männliche Stimme jammern. „Wo ist die Milch, die du mir schuldest? Ich flehe dich an, wo ist die Milch?“

„Du bist nicht mehr als eine Wanze“, sagte die weibliche Stimme, kalt und distanziert. „Und ich lasse keine Wanze an meine Brust.“

„Aber ich brauche die Milch! Bitte, ich... ich kann nicht... ich kann nicht ohne...“

„Ich zertrete dich, dann bist du Wanzenmilch“, zischte die Frau, und das Jammern des Mannes ging in ein elendes Gewinsel über.

Jon wollte nicht ewig vor der Tür stehen bleiben, es konnte ja auch jederzeit jemand den Korridor betreten und ihn beim Lauschen ertappen, aber er konnte auch nicht anders, als noch einen schnellen Blick durch das Schlüsselloch zu wagen. Zum Glück steckte der Schlüssel nicht im Loch und es gelang ihm, als er das Gesicht ganz nah unter die Türklinke presste, einen Blick in die Kabine zu erhaschen.

Der Raum hinter der Tür war nur von flackerndem, rötlichen Kerzenlicht erhellt. Ein Mann und eine Frau knieten mit nackten Oberkörpern auf dem Boden, in jeder Hand eine brennende Kerze. Jon brauchte einen Moment, bevor er begriff, woher er die beiden Gesichter kannte. Es war das Ehepaar, das vor ein paar Stunden am Hafen von Khorinis auf das Schiff gekommen war.

„Wenn keine Milch, dann doch ein Saft, Sekret, ein Herzenswasser...“, wimmerte der Mann und machte dabei immer wieder ruckartige Kopfbewegungen, als wollte er ein großes Insekt abschütteln, das sich auf seiner Kopfhaut festgekrallt hatte.

„Nichts davon.“ Die Miene der Frau war starr, ihr Blick eisig. „Ich würde dich töten, wenn ich dürfte.“

„Ein Tropfen Blut!“, flehte der Mann. „Nur eine Träne... ein Speichelfaden aus deinem Rachen... irgendetwas...“

„Du willst irgendetwas?“, wiederholte die Frau in gedehnten Worten. „Egal was es auch ist?“

„Es muss aus deinem Körper kommen. Bitte! Ich kann nicht mehr atmen... nicht mehr denken! Ich weiß nicht, was lange ich mich noch unter Kontrolle habe, wenn ich nichts bekomme aus deinem Innersten!“

In einer langsamen Bewegung zog die Frau im Sitzen ihr rechtes Knie an ihren Oberkörper. Jon konnte durch das Schlüsselloch nicht alles sehen, aber sie griff nach ihrem Fuß und hatte danach einen grauen Socken in der Hand, den sie zur Seite legte. Dann hob sie ihren nackten Fuß an und hielt ihn vor das Gesicht des begierig gaffenden Mannes.

„Ich weiß nicht, weshalb ich Mitleid empfinde mit einer Wanze“, sagte sie voller Verachtung. „Aber nimm das schwarze Sekret von mir.“

Kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, da zuckte der Kopf des Mannes vorwärts und seine Lippen schlossen sich um den großen Zeh am Fuß der Frau.

„Nimm das schwarze Sekret in dich auf“, forderte die Frau, die Augen weit aufgerissen und die zitternden Mundwinkel zur Andeutung eines Lächelns gehoben. Der Mann saugte derweil unter Ächzen und Seufzen am Zeh der Frau, während sich seine Hände um die Kerze verkrampften, dass die Fingerknöchel im roten Flackerlicht hell hervortraten.

„Schwarzes Sekret“, dröhnte die klirrende Stimme der Frau. „Schwarzes Sekret!“

Jon zuckte zusammen, als er Schritte auf dem Teppichboden hörte. Hastig richtete er sich auf, stieß sich dabei den Kopf an der Türklinke und unterdrückte mühsam ein Fluchen. Erst als die aufflackernden weißen Flecken vor seinen Augen verschwunden waren, bemerkte er die Frau, die am entgegengesetzten Ende des Korridors stand, gar nicht weit entfernt von der Tür zu seiner und Sheryls Kabine. Es war die Frau im bunten Seidengewand, die in Khorinis an Bord gekommen war. Sie trug noch immer den gleichen grünen Hut wie am Abend, der in der blauen Gangbeleuchtung jetzt allerdings einen türkisen Farbton angenommen hatte.

„Ich... also, nicht, dass ein falscher Eindruck entsteht“, verteidigte sich Jon mit gedämpfter Stimme, während er auf die Frau zuing. „Ich lausche nicht einfach an fremden Türen. Es ist nur so, dass vorhin jemand an unserer Kabinentür gekratzt hat, und da habe ich Stimmen gehört...“

Ihm fiel auf, dass die Stimmen jetzt gar nicht mehr zu hören waren. Hoffentlich war dieses seltsame Ehepaar nicht auf ihn aufmerksam geworden und verhielt sich deshalb so ruhig.

„Ich wollte nur nachsehen, ob diese Stimmen etwas mit den Kratzern an der Tür zu tun haben“, fuhr er fort. Es war schwer einzuschätzen, ob er die Frau überzeugt hatte, weil ihr Gesicht unter der breiten Hutkrempe kaum zu erkennen war. Er überlegte, ob die Frau womöglich gar nichts gesehen hatte und er sich völlig unnötigerweise rechtfertigte.

„Meine Frau kann es bestätigen“, sagte er trotzdem zur Sicherheit, während er die letzten Schritte zu ihr zurücklegte. „Die ist noch in der Kabine. Ich heiße übrigens Jon und bin Beamter am königlichen –“

„Jon?“

Er verstummte, als die Frau den Kopf hob und er das Gesicht unter dem Hut erkannte: Glatte, schwarze Haare, rot geschminkte Lippen und große, braune Rehaugen, die direkt in ihn hineinzublicken schienen. Es war ein Gesicht, das nur in seiner Erinnerung existieren durfte, und das sich durch einen schrecklichen Irrtum irgendwie in die Gegenwart verlaufen hatte.

Jon spürte, wie seine Beine wackelig wurden.

„... Alena?“

Faranga

Zweiter Tag der Reise

Als Harry erwachte, traute er sich nicht sofort, die Augen zu öffnen. Zu dem gewohnten Schmerz an seinem abgerissenen Ohr hatte sich ein weiterer Schmerz gesellt, ein dröhnendes Pochen am Hinterkopf, das seine Wellen in den ganzen Schädel hinein trieb. Er lag auf hartem Boden und atmete feuchte, kalte Luft, die seine Lunge bei jedem Atemzug brennen ließ. Als er diese Luft in sich spürte, da erinnerte er sich ganz allmählich wieder daran, was passiert war. Der Sturz hinab in die Dunkelheit.

Endlich schlug er die Augen auf und bemerkte, dass es nicht mehr so finster war wie zuvor. Weit über ihm strahlte helles Tageslicht durch die geöffnete Falltür und tauchte das unterirdische Gewölbe in ein geheimnisvolles Halblight, in dem die Staubkörner einen fremden Tanz vollführten.

„Scheiße“, stöhnte Harry auf, als er begriff, was das bedeutete. Er hatte die ganze Nacht hier gelegen, und draußen war ein neuer Tag angebrochen. Ein Tag, der eine große Torte von ihm erwartete. Er rieb sich einmal durch die vom Staub gereizten Augen und rappelte sich dann langsam auf. Die Wunde am Hinterkopf ließ einen zuckenden Schmerz durch seinen Kopf fahren, und Harry fühlte vorsichtig mit der Hand, wie schlimm es wohl war. Als er die Hand zurückzog, klebte zwar ein bisschen Blut und halb getrocknete Krustenmasse daran, aber sterben würde er wohl nicht an der Verletzung. Auch seine Knochen fühlten sich alle noch einigermaßen heil an, sodass er rasch zu dem Schluss kam, dass der Sturz auch deutlich ungünstiger für ihn hätte ausgehen können. So leicht kam er also nicht raus aus dieser ganzen Misere.

Als Harry das Gefühl hatte, einigermaßen sicher auf seinen zwei Füßen stehen zu können, ohne bei jeder Bewegung fürchten zu müssen, gleich umzukippen, da begann er damit, sich in der Halle umzuschauen. Was er sah, das waren vor allem Bücherregale, die an den Wänden und teils auch mitten im Gewölbe standen, die meisten noch intakt und mit

reichlich Büchern befüllt. Einige waren umgefallen, und überall lagen Bücher auf dem Boden verstreut. Alles war von einem dichten Netz aus Spinnenfäden umhüllt, das von den Wänden bis zu den Regalen und teils auch zu den am Boden liegenden Büchern reichte. Harry konnte zwar auf Anhieb keine Spinnen entdecken, aber es gab genug dunkle Ecken, um der Fantasie freien Lauf zu lassen. Für Netze dieser Größe brauchte es schon ein paar größere Exemplare, vermutete er. Zeit genug hatten die Tiere in den letzten Jahren oder Jahrzehnten offenbar gehabt, um sich hier ungestört auszubreiten, denn die Stelle, an der er gelandet war, zählte zu den wenigen Flecken, die nicht mit den seidig glitzernden Fäden eingesponnen waren. Harry fragte sich, ob er vielleicht gar nicht mehr aufgewacht wäre, wenn er mitten in einem dieser Netze gelandet wäre. Wer wusste schon, ob diese Viecher nicht auch ausgewachsene Menschen fraßen.

Er zwang sich, die Gedanken an irgendwelche Spinnenmonster abzuschütteln und sich stattdessen wieder auf seine Aufgabe zu konzentrieren. Wie spät es da draußen schon war, das war von hier aus überhaupt nicht abzuschätzen, aber solange die Sonne noch nicht untergegangen war, hatte er in jedem Fall noch eine Chance. Der Rückweg in die Konditorei kam ihm auch nicht unmöglich vor: Die Leiter hatte zwar zwei Sprossen verloren, aber der Rest sah intakt aus, und wenn er diesmal vorsichtiger war, dann würde er es schon irgendwie wieder nach oben schaffen. Aber vorher brauchte er etwas Wertvolles, erinnerte er sich. Irgendetwas, das sich schnell zu Geld machen ließ. Alles was er sah, waren allerdings die eingestaubten alten Bücher, deren Titel unter den dicht gesponnenen Spinnennetzen häufig gar nicht zu erkennen waren. Wenn das tatsächlich Bücher aus der Zeit der Magier waren, dann gab es sicher einen Käufer dafür. Aber legal war ein solcher Handel nicht, denn die Gesetze sahen vor, dass jedes Fundstück, das etwas mit den Magiern zu tun hatte, dem königlichen Institut für Magietechnik übergeben werden musste. Manchmal gab es dafür zwar einen Finderlohn, aber der war in der Regel nicht der Rede wert und wurde ganz bestimmt nicht am gleichen Tag schon ausgezahlt.

Er würde also einen Käufer finden müssen, der es mit den Gesetzen nicht so genau nahm, und das schnell. Aber wer würde sich in dieser Eile auf einen Handel einlassen? So etwas musste diskret und gut geplant ablaufen, er konnte nicht einfach mit einer Kiste voller alter Bücher durch Vengard rennen.

Harry spürte, wie ihn die Aussichtslosigkeit, die all diesen hoffnungslosen Gedanken innewohnte, schon wieder zu erdrücken drohte, und mahnte sich zur Ruhe. Erst einmal musste er herausfinden, welche Bücher er hier überhaupt vor sich hatte. Er hob die erloschene und verbeulte Manalampe auf, die neben ihm am Boden lag und versuchte sie wieder einzuschalten, aber da war nichts mehr zu machen. Seufzend legte er sie wieder auf dem Boden ab. Das Tageslicht würde also ausreichen müssen.

Ganz sicher fühlte er sich noch nicht auf den Beinen, als er mit schwindeligem Kopf ein paar vorsichtige Schritte über den staubigen Boden tat. Die Fliesen waren aus dunklem Marmor gefertigt und mussten einmal sehr schön gewesen sein, aber jetzt waren sie von Rissen durchzogen und an vielen Stellen waren die Ränder abgesplittert. In den Fugen wuchs hier und da ein wenig Schattenmoos, und als Harry seinen Fuß auf eine in der Mitte zerbrochene Fliese setzte, da wuselten darunter ein paar Fleischwanzen hervor – vermutlich das einzige Leben, das diese Halle für viele Jahre zu Gesicht bekommen hatte. Beim Anblick der dicken Wanzen zuckte eine Idee durch Harrys dröhnenden Kopf. Es war noch gar nicht so lange her, da hatte er sich mal ein paar Wochen lang von nichts als Fleischwanzen ernährt, und irgendwann hatte er sich eingebildet, dass sie ihm sogar ein bisschen geschmeckt hatten. Wenn man sie zerquetschte, dann ließen sie sich leicht zu einer klebrigen braunen Pampe vermengen, die fast ein bisschen aussah wie Schokoladencreme. Vor seinem inneren Auge sah sich Harry mit einem großen Topf voller Wanzen nach oben zurückkehren und den Pürierstab herausholen. Am Ende stand eine große braune Torte auf dem Tresen, garniert mit kleinen Wanzenbeinchen und einer ganzen Wanze oben auf der Spitze, die er lebendig gelassen und halb im Teig ihrer zerquirkten

Geschwister versenkt hatte, damit sie dekorativ mit den Beinchen wackeln konnte beim Versuch, der Wanzenorte zu entrinnen. Es war eine Torte, wie sie der königliche Palast noch nie zu Gesicht bekommen hatte – geschaffen aus rein myrthanischen Zutaten, direkt aus dem Herzen des Königreichs. Eine neue myrthanische Delikatesse war geboren, und der König und seine Gäste durften zuerst probieren.

Die Torte zerplatzte vor seinem inneren Auge in tausend Wanzeneteilchen, als er ein bisschen Staubluft zu viel auf einmal eingeatmet hatte und einen kleinen Hustenanfall bekam. Als er sich wieder beruhigt hatte, vergewisserte er sich kurz, dass er noch alle Sinne beisammen hatte. Kein Zweifel, er war gerade dabei durchzudrehen, aber es war noch nicht so schlimm mit ihm gekommen, dass er die Wanzenidee ernsthaft in Erwägung ziehen wollte. Nicht solange er noch die vage Hoffnung hatte, dass es hier wertvolle Bücher zu finden gab. Nachdem sich Harry zum ersten umgefallenen Regal vorgekämpft hatte, ging er davor in die Hocke und ließ den Blick über die vielen eingesponnenen Wälzer schweifen, die um das Regal herum auf dem Boden verstreut lagen. Ein größeres Buch, das vermutlich alte Märchen und Sagen beinhaltete, fiel ihm dabei besonders ins Auge: Die illustrierte Vorderseite des Buchumschlags war unter den Spinnenfäden noch gut zu erkennen und zeigte vor dem Hintergrund eines steinernen Gemäuers eine blauhaarige und nackte junge Frau, die an einem Gewässer saß und ihr Spiegelbild beobachtete. Das Spiegelbild, das sich auf der Wasseroberfläche kräuselte, war allerdings nicht ihr eigenes, sondern eine bis zur Unkenntlichkeit verzerrte Fratze. Obwohl das Buch schon viele Jahrzehnte alt sein musste, hatten sich die Farben gut gehalten. Harry schätzte, dass es den richtigen Leuten so einiges wert sein musste – mit Sicherheit genug, um davon Zutaten für eine große Torte kaufen zu können. Wenn er doch bloß mehr Zeit gehabt hätte, um in Ruhe auf die Suche nach dem geeigneten Käufer zu gehen. Aber nicht nur, dass er bis zum Abend bereits die ganze Torte fertig bekommen musste, er ging auch jedes Mal wenn er den Laden verließ das Risiko ein, einen von Baldurs Kontaktmännern zu verpassen. Wenn er das nicht schon längst

getan hatte, ging ihm plötzlich auf – immerhin hatte er nur eine sehr vage Ahnung davon, wie spät es an der Oberfläche gerade war.

Harry merkte, wie seine Hände schon wieder vor Anspannung zu zittern begannen. Wie war er bloß in so einer verzwickten Scheißsituation gelandet? Es half ja aber alles nichts, er musste einen Schritt nach dem anderen tun. Und der erste bestand darin, das Buch an sich zu nehmen. Er streckte die Hand danach aus und wollte die größten Spinnweben abwischen, aber kaum hatten seine Finger die seidene Fäden berührt, da glommen sie plötzlich blau auf. Seine Hand verharrte in der Bewegung, wie festklebt blieben die Finger an den Spinnfäden hängen. Zuerst waren es nur die Fäden am Buch, die blau zu glühen begannen, aber innerhalb weniger Momente breitete sich das blaue Licht entlang des Netzes in alle Richtungen hin aus, ließ Wände, Boden und Regale leuchten, bis schließlich der ganze Raum in einem blau glimmenden Licht erstrahlte. Dazu stieg ein tiefes, vibrierendes Summen auf, das seinen ganzen Körper durchfuhr und die Nähte seiner Nase kribbeln ließ. Schwer atmend versuchte Harry nach dem ersten Schock noch einmal, seine Hand vom Netz zu lösen, energischer diesmal, aber sie rührte sich kein Stück. Als er mit der linken Hand nach etwas suchte, woran er sich abstützen konnte, da traf sie auf ein kleines abgebrochenes Fliesenstück, aber auch das bewegte sich kein Bisschen. Es war, als ob er überhaupt keinen Einfluss mehr auf irgendetwas im Raum hatte.

„Was... was passiert hier?“, brach es aus ihm hervor. „Ist das eine Falle?“ Er rechnete nicht mit einer Antwort, aber kaum hatte er die Worte ausgesprochen, da kam plötzlich Bewegung in eine dicht gewobene Stelle des Netzes an einem Bücherhaufen gar nicht weit von ihm entfernt. Erst glaubte er, dass etwas unter der Spinnenseide gefangen war, das mit Nachdruck versuchte, an die Oberfläche zu gelangen, aber dann sah er, dass es die glühenden Fäden selbst waren, die sich wie von Geisterhand zerteilten und empor schwebten, wo sie sich miteinander verstrickten und nach wenigen Sekunden einen blauen Lichtkörper in menschlicher Gestalt geformt hatten, der zu ihm herüber schwebte.

„Keine Sorge“, sagte die leuchtende Kreatur und klang dabei zu Harrys Überraschung wie ein ganz normaler Mensch, wie ein etwas älterer Mann vielleicht. „Das ist dein erster Besuch hier, oder?“

„Ich... glaube schon“, stammelte Harry, der mit einem Hauch von Erleichterung zur Kenntnis nahm, dass die schwebende Gestalt vor ihm in der Luft verharrte und nicht etwa beabsichtigte, in ihn hineinzufliegen. „Ich – ich kann mich nicht mehr bewegen, meine Hand klebt fest und –“

„Darüber brauchst du dir keine Sorgen zu machen“, hallte die Stimme durch das blaue Gewölbe. „Du kannst jederzeit zurück, wenn du die Augen schließt und dich ein wenig entspannst.“

„Das ist alles?“, versicherte sich Harry. „Einfach nur die Augen zu?“ „Und entspannen“, entgegnete die Stimme. „Das ist auch ziemlich wichtig.“

„Aber auch nicht so einfach! Wo zum Henker bin ich hier reingeraten?“

„Du hast es auch durch Zufall gefunden, wie?“

Hinter der glühenden Gestalt war plötzlich eine zweite erschienen, und dahinter eine dritte, die beide auf sie zu schwebten.

„Ein Neuer?“

„Oh, der Arme. Ich glaub' der weiß noch gar nicht, was los ist.“

Harrys Blick wanderte hektisch zwischen den drei schwebenden blauen Lichtmenschen hin und her. Zwar blieben sie für den Moment alle in einer gewissen Distanz zu ihm, aber er wusste, dass er ihnen nichts entgegenzusetzen hatte, wenn sie sich dazu entschließen sollten ihn anzugreifen.

„Was *ist* denn los?“, rief er ihnen verzweifelt entgegen. „Ich wollte nur ein paar Spinnweben wegwischen und plötzlich bin ich hier im – was auch immer das hier ist, verdammt!“

„Nur ein paar Spinnweben wegwischen?“, wiederholte eine der seltsamen Entitäten mit der Stimme eines jungen Mädchens und schien dabei nur schwer ein Kichern unterdrücken zu können. „Das sind nicht irgendwelche Spinnweben. Das ist das Netz.“

„Auf den ersten Blick mögen sie aussehen wie gewöhnliche Spinnenfäden, aber du hast ja gesehen, was geschieht, wenn du sie berührst“, sagte die erste Kreatur. „Es ist kein Wunder, dass du verwirrt bist. Glaub mir, wir wussten alle nicht so recht, wie uns geschieht, als wir das Netz zum ersten Mal berührt haben.“

„Im Übrigen sind wir Menschen so wie du“, ergänzte der Dritte. Seine Stimme klang nach der eines reiferen Mannes und hatte einen deutlichen varantischen Akzent. „Von dem ganzen Geleuchte solltest du dich nicht beeindrucken lassen.“

„Das heißt... ihr wart auch alle hier in diesen geheimen Katakomben und habt dieses Netz berührt?“, bemühte er sich die Worte der angeblichen Menschen zu bestehen. Hoffentlich bedeutete das nicht, dass er auch bald anfang, blau zu glühen.

„Nein, nein, wir waren nicht hier in diesem Raum.“

„Wir sind jetzt nur hier, weil du dich mit dem Netz verbunden hast.“

„Das Netz erreicht viele Orte“, sagte der Erste. „Jeder von uns hat es an einer anderen Stelle gefunden. Ich zum Beispiel beim Ausmisten im Keller.“

„Und ich auf dem Dachboden meiner Tante“, sagte das Mädchen, „als ich mit meiner kleinen Kusine den alten Schaukelscavenger angucken wollte, mit dem ich früher immer so gern gespielt habe.“

„Ich habe es in der großen Bibliothek von Bakaresh gefunden“, sagte der Mann mit dem Wüstenakzent. „Im Archiv, als ich auf der Suche nach einem alten Familienstammbuch war.“

„Moment, Bakaresh?“, vergewisserte sich Harry. „Aber ich bin in Vengard. Dieses Netz kann doch nicht...“

„Wie gesagt, das Netz erreicht viele Orte.“

Harry hatte nicht das Gefühl, zu verstehen, was diese Stimmen ihm mitteilen wollten. In seinem Kopf drehte sich alles, und das intensive blaue Glühen überall um ihn herum schmerzte in seinen Augen.

„Ich will hier raus“, sagte er. „Ich will nur dieses Buch und dann... dann lasse ich euch alle in Ruhe.“

„Welches Buch?“, fragte der Mann aus Bakaresh. „Meinst du das, auf dem deine Hand liegt? Dieses Buch ist jetzt Teil des Netzes.“

„Teil des Netzes? Aber...“

„Du wirkst sehr angespannt.“

Harry japste nach Luft, als eine vierte Stimme hinter ihm ertönte. Hastig drehte er den Kopf und sah weitere schwebende Leuchtgestalten. Das ganze Gewölbe schien sich jetzt langsam mit ihnen zu füllen.

„Wenn du ein Problem hast, dann können wir dir vielleicht dabei helfen, es zu lösen.“

„Wir werden immer zahlreicher, und unser Wissen mehrt sich von Tag zu Tag.“

„Sag uns, was dir auf dem Herzen liegt, und wir werden dir nach bestem Gewissen einen Ratschlag erteilen.“

Das Summen war kaum noch aushalten. Harry hielt sich mit der linken Hand das heile Ohr, aber das Geräusch wurde nicht leiser. Es war ihm fast, als ob es gar nicht von außen kam, sondern seinen Ursprung in seinem eigenen Kopf hatte.

„Ich muss eine Torte backen!“, platzte es aus Harry heraus. „Bis heute Abend, für den myrtanischen König! Und ich habe keine Zutaten – und kein Geld – und Torten backen kann ich auch nicht! Und wenn ich es nicht rechtzeitig schaffe, dann wird dieser verdammte Calsius die Konditorei schließen, und dann wird mir der Baron – dann, dann, dann bin ich tot, zur Hölle!“

Die leuchtenden Gestalten schwiegen für einen Moment, dann begannen einige leise zu tuscheln.

„Offenbar steckst du in einer ausgemachten Krise“, fasste der Varantiner zusammen. „Aber wenn ich das richtig verstehe, dann geht es im Grunde nur darum, in kurzer Zeit eine sehr große Torte zu backen, die nichts kosten darf?“

Harry war für einen Moment sprachlos.

„Was heißt denn *nur*? Ist das etwa kein Problem?“

„Natürlich ist das eins. Aber eines, das sich mit unserer Hilfe bestimmt lösen lässt.“

„Ganz bestimmt sogar!“, sagte eine weibliche Stimme, die sich bisher noch nicht zu Wort gemeldet hatte. „Alles was du brauchst sind ein paar gute Tipps, das richtige Rezept und das gesammelte Wissen von ein paar Dutzend Kuchenbäckergenerationen.“

„Ja... aber...“

„Kein Aber. Willst du, dass wir dir helfen oder nicht?“

„Ich... also, ja. Glaube ich.“

„Dann pass jetzt genau auf.“

„Hallo und guten Morgen, liebe Freunde an Bord der *Omnipotencia*! Ich hoffe ihr habt alle gut gefrühstückt und seid startklar für den Tag. Heute geht es wie versprochen ab in die Südsee, und wenn alles nach Plan läuft, dann werden wir schon heute Nachmittag im Hafen von Faranga vor Anker gehen. Ihr habt dann reichlich Zeit, in der schönen Hafenstadt zu flanieren und am Abend die lokale Küche in einem der vielen kleinen Fischrestaurants zu genießen. Kurz nach Sonnenuntergang geht es dann wieder zurück an Bord, damit wir unsere Reise noch heute Nacht fortsetzen können. Ihr seht also, ein ereignisreicher Tag liegt vor euch. Ahoi und bis bald, euer Kapitän Morris!“

Die Durchsage hatte gerade geendet, da sprang die Kabinentür auf und Sheryl kam herein, in der Hand ein angebissener Apfel.

„Hascht du gehört?“, begrüßte sie ihn nuschelnd, während sie ein Apfelstück im Mund zerkaute. „Die Frühschtückscheit ischt quaschi schon vorbei. Also beeil disch mal lieber und verschteck disch hier nischt die gansche Scheit!“

Jon hob den Kopf vom Kissen, in das er es vergraben hatte, und drehte sich im Bett zu ihr um.

„Hast du sie denn gesehen? War sie im Speisesaal?“

Sheryl schluckte das letzte Bisschen des Apfelstücks herunter und zuckte mit den Schultern.

„Weiß nicht. Also, gesehen hab ich sie glaub ich nicht.“

„Glaubst du?“, wiederholte Jon vorwurfsvoll. „Mensch, Sheryl, du weißt doch was hier für mich auf dem Spiel steht!“

„Jaja“, sagte Sheryl und setzte sich auf die Bettkante. „Aber du musst auch nicht immer gleich vom Schlimmsten ausgehen. Du hättest ruhig mit uns am Tisch sitzen und ganz gemütlich frühstücken können, da wär gar nichts passiert.“

„Das kann man ja vorher nicht wissen“, rechtfertigte er sich. „Wenn sie uns am Tisch sitzen sieht und dich begrüßt und dabei den falschen Namen sagt – also den richtigen, mein ich natürlich – und dann sitzt Nebis daneben oder Lavina und bekommt alles mit... die müssten doch nur Eins und Eins zusammenzählen. Wieso musste auch von allen Frauen auf der Welt ausgerechnet Alena diese Kreuzfahrt machen?“

„Könnte natürlich Schicksal sein.“ Es machte ihn wahnsinnig, dass sich Sheryl bei dem ernstesten Thema auch noch zu einem Schmunzeln hinreißen ließ. „Vielleicht war das mit der Scheidung am Ende ja doch ein Fehler, und jetzt habt ihr die Gelegenheit, es endlich zu merken.“

„War es nicht, das weißt du selber“, stellte Jon genervt klar. Er richtete sich im Bett auf und setzte sich zu ihr auf die Bettkante. „Sheryl, bitte. Du bist doch meine einzige Verbündete hier. Was mach ich denn jetzt?“

„Dich den ganzen Tag verstecken kann’s jedenfalls auch nicht sein. Die haben sich ja jetzt schon alle gewundert, dass du nicht beim Frühstück warst.“

„Und was hast du gesagt?“

„Dass du in der Bibliothek bist und was für deine Aufnahmeschrift nachliest.“

„Na super“, seufzte Jon. „Ich weiß doch noch nicht mal wo die Bibliothek überhaupt ist.“

„Erstes Deck, direkt neben dem Empfangsraum“, erleuchtete ihn Sheryl.

„Komm schon, das war ’ne voll gute Ausrede. Wenn ich gesagt hätte, dass du ’ne Grippe hast, dann hättest du den Rest der Reise krank spielen müssen.“

„Hast ja recht, so schlecht war die Idee nicht“, gab Jon zu. „Aber jetzt muss ich wohl wirklich in die Bibliothek, damit ich Nebis was erzählen kann, wenn er mich fragt, was ich da gelesen habe.“

„Immer noch besser als hier im Bett zu vergammeln.“ Sheryl warf den angebissenen Apfel schwungvoll von einer Hand in die andere, bis er ihr aus den Fingern rutschte und sie ihn vom Boden wieder aufheben musste. „Ist doch auch total langweilig hier ganz alleine, oder? Und hast du nicht gesagt, Alena wäre eigentlich ganz nett gewesen?“

„Ging so“, murmelte Jon. „Wenigstens hat sie mir keine Vorwürfe gemacht. Aber so viel haben wir ja auch nicht geredet.“

Wenn er an die vergangene Nacht zurückdachte, konnte er sich tatsächlich nur noch an ein paar Gesprächsfetzen erinnern, was aber auch daran liegen mochte, dass er im Schockzustand die halbe Zeit gar nicht richtig hingehört hatte. Alena hatte ihm ein paar Sachen über ihr neues Haus auf Khorinis erzählt, wo sie als Schneiderin arbeitete. Er wusste noch, dass er sie gefragt hatte, ob sie ihr Seidenkleid auch selbst geschneidert hatte, und dass sie Ja gesagt hatte. Und am Ende...

Jon stöhnte ein bisschen auf, als er an die Verabschiedung dachte. Er hatte ihr aus irgendeinem Grund angeboten, am nächsten Tag doch mal in aller Ruhe ein bisschen zu plaudern, und sie hatte erwidert, dass er jederzeit an ihrer Kabinentür klopfen durfte, die ja nur ein paar Türen weiter im gleichen Gang war. Es war entsetzlich, wozu ihn die Höflichkeit manchmal trieb.

„Vielleicht solltet ihr einfach nochmal in Ruhe miteinander sprechen“, sagte Sheryl, als hätte sie seine Gedanken gelesen. „Nur ihr beide, ohne dass Nebis oder sonst wer dabei ist. Wenn du ihr die ganze Situation mal erklärst und sie nett bittest, nichts auszulaudern, dann ist das ganze Problem vielleicht ruckzuck schon wieder aus der Welt geschafft.“

„Oder sie plaudert erst recht alles aus. Aus Rache oder, was weiß ich... ich hab doch keine Ahnung, was in der so vor sich geht!“

„Ach Jon.“ Sheryl strich ihm aufmunternd über die Hand und schmierte sie dabei mit klebriger Apfelflüssigkeit voll. „Das ist jetzt fünf Jahre her, die wird schon nicht mehr jede Nacht von dir träumen. Du glaubst doch nicht, dass die in der Zwischenzeit keinen Neuen gefunden hat?“

„Da wär ich mir nicht so sicher. Du weißt doch selber, wie die immer drauf ist. Wer will sich das denn antun?“

„Na, du wolltest das ja damals mal“, stichelte seine Kusine. „Aber mal ehrlich, schlecht sieht sie ja nun echt nicht aus. Also wenn ich auf Frauen stehen würde...“

„Jetzt ist aber gut“, grummelte Jon. „Auf welcher Seite stehst du eigentlich?“

„Meinen Vorschlag hast du ja gehört. Ewig wirst du ihr eh nicht aus dem Weg gehen können, also red einfach mal mit ihr.“

„Hmpf“, machte Jon.

„Du kannst ja mal drüber nachdenken. Jedenfalls geh ich jetzt gleich zu Tara rüber. Die ist mir eben auf dem Weg zum Speisesaal entgegen gekommen, wir haben uns dann gleich wegen der Befragung verabredet.“

„Was?“ Jon schreckte auf. „Moment, Moment! Dann müssen wir aber nochmal alles durchgehen!“

„Echt, schon wieder?“, stöhnte Sheryl. „Ich hab mir das doch alles behalten. Wie gesagt: Über dreihundert Kuchenrezepte, mehr als ein ganzes Dutzend Plätzchenrezepte –“

„Nur das Wichtigste nochmal“, bat sie Jon. „Also, wo haben wir beide uns kennengelernt?“

„Na im Dingens, im Krämerladen.“

„Nicht im Krämerladen, beim Pfandleiher! Das ist ein Unterschied!“

„Wer geht denn heutzutage schon noch zum Pfandleiher?“, beschwerte sich Sheryl. „Lass uns doch einfach sagen, im Krämerladen. Oder vielleicht am Obststand am Marktplatz, das wär auch nicht schlecht.“

„Nein, nein, das haben wir doch jetzt schon so einstudiert mit dem Pfandleiher. Wenn wir uns wieder was Neues ausdenken, dann kommen wir völlig durcheinander!“

„Ich fand das mit dem Pfandleiher aber von Anfang an doof.“

„Sheryl!“

„Jaja, schon gut.“

„Und denk dran: Du warst eine Woche lang jeden Tag da, und am letzten Tag, am Freitag, hast du mich dann dort getroffen. Du hast dich direkt so sehr in mich verguckt, dass du sogar den Pfandschein beim Pfandleiher

liegen gelassen hast. Der Pfandleiher hat dir noch hinterher gerufen: *Junge Dame, Ihr habt Euren Pfandschein vergessen!* Aber wir haben das gar nicht gehört, weil wir schon ganz verliebt Hand in Hand durch die Straßen gewandert sind.“

„Das ist doch totaler Quatsch, Jon“, mäkelte Sheryl herum. „Wenn wir das nicht gehört haben, wie soll ich Tara denn dann überhaupt davon erzählen können?“

„Na weil der Pfandleiher uns das später mal gesagt hat. Wir sind eben Stammkunden bei dem.“

„Stammkunden beim Pfandleiher? Meinst du echt das macht so einen guten Eindruck in der Reportage?“

„Okay, dann... dann lassen wir den Teil mit dem Pfandschein meinetwegen weg. Aber der Pfandleiher bleibt.“

„Okee.“

Und wo haben wir uns das erste Mal geküsst?“

„Das weiß ich noch“, verkündete Sheryl stolz. „In einer wolkenlosen Mondnacht! Voll romantisch!“

„Sehr gut“, lobte sie Jon und war ein bisschen beruhigt. „Jetzt zu den Zahlen. Wann bist du bei mir eingezogen?“

„Hä? Ich dachte, du bist bei mir eingezogen.“

Jon rautte sich die Haare.

„Sheryl, wir sind doch so oft die Daten durchgegangen! Das kann doch nicht dein Ernst –“

„War nur'n Spaß“, sagte Sheryl grinsend. „Mach dir keinen Kopf, ich hab das schon alles bei mir drin. Kümmer dich mal lieber um die Sache mit Alena, und sag am besten auch noch jemandem wegen diesem Irren Bescheid, der unsere Tür zerkratzt hat. Der macht mir nämlich mehr Sorgen als deine Alena!“

An die anderen merkwürdigen Geschehnisse der letzten Nacht hatte Jon kaum noch einen Gedanken verschwendet, so sehr hatte ihn die Begegnung mit seiner früheren Frau aus der Bahn geworfen. Aber Sheryl hatte natürlich recht, die Sache mit den Kratzern an der Tür konnten sie nicht einfach so auf sich beruhen lassen. Er hatte sich immer noch keine

richtige Meinung darüber gebildet, ob das Ehepaar aus Khorinis wohl etwas damit zu tun gehabt hatte oder ob er die beiden bloß bei einem absonderlichen Paarungsritual erwischt hatte. Deshalb hatte er auch vorerst beschlossen, die Sache für sich zu behalten – und ein bisschen auch, weil er sich vorstellen konnte, was Sheryl dazu sagen würde, wenn er ihr berichtete, mitten in der Nacht durch ein fremdes Schlüsselloch geguckt zu haben. In jedem Fall musste er aber den Vorfall mit den Kratzern melden. Vielleicht gab es ja eine ganz harmlose Erklärung und sie konnten in der nächsten Nacht beruhigter einschlafen.

„Ich geh gleich mal zum Empfangsraum und melde denen das“, versprach Jon.

„Super.“

Sheryl gab ihm eine kleine Umarmung, stand vom Bettrand auf und ging zur Kabinentür hinüber.

„Aber vorher stärk dich erst mal ein bisschen.“ Sie warf ihm den halb aufgefutterten und angefusselten Apfel zu, rieb kurz die Hände aneinander, um den klebrigen Apfelschmier loszuwerden, und öffnete dann die Tür. „Das wird schon alles wieder, Jon. Bis gleich!“

Auf dem Weg zum Empfangsraum rechnete Jon bei jeder Abbiegung damit, Alena über den Weg zu laufen, aber tatsächlich waren es nur Pascal und der Dicke aus Khorinis, die er auf den Korridoren antraf und im Vorbeigehen kurz grüßte. Nachdem er die Treppe hinunter auf das zweite Deck genommen hatte, schaute er kurz im Speisesaal vorbei, aber wie erwartet war die Frühstückszeit bereits vorbei. Er würde also bis zum Mittag mit seinem nur spärlich durch einen halben Apfel und ein paar Fusseln gefüllten Bauch leben müssen.

Der Empfangsraum im ersten Deck war belebter als bei ihrer Ankunft auf dem Schiff. Weil das Wetter draußen eher ungemütlich war, hatten es sich viele in den Sitzecken gemütlich gemacht, darunter auch die vier Mitglieder der Bruderschaft, die aber offenbar ganz mit sich selbst beschäftigt waren und Jon entweder nicht bemerkt hatten oder ihm bewusst keine Beachtung schenkten. Jon hatte wie selbstverständlich

angenommen, hier auf Leute vom Bordpersonal zu treffen, aber auf Anhieb wurde er nicht fündig. Erst auf den zweiten Blick bemerkte er, dass im Bereich hinter der Theke, auf der jetzt allerlei Flaschen, Gläser und Becher aufgestellt waren, ein Mann in der typischen marineblauen Uniform der Schiffsbesatzung stand, der ihm den Rücken zugewandt hatte. Es war der junge Mann, der ihnen am Vortag ihre Kabine gezeigt hatte, und er war gerade dabei, eines der Gemälde an der Wand gerade zu rücken, das einen großen goldenen Seestern zeigte.

„Entschuldigung“, machte sich Jon bemerkbar. „Ich möchte einen Vorfall melden.“

Der Junge hielt inne und drehte sich dann langsam zu ihm um.

„Ja?“, sagte er gedehnt.

„Gestern Nacht war jemand im Korridor vor unserer Schlafkabine und hat an unserer Tür herumgekratzt. Da sind jetzt fünf lange Kratzer im Holz.“

„Das ist die Kabine von dem Herrn Jon und der Dame Alena?“, vergewisserte er sich.

„Ja genau“, sagte Jon. „Wir machen uns ein bisschen Sorgen, dass so etwas nochmal passieren könnte. Man weiß ja auch nicht, was das für einer ist, der sowas macht.“

„Danke für Eure Meldung“, sagte der Bedienstete in seiner üblichen Leierstimme und wollte sich schon wieder umdrehen.

„Reicht das, wenn ich dir das so melde?“, hakte Jon nach. „Oder soll ich da vielleicht nochmal mit dem Kapitän reden? Also, ich kenne jetzt ja die Zuständigkeiten hier auf dem Schiff nicht so genau.“

„Der Kapitän ist für die Navigation des Schiffs verantwortlich und darf nur in Ausnahmefällen gestört werden“, las der Mann von einer unsichtbaren Infotafel ab. „Ich werde die Meldung entsprechend weiterleiten.“

„Gut, dann, ja... danke.“

„Ich wünsche noch einen angenehmen Aufenthalt.“

Jon guckte noch ein paar Sekunden etwas ratlos dabei zu, wie der Bedienstete an dem Gemälde herumfummelte und wandte sich

schließlich ab. Es war schwer zu sagen, ob seine Meldung irgendetwas bewirken würde, aber für den Augenblick fühlte er sich leider keinen Deut sicherer.

„Habe ich das gerade richtig gehört? Jemand hat an der Zimmertür gekratzt?“

Überrascht merkte Jon auf. Im Türrahmen zu einem Nebenraum stand ein älterer Mann mit Glatze, dessen einfache braune Stoffkleidung inmitten all der schicken Klamotten, die er auf diesem Schiff schon gesehen hatte, unmittelbar ins Auge stach.

„Entschuldige bitte, ich will nicht neugierig sein“, fügte der Mann hinzu. „Ich finde das nur etwas besorgniserregend.“

„Das geht mir ganz genauso“, sagte Jon, ein bisschen erleichtert, dass nun doch jemand den Ernst der Lage erkannte. „Ich bin übrigens Jon.“ „Ach, du bist einer der Rechtsgelehrten vom Hofgericht?“, entgegnete sein Gegenüber. „Der Herr Richter Nebis vom königlichen Hofgericht hat eben schon nach dir gefragt. Er meinte, du hättest angeblich den ganzen Morgen in der Bibliothek verbracht und war ganz verwundert, als er dich nirgendwo an den Tischen gesehen hat.“

„Ja, also, äh...“

„Ich bin übrigens der Bibliothekar hier. Zacharias mein Name.“ Er runzelte ein bisschen die Stirn und zeigte ein verschmitztes Lächeln. „Ich kann mich aber gar nicht dran erinnern, dich schon in der Bibliothek gesehen zu haben.“

„Da hat meine Frau wohl was missverstanden“, versuchte sich Jon zu erklären. „Ich habe vorhin in unserer Kabine an den Planungen für meine Aufnahmearbeit gesessen, und vorm Frühstück hab ich ihr dann noch gesagt, dass ich *später* mal in die Bibliothek wollte, einfach mal gucken, was es hier so gibt, aber das hat sie wohl irgendwie durcheinander gebracht und Nebis dann was Falsches erzählt. Kann ja jedem mal passieren.“

„Sicher“, sagte Zacharias. „Und was dieses Kratzen angeht, da habt ihr aber nichts durcheinander gebracht?“

Jon konnte nicht anders, als sich ein bisschen angegriffen zu fühlen, aber er schluckte seinen Ärger hinunter und sagte: „Auf keinen Fall. Du kannst dir die Tür ja selbst einmal anschauen, unser Zimmer ist auf dem dritten Deck. Das sind fünf lange Kratzer, und die gehen ordentlich tief. Da war auch bestimmt eine Minute lang einer am Schaben.“

„Vielleicht werfe ich später wirklich mal einen Blick darauf, wenn es euch nichts ausmacht. Ich habe auch so ein gewisses berufliches Interesse daran.“

Jon stutzte. „Was haben denn die Kratzer mit Büchern zu tun?“

„Wahrscheinlich gar nichts“, sagte Zacharias, „vielleicht aber auch sehr viel. Du musst wissen, dass ich bei der Kuration der Bibliothek nicht selten einem kleinen persönlichen Spleen folge, der aber, davon bin ich überzeugt, auch dem Interesse vieler Passagiere sehr entgegenkommt. Bei der Beschaffung neuer Bücher lege ich einen gewissen Schwerpunkt auf Werke, die sich mit dem Übersinnlichen und dem Übernatürlichen befassen – genauer gesagt, mit der faszinierenden Welt der Geistwesen.“

„So wie die im Museum?“, entgegnete Jon mit gekräuselter Stirn.

„Du hast den Jadevogel und den Schattenherrn gesehen?“ Der Bibliothekar schien erfreut darüber zu sein, dass Jon schon eine vage Idee vom Thema hatte. „Diese beiden Exponate sind dem Museumsbestand auf meine Anregung hinzugefügt worden. Faszinierend, nicht wahr?“

„Ja, schon“, sagte Jon. „Aber ich verstehe noch nicht ganz, was das mit unseren Kratzern zu tun haben soll.“

„Vielleicht nichts. Vielleicht alles. Du gehörst womöglich auch zu den Menschen, die Geistwesen am Liebsten in das Reich der Fantasie verbannen möchten. Und vieles spricht dafür, dass sie lange Zeit dort gehaust haben, immer am Rande des Wahrnehmbaren, zurückgehalten und unterworfen von der Macht der Götter.“

Zacharias' Augen leuchteten auf, als er seine Worte durch ausladende Gesten unterstrich. Jon hatte den deutlichen Eindruck, dass er ganz begeistert davon war, jemand Neuem von seinem Lieblingsthema erzählen zu können.

„Sicher kennst du den bekannten Spruch, dass der Fall der Götter die Menschen befreit habe“, fuhr der Bibliothekar fort. „Frei von Ritualen und den Zwängen der Runenmagie konnten wir die Kraft des Mana neu entdecken und erstmals damit beginnen, ihr gesamtes Potential auszuschöpfen – ein Prozess, der noch immer weit von einem Abschluss entfernt ist. Aber vielleicht waren wir Menschen nicht die einzigen, die befreit wurden.“

„Du meinst also, diese Geistwesen sind real?“

„Ich meine, dass es Anlass dazu gibt, die Möglichkeit nicht auszuschließen, dass sie real sein *könnten*“, präzisierte Zacharias. „In den letzten drei Jahrzehnten ist in jedem Fall ein deutlicher Anstieg von Beobachtungen feststellbar, die in den Bereich der Geistwesensichtungen fallen. Natürlich ist es hoch umstritten, welche der vielen Kreaturen aus den mannigfaltigen Sagen und Legenden unserer Welt überhaupt unter dem Oberbegriff *Geistwesen* subsumiert werden dürfen, aber aus meiner Sicht ist das eine nachrangige Diskussion. Mein Interesse gilt allein der Frage, ob es noch etwas anderes gibt zwischen der Welt der Menschen und der verlorenen Welt der Götter. Und zur Beantwortung dieser Frage spüre ich jedem Hinweis nach, selbst wenn es im ersten Moment auch noch so abwegig erscheinen mag.“

„Ja, verstehe.“

Jon hatte zwar nicht das Gefühl, dass das Steckenpferd des Bibliothekars tatsächlich irgendetwas mit den Kratzern an der Tür zu tun hatte, aber ein bisschen verstehen konnte er Zacharias schon. Die Arbeit in der Schiffsbibliothek war für ihn bestimmt längst zur Routine geworden, und die meisten Besucher kamen sicher nur, um sich einen Liebesroman oder andere seichte Lektüre auszuleihen. Da konnte er es ihm kaum übel nehmen, dass er jede Möglichkeit nutzte, sich mit seiner eigentlichen Leidenschaft auseinanderzusetzen.

„Was ich aber noch nicht ganz verstehe, ist, wie so ein Geist unsere Tür zerkratzt haben soll. Ich meine, sind Geister nicht... naja, Geister eben? Also körperlos?“

„Wir müssen hier unterscheiden zwischen Geistern und Geistwesen“, dozierte Zacharias. „Die von mir aufgestellte Arbeitstheorie geht davon aus, dass es zwischen der materiellen und der göttlichen Sphäre eine dritte gibt, eine Sphäre der Geister. Da sich die Geister in ihrer eigenen Sphäre aufhalten, können sie von uns Menschen für gewöhnlich nicht bemerkt werden. Dringt ein Geist allerdings in unsere Sphäre vor und ergreift Besitz von einem Teil der Materie, also etwa von einer Kreatur, dann wird er zum Geistwesen, das von uns wahrgenommen werden kann.“

„Es gibt also Beschreibungen von so einem Geistwesen, das auf Schiffen wohnt und gerne Türen zerkratzt?“, fragte Jon und hoffte, dass er dabei nicht zu spöttisch geklungen hatte. Der Bibliothekar machte nämlich auf Anhieb einen ganz sympathischen Eindruck auf ihn, und er hatte ja schon mehr als genug zwischenmenschliche Probleme am Hals.

„So wie du es sagst, klingt es eher unwahrscheinlich“, sagte Zacharias schmunzelnd. „Aber Geistwesen werden die unterschiedlichsten Eigenarten und Verhaltensweisen zugeschrieben. Mal sind sie die Helfer in der Not, mal stürzen sie die Menschen ins Unglück. Mal sind sie der kalte Hauch, der bei Windstille nachts die Kerzen ausbläst, mal der feurige Schlund eines Vulkans oder der geliebte Mensch, der zum Wahnsinnigen geworden ist.“

„Das klingt aber auch ein bisschen so, als wären diese Geistwesen einfach alles, was die Leute nicht richtig verstanden haben“, gab sich Jon ein bisschen skeptisch. „Da wird doch sicher viel Aberglauben dabei sein, oder?“

„Selbstverständlich“, gab Zacharias zu. „Und das macht es manchmal schwierig, die Meinung zu vertreten, dass hinter einigen der beschriebenen Geistwesen durchaus ein ganz realer Kern stecken könnte.“

Jon ahnte, was er damit meinte. Vermutlich gab es Gründe dafür, dass Zacharias eine kleine Bücherei auf einem Kreuzfahrtschiff leitete und nicht etwa die Gelderner Universitätsbibliothek.

„Wenn es dir nichts ausmacht, dann werde ich mir die Kratzer heute Nachmittag einmal genauer ansehen und schauen, ob ich in meinen Büchern etwas finde, das dazu passt“, bot Zacharias an. „Ich kann natürlich nichts versprechen. Vielleicht hat auch bloß jemand einen über den Durst getrunken und ist mit einem Buttermesser durch die Gänge getorkelt. Aber das wollen wir natürlich nicht hoffen, das wäre eine sehr langweilige Erklärung.“

Jon wollte ihm da nicht so recht zustimmen. Eigentlich war es die mit Abstand angenehmste Erklärung für den Vorfall, die er bislang gehört hatte.

„Danke“, sagte er aber höflich. „Ich komme dann später nochmal vorbei und erkundige mich nach den Ergebnissen.“

„Achso, ich dachte, du warst auf dem Weg in die Bibliothek? Du wolltest dir doch alles einmal anschauen, oder? Und der Herr Richter Nebis wartet ja auf dich.“

Eigentlich hätte Jon liebend gerne mit Nebis in der Bibliothek gesessen und über seine Aufnahmemarbeit gesprochen, denn die kam ihm wie das mit Abstand beherrschbarste Problem vor, mit dem er sich derzeit konfrontiert sah. Aber die Vorstellung, beim Gespräch mit dem Richter plötzlich von Alena besucht zu werden, die sich ja sicher direkt vorstellen würde, war so beängstigend, dass er den Gedanken gleich wieder verwarf.

„Ich komme später mal vorbei“, sagte er daher. „Ich muss erst noch was erledigen. Meine Frau, die... also, sag Nebis bitte, dass es mir im Moment nicht so passt.“

„Mach ich gerne“, sagte Zacharias, blinzelte ihn freundlich an und stellte dankenswerterweise keine weiteren Fragen. „Wir sprechen uns dann später wieder.“

„Ja, bis dann!“, verabschiedete sich Jon und verließ den Empfangsraum wieder, ohne eine richtige Ahnung zu haben, wohin er eigentlich gehen wollte. Sheryl würde bestimmt noch ein bisschen länger bei Tara herum sitzen, und er wusste ohnehin nicht so recht, ob er ihr direkt von dem Gespräch mit Zacharias erzählen wollte. Entweder würde sie das Ganze

als lächerlich abtun, oder aber sie hatte erst recht Angst vor der nächsten Nacht.

Ziellos wanderte Jon in den Gängen des ersten Decks herum, aber abseits des Empfangsraums und der angeschlossenen Bibliothek gab es hier für Passagiere wenig zu entdecken. Die meisten Türen trugen Schilder mit der Aufschrift *Bordpersonal* und vor der Treppe ins Unterdeck hing zur Absperrung eine Kette. Die Tür am Ende eines längeren Korridors schien dagegen unverschlossen zu sein. Jon warf einen Blick durch das runde Guckfenster und erkannte, dass es dahinter ins Freie ging, wo ein Bretterweg über das Oberdeck zum Kapitänshäuschen führte. Draußen hatte es ein bisschen zu nieseln begonnen, deswegen wollte er sich diesen Teil seines kleinen Erkundungsgangs lieber für später aufheben. Er hoffte doch sehr, dass sich das Wetter in den paar Stunden bis Faranga wieder bessern würde – ein verregnetes Faranga wollte nun so gar nicht zu seinen Vorstellungen von der Südsee passen, auch wenn er schon geahnt hatte, dass die vielleicht nicht ganz so realistisch waren.

Lange konnte er sich leider nicht mit solchen belanglosen Überlegungen ablenken. Als er die Treppe zur zweiten Etage des Schiffs bestieg, da war er mit den Gedanken schon wieder ganz bei Alena. Eines war ihm klar geworden: Es war erst der zweite Tag der Reise, und er konnte nicht ständig vor ihr davonlaufen. Wenn er die Angelegenheit nicht irgendwie klärte, dann würde er den Rest der Reise in ständiger Angst davor verbringen müssen, dass Alena bei der ersten ungünstigen Gelegenheit seine ganze aufwändig konstruierte Lügengeschichte auffliegen ließ. Je länger er darüber nachdachte, desto deutlicher wurde ihm, dass Sheryl recht gehabt hatte. Es führte kein Weg daran vorbei, sie in alles einzuweihen und auf ihren guten Willen zu hoffen.

Jon widerstand der Versuchung, sinnlos Zeit im zweiten Deck zu verplempern und nahm direkt die Treppe in das dritte Geschoss. Bald waren es nur noch wenige Schritte bis zu ihrer Tür. Er wusste nicht, wie wahrscheinlich es war, dass Alena überhaupt in ihrer Kabine war, schließlich war es wohl kaum der Sinn und Zweck einer Kreuzfahrt, den ganzen Tag in einem engen Zimmerchen zu verbringen. Aber Alena hatte

ihm ja selbst angeboten, an ihre Zimmertür zu klopfen, also würde er es wenigstens versuchen.

Er wusste selbst nicht, auf welchen Ausgang er hoffen wollte, als er im stillen Korridor vor der Kabinentür stand und die Faust zum Klopfen hob. Wenn sie da drin war, dann konnte das Gespräch leicht in einer Katastrophe enden. Wenn sie es nicht war, dann würde er weiter mit der Ungewissheit leben müssen.

Schluss jetzt mit dem Gegrübel, sagte er sich. Er kannte sich mittlerweile gut genug, dass er um seine Angewohnheit wusste, manchmal in endlosen Gedankenspiralen festzuhängen. In solchen Momenten gab es keinen anderen Ausweg, als das Denken konsequent einzustellen und zu handeln. Er atmete also noch einmal tief durch und klopfte dann zweimal kurz an Alenas Kabinentür.

Ein paar Sekunden lang hielt er die Luft an und lauschte nach Geräuschen aus dem Zimmer, aber es war alles still. Nach einer Weile klopfte er erneut, dann sogar noch ein drittes Mal. Er spürte, wie die Anspannung ein wenig aus seinen Gliedern wich, als sich weiterhin nichts rührte. Sie war nicht in der Kabine, natürlich nicht.

Ratlos blieb Jon vor der Tür stehen und überlegte, was er als nächstes tun sollte. Er konnte jetzt zwar das Schiff nach ihr absuchen und würde sie sicher schnell finden, aber dann war nicht abzusehen, in welcher Umgebung sie das Gespräch führen würden und wer gerade in der Nähe war. Trotzdem war Jon, nachdem er einmal den Mut gefasst hatte, an Alenas Tür zu klopfen, nicht mehr in der Stimmung, sich einfach wieder auf sein Zimmer zu verziehen und den Kopf ins Kissen zu stecken. Das Risiko würde er eben eingehen müssen.

Er wollte gerade zurück zur Treppe gehen, als ihm aus dem Augenwinkel noch etwas auffiel: Die Tür zu Alenas Zimmer war gar nicht vollständig geschlossen. Durch einen kleinen Spalt fiel ein hauchdünner Tageslichtstreifen auf den blauen Teppichboden. Er kam sich plötzlich ein bisschen dämlich dabei vor, dass ihm das nicht direkt aufgefallen war, aber die Tür waren anscheinend schwergängig genug, dass sie sich durch das Klopfen nicht weiter geöffnet hatte.

Jons Puls beschleunigte sich wieder, als sich seine Hand um die Türklinke legte. Auf keinen Fall wollte er in Alenas Sachen herumstöbern – das war genau die Dummheit, die er begehen musste, um ihr einen neuen Grund dafür zu liefern, sauer auf ihn zu sein – aber er konnte nicht anders, als einen kurzen Blick in ihr Zimmer zu werfen. Vielleicht schlief sie ja auf dem Bett, und dann musste er keine Energie darauf verwenden, das ganze Schiff nach ihr abzusuchen. Er biss sich auf die Lippen, drückte vorsichtig die Tür auf und blickte in einen menschenleeren Raum. Das Bett war sehr ordentlich gemacht, fast so als hätte Alena gar nicht darin geschlafen, und hätte nicht ihr Koffer neben dem geschlossenen Kleiderschrank gestanden, man hätte glauben können, dass sie überhaupt nicht in das Zimmer eingezogen war. Beim zweiten Blick bemerkte Jon allerdings, dass da noch etwas anderes im Raum war, das wohl kaum zur Grundausrüstung gehören konnte: Auf dem Tisch lag ein kleiner, weißer Zettel, auf dem etwas geschrieben stand.

Jon kämpfte nur kurz mit sich, bevor er seiner Neugierde nachgab. Er schaute einmal links und rechts den Gang hinunter, um sich zu vergewissern, dass ihn diesmal niemand beobachtete, dann huschte er in den Raum und warf einen Blick auf den Zettel.

Es stand nur ein einziges Wort darauf.

Tschüss.

Mit einem leisen Plitschen kam der Tropfen auf dem Boden des Glaskolbens auf. Wie jedes Mal wurde Bernard auch von diesem Tropfen wieder ein bisschen aufgeschreckt. Sie kamen einfach zu selten, um sich daran zu gewöhnen.

Er blickte hoch von dem kleinen Schälchen mit halb zerstampften Heilkräutern, an dem er gerade arbeitete, und warf der Destillationsapparatur einen weiteren enttäuschten Blick zu. Ihre Aufgabe erfüllt sie im Grunde tadellos: Oben füllte man eine Flasche Schwefelwasser ein, und am Ende kam eine Flasche trinkbares Wasser wieder dabei heraus. Bernard bildete sich zwar manchmal ein, den

Hauch eines schwefeligen Nachgeschmacks herauszuschmecken, aber das konnte auch nur Einbildung sein. Jeder im Lager, der eine Flasche von ihm bekommen hatte, war jedenfalls zufrieden damit gewesen. Bloß waren das leider sehr wenige gewesen, weil die Tröpfchen so spärlich kamen, dass viel mehr als eine Flasche pro Tag nicht dabei heraussprang. Und das war natürlich zu wenig, viel zu wenig. Das war vielleicht besser als nichts, aber es war keine Lösung ihres Problems.

Als es an der Tür klopfte, drehte sich Bernard auf seinem selbst gezimmerten Höckerchen halb um.

„Ja, komm ruhig rein.“

Er hatte natürlich damit gerechnet, von irgendwem aus dem Lager besucht zu werden, vielleicht von Bradley, der mit seiner frisch genesenen Truppe am nächsten Morgen wieder in den Ostteil der Insel aufbrechen wollte. Bernard hatte versprochen, ihnen ein paar Heiltränke mit auf den Weg zu geben, damit sie eine weitere Konfrontation mit Rotwölfen oder anderen wilden Tieren nicht erneut zur Umkehr zwingen musste, aber mit den Tränken war er noch nicht ganz fertig. Es war aber auch gar nicht Bradley, der zu ihm in sein kleines Alchemielabor kam, sondern ein Mann mittleren Alters, den er noch nie im Lager gesehen hatte. Er musste auf einem der beiden Schiffe gewesen sein, die sich Jason angeschlossen hatten.

„Sei begrüßt, ich bin Bernard“, stellte er sich vor und winkte den im Türrahmen stehen gebliebenen Mann zu sich herein. „Schön, mal wieder jemanden von euch zu Gesicht zu bekommen. Es sollte viel mehr Austausch zwischen unseren Lagern geben.“

Eigentlich sollte es überhaupt keine zwei Lager geben, ging es ihm nicht zum ersten Mal durch den Kopf. Er war längst davon überzeugt, dass diese Trennung der Gruppe ihr erster großer Fehler gewesen war, den sie in der neuen Heimat begangen hatten. Wenn sie überhaupt eine Chance hatten, ihre Probleme zu lösen, dann nur wenn sie alle zusammenarbeiteten, wenn sie ihr Wissen und ihre Fähigkeiten miteinander teilten.

„Ich bin Hendrik“, stellte sich der Besucher nach kurzem Räuspern vor.

„Du bist der Heiler, oder?“

„Der bin ich. Bist du etwa wegen mir den ganzen Weg von eurem Lager hergekommen?“

Hendrik nickte. „Wir haben letzte Woche ein paar Männer auf Erkundung losgeschickt, und einer von ihnen, Armin, wurde vom Rotwolf gebissen. Die Wunde ist nicht tief, aber er hat ein Fieber bekommen, das jeden Tag ein bisschen schlimmer wird. Wir haben gehört, dass du jemanden geheilt hast, der ein ähnliches Fieber hatte. Keiner von uns kennt sich besonders gut mit der Heilkunst aus, deswegen haben wir keine andere Möglichkeit mehr gesehen, als dich um Hilfe zu bitten.“

„Ich werde tun was ich kann“, versprach Bernard. „Schlägt der Kranke um sich, wenn man ihm zu nahe kommt? Und bildet sich Schaum vor seinem Mund?“

Hendrik nickte ein weiteres Mal.

„Dann ist es tatsächlich das Rotwolffieber. Ich werde dir sofort einige Tränke zubereiten, die du mit in euer Lager nehmen kannst. Armin muss jeden Tag einen der Tränke zu sich nehmen, gleichmäßig über den Tag verteilt.“

„Und das hat geholfen, bei eurem Kranken?“, vergewisserte sich Hendrik.

„Nach einer Weile schon“, sagte Bernard. „Aber es hat zwei ganze Wochen gedauert, bis er wieder auf den Beinen war. Ihr müsst geduldig sein, und wenn die Tränke nicht ausreichen sollten, dann komm zurück zu mir.“

„Danke, das mache ich“, sagte Hendrik. „Du musst wissen... Armin ist mein Bruder. Ich habe auf dem Festland schon meine Eltern und meine Schwester zurückgelassen, ich will nicht auch noch...“

„Keine Sorge, er wird wieder gesund werden“, versprach Bernard und versuchte sich an einem aufmunternden Lächeln. „Es wird eine Weile dauern, bis ich die Tränke fertig habe. Komm in einer Stunde noch einmal wieder.“

Die Tränke für Bradley mussten also warten. Er würde wohl die halbe Nacht durcharbeiten müssen, um sie rechtzeitig zur Abreise der Kundschafter am nächsten Morgen fertig zu haben, aber eigentlich war er ganz froh darum, etwas zu tun zu haben. Das war besser, als auf Tröpfchen zu starren.

„Gut, dann schaue ich mich in der Zwischenzeit in eurem Lager um“, sagte Hendrik und wandte sich schon zum Gehen ab, als er sich vor der Tür noch einmal umdrehte. „Sag mal... ich weiß nicht ob ich spinne, aber...“

„Was ist denn?“, fragte Bernard, der schon damit begonnen hatte, die Säckchen mit den getrockneten Kräutern nach den richtigen Ingredienzen zu durchsuchen.

„Als meine Schwester geheiratet hat... das war von ein paar Jahren in Montera... da hat ein Wassermagier die Zeremonie durchgeführt.“

„Und?“

„Ich glaube, dieser Magier... das warst doch du, oder?“

Bernard erstarrte kurz. Dann wühlte er weiter mit der Hand im Säckchen, diesmal aber ohne überhaupt richtig hinzuschauen.

„Vielleicht habe ich diesem Magier ähnlich gesehen“, sagte er.

„Manchmal erkennt man Gesichter aus alten Zeiten in anderen Menschen wieder. Das ist mir auch schon so ergangen.“

„Es ist nicht nur das... auch die Art, wie du redest...“ Hendrik runzelte die Stirn. „Ich bilde mir das doch nicht ein. Und deine Heilkunst, die Alchemie... wer beherrscht so etwas denn schon außer ein Magier?“

„Die Alchemie ist eine Handwerkskunst wie jede andere auch“, gab Bernard zurück. „Sie wird zwar häufig in Klöstern und Tempeln betrieben, aber es gibt in vielen Städten auch einen freien Alchemisten, und die wenigsten von ihnen stehen in einer direkten Verbindung zu Magiern.“

Kurz glaubte er, dass Hendrik locker lassen wollte, aber dann machte sein Besucher wieder ein paar Schritte auf ihn zu und sagte mit etwas gedämpfter Stimme: „Hör mal, ich verstehe es, wenn du über deine Vergangenheit nicht reden willst. Ich weiß nicht, was passiert ist, dass du

deine Robe nicht mehr trägst, aber es geht mich auch überhaupt nichts an. Es ist nur so... ich hatte in den letzten Wochen manchmal das Gefühl, den Beistand eines Geistlichen gebrauchen zu können. Vielleicht ist es genau das, was uns hier fehlt. Ich meine, wie können die Götter gütig auf uns herabblicken, wenn wir glauben, sie auch einfach auf dem Festland zurücklassen zu können?“

Bernard zögerte. Es hatte wohl keinen Zweck mehr, alles zu leugnen, aber den Wunsch des Mannes konnte er genauso wenig erfüllen. „Ich verstehe, was du meinst“, sagte er leise nach einer Weile des Schweigens. „Aber ich bin nicht länger ein Diener Adanos'. Es steht mir nicht zu, dich in seinem Namen zu segnen.“

„Du musst mich nicht segnen“, entgegnete Hendrik. „Ich glaube, ich brauche einfach nur... jemanden zum Reden. Ich denke oft an meine Familie auf dem Festland, und... bei uns im Lager reden sie ständig davon, wie weit die Orks wohl schon gekommen sind und was sie alles erobert haben und...“

Bernard legte die Hand auf seinen Arm und nickte.

„Wir sehen jetzt zu, dass dein Bruder schnell seine Tränke bekommt“, sagte er mit sanfter Stimme. „Und dann kannst du jederzeit zu mir zurückkommen, ja?“

Hendriks Augen waren ein bisschen wässrig geworden. „Danke. Ich werde auch nichts herumerzählen. Du... Ihr braucht Euch keine Sorgen zu machen, Meister.“

Die Anrede brachte Bernard zum Schmunzeln. Es war noch kein Jahr her und fühlte sich trotzdem wie eine Ewigkeit an, seit man ihn zuletzt so angesprochen hatte.

„Ich weiß“, sagte er. „Ich werde auf deine Verschwiegenheit vertrauen, mein Sohn.“

„... und dann sie so: *Waldbeeren oder Weidenbeeren?*, und da wusste ich erst mal echt nicht was ich sagen soll, weil, die sind ja beide voll lecker. Ich hab dann gesagt, Waldbeeren, außer für Pudding, weil Waldbeeren vertragen sich echt nicht mit der Puddingsahne, das bildet dann rote

Schlieren, und die sehen furchtbar aus. Das Auge isst ja auch mit, oder? Aber so aus der Hand schmecken Waldbeeren echt nochmal besser als Weidenbeeren. Auf jeden Fall aber gezuckert, hab ich gesagt, und da hat sie dann nochmal gefragt, welcher Zucker genau, und ich wusste wieder nicht so richtig was ich sagen soll, weil, naja, manchmal nehm ich Puderzucker und manchmal den ganz normalen Küchenzucker, und wenn's was richtig Edles sein soll, dann auch mal den gemahlenen braunen Kandiszucker. Ich hab dann quasi 'ne Münze geworfen in meinem Kopf, und geguckt auf welche Seite die fällt, und es war Kopf, aber dann hab ich gemerkt, dass ich mich noch gar nicht für 'ne Seite entschieden hatte, und das war natürlich doof. Und dann – Jon? Hörst du überhaupt zu?“

„Hmm“, machte Jon. Er saß wieder auf der Bettkante und starrte durch das Gemälde hindurch, das er hauptsächlich deshalb in der Hand hielt, um irgendetwas in der Hand zu halten. „Und was hat sie über uns beide gefragt? Hast du das mit dem Pfandleiher erzählt?“

„Das hat sie so genau gar nicht wissen wollen“, berichtete Sheryl. „Aber das mit der Mondnacht hab ich erzählt, das muss auf jeden Fall in die Reportage rein!“

„Also meinst du, sie hat keinen Verdacht geschöpft?“

„Quatsch, das war alles ganz entspannt. Wirst du ja selber merken, wenn du gleich zu ihr gehst.“

Jon stutzte und sah zu ihr auf.

„Was soll das heißen? Ich hab doch gar keinen Termin mit ihr ausgemacht.“

„Aber ich“, eröffnete ihm Sheryl, die gerade dabei war, sich mithilfe einiger Haarspangen eine neue Frisur zu verpassen. „Bis Faranga sind es doch bestimmt noch zwei oder drei Stunden. Da habt ihr mehr als genug Zeit. Das lenkt dich auch mal ein bisschen ab von dem ganzen Gedöns mit Alena und deinem Chef und alldem.“

„Ich hab da aber im Moment gar nicht die Ruhe zu“, murrte Jon.

„Außerdem muss ich doch noch zu Nebis in die Bibliothek. Hab ich ihm gerade eben erst beim Mittagessen versprochen.“

„Das kannst du ja nach der Befragung immer noch machen. Du bist doch nicht sein Sklave, oder?“

„Nee. Aber ich will auch nicht, dass er denkt, ich würde ihm aus dem Weg gehen. Das kommt ja auch nicht so gut rüber. Und außerdem...“
Jon ließ einen tiefen Seufzer entweichen. Nach einem Gespräch mit Nebis war ihm im Augenblick genauso wenig zumute wie nach einer Befragung durch Tara.

„Sheryl, ich muss dir noch was sagen. Heute morgen, als du weg warst... da hab ich nochmal darüber nachgedacht, was du gesagt hast, wegen Alena. Dass ich mit ihr reden und ihr alles erzählen soll. Aber als ich zu ihrem Zimmer gegangen bin, da war sie nicht da und die Tür stand ein bisschen offen.“

„Du hast jetzt aber nicht ihr Zimmer durchwühlt, oder?“

„Nein, natürlich nicht“, stellte Jon klar. „Ich habe nur einen kurzen Blick reinwerfen wollen, um sicher zu gehen, dass sie wirklich nicht da ist.“

„Natürlich.“

„Ja, so war es wirklich!“, sagte er ärgerlich. „Darum geht es doch jetzt auch gar nicht. Da lag ein Zettel auf ihrem Tisch, und darauf stand das Wort *Tschüss*.“

„Wie, einfach nur *Tschüss*?“, entgegnete Sheryl und hielt für den Moment in der Frisiertätigkeit inne. „Sonst nichts?“

„Nein, nur das eine Wort“, berichtete Jon. „Und ich habe sie den ganzen Tag noch nirgendwo gesehen. Du etwa?“

„Glaube nicht. Das ist ja gruselig. Meinst du etwa, das war so eine Art... Abschiedsbrief? Sie hat sich doch nicht wirklich...?“

„Nie im Leben“, unterbrach sie Jon, bevor sie den Satz zu Ende bringen konnte. „Du weißt doch, wie sie ist. Das hat sie mit Absicht so gemacht, um Aufmerksamkeit zu bekommen. Als wir uns in der Nacht kurz gesprochen haben, da hat sie mir noch angeboten, am nächsten Tag bei ihr vorbeizukommen. Sie konnte also damit rechnen, dass ich zu ihrer Kabine gehen würde, und hat den Brief ganz bewusst für mich da liegen lassen.“

„Meinst du echt? Das hast du gar nicht erzählt, dass sie dich eingeladen hat.“

„Ja, tschuldigung“, murmelte Jon. „Dann hättest du mich ja erst recht dazu überreden wollen, mich mit ihr zu treffen.“

„Und das war auch ganz sicher ihre Kabine?“, vergewisserte sich Sheryl.

„Auf jeden Fall. Ich hab sie gestern Nacht ja selber reingehen sehen, und da stand auch ihr Koffer drin. Außerdem ist das doch ihre Schrift auf dem Zettel.“

Halb erwartete Jon einen süffisanten Kommentar dazu, dass er Alenas Schrift nach fünf Jahren noch immer so einwandfrei erkennen konnte, aber Sheryl schien den Ernst der Lage zum Glück begriffen zu haben.

„Du glaubst also, sie hat den Zettel für dich hingelegt und dann... hat sie sich irgendwo auf dem Schiff versteckt oder was?“

„Würde doch zu ihr passen, oder?“, kommentierte Jon. „Alle suchen nach ihr, ich mach mir Sorgen... Hauptsache eben, es dreht sich alles wieder nur um sie. Wenn das ein echter Abschiedsbrief wäre, glaubst du wirklich, sie hätte sich so kurz gefasst? Dann hätte da ein ganzer Roman auf dem Tisch gelegen, da kannst du aber drauf wetten.“

„Wahrscheinlich hast du recht“, sagte Sheryl. „Aber meinst du nicht, wir sollten trotzdem mal jemandem Bescheid sagen? Immerhin ist ja eine Passagierin verschwunden.“

„Das ist doch genau das was sie will. Und was sollten wir denn überhaupt erzählen? Dass ich einfach so ins Zimmer einer fremden Frau eingestiegen bin? Wir können das doch gar nicht melden ohne zu sagen, dass ich Alena von früher kenne. Dann dauert es nicht lange und die ganze Geschichte liegt auf dem Tisch, und das nur weil Alena unbedingt mal wieder im Mittelpunkt stehen musste.“

„Okay“, sagte sie und fügte nach einer Weile hinzu: „Glaub ich eigentlich auch nicht, dass die sich wirklich was angetan hat. Aber ein bisschen zieht dich das jetzt schon runter, oder?“

„Natürlich zieht mich das runter“, fuhr sie Jon genervt an. „Was weiß denn ich, was die sich als nächstes ausdenkt! Die soll mich einfach in Ruhe lassen!“

„Ist ja gut“, sagte Sheryl eingeschnappt und begann wieder damit, an ihren Haaren herumzufummeln. „Ich bin aber nicht Alena, ja? Also kein Grund mich so anzuschmauzen.“

Jon bereute es schon jetzt, seine Kusine so unnötig angeblafft zu haben. Das Letzte was er jetzt wollte war ein Streit mit ihr. Zu einer richtigen Entschuldigung konnte er sich aber nicht durchringen, und so murmelte er nur etwas Unverständliches und sie verbrachten schweigend ein paar unangenehme Minuten, in denen Sheryl ihre Frisur vollendete und Jon mit leerem Blick auf das Gemälde in seinen Händen starrte. Erst als die Bronzekugel über ihren Köpfen anfang aufzuleuchten, wurden sie aus der belastenden Stille erlöst.

„Hallo liebe Freunde auf der *Omnipotencia*, hier spricht wieder euer Kapitän Morris“, plärrte es zu ihnen herab. „Ich habe ein paar leider nicht so schöne Neuigkeiten für euch. Eigentlich wollten wir ja gleich im Hafen von Faranga anlegen, aber wenn ihr in der letzten halben Stunde mal aufs Meer raus geguckt habt, dann ist euch sicher die große Aschewolke am Horizont aufgefallen. Sieht leider ganz danach aus, als ob auf Faranga der große Vulkan ausgebrochen ist. Das ist bestimmt ein ordentliches Spektakel, aber leider können wir unter diesen Umständen natürlich nicht vor Anker gehen. Die gute Nachricht ist aber, dass wir so noch schneller in den warmen Süden kommen – und vielleicht können wir am letzten Tag auf der Rückreise ja noch einen kleinen Abstecher nach Faranga machen. Kopf hoch, und viel Spaß an Bord, euer Kapitän Morris!“

„Och nö“, stöhnte Sheryl auf. „Ich will mal was anderes sehen als immer nur das Schiff hier. Und wenn da ein Vulkan ausgebrochen ist, sollten wir dann nicht erst recht hin und ein paar Leute von der Insel retten oder so?“

„Ich glaube, die kommen schon gut selbst zurecht“, sagte Jon. „Auf Faranga sind sie es ja auch nicht anders gewohnt. Soweit ich weiß, bricht der Vulkan alle paar Monate mal aus.“

Er musste daran denken, was Zacharias ihm gestern über die Geistwesen erzählt hatte. Wenn es nach dem Bibliothekar ging, dann hauste auf der Insel wohl ein besonders umtriebiger Vulkangeist.

„Sollen wir uns wenigstens mal die Qualmwolke angucken?“, schlug Sheryl vor. „Am besten vom Aussichtsdeck aus.“

„Na gut. Aber wenn sich Alena blicken lässt, dann verschwinden wir schnell wieder.“

So wie Jon sie von früher kannte, würde es Alena bestimmt nicht lange allein in irgendeinem womöglich auch noch unbequemen Schlupfwinkel auf dem Schiff aushalten. Er konnte sich gut vorstellen, dass sie die Neugier auf die Aschewolke aus ihrem Versteck treiben würde, und dann war es gar nicht so unwahrscheinlich, dass sie auf dem Aussichtsdeck aufeinander trafen, wo mit Sicherheit noch andere Leute in der Nähe waren. Er hatte aber auch keine Lust mehr, sich noch länger in der Kabine zu verkriechen. Und wenn er sich mit eigenen Augen davon überzeugen konnte, dass sie gesund und munter war, dann war ihm das ja auch nicht unrecht. Er würde sich bloß auf kein längeres Gespräch einlassen dürfen, vor allem natürlich nicht wenn Nebis und die anderen dabei waren.

Kaum hatten sie sich ihre Kapuzenjacken angezogen und das Zimmer verlassen, da trafen sie an der Treppe auch schon auf andere Passagiere, die ebenfalls auf dem Weg nach oben waren. Wie erwartet waren sie also nicht die einzigen, die trotz des Schmuddelwetters nicht bloß einen Blick durch ein tröpfchenbesprenkeltes Fenster werfen wollten, wenn es einen echten Vulkanausbruch zu sehen gab. Als sie hinter der obersten Treppenstufe die Tür zum Aussichtsdeck öffneten und ihnen der kalte Seewind den Regen ins Gesicht peitschte, da kam Jon aber schon der Verdacht, dass der Blick durchs Fenster vielleicht doch nicht die schlechtere Wahl gewesen wäre.

„Und, siehst du schon was?“ Sheryl drehte sich nach allen Seiten um und lief schließlich zu einer Stelle an der Reling, an der sich die meisten Leute aufgestellt hatten. Auch das Ehepaar aus Khorinis war darunter, eng unter einem schwarzen Regenschirm aneinander gekuschelt.

Jon stellte sich neben Sheryl und ließ den Blick über den Horizont schweifen. Der Himmel war eine einzige dunkelgraue Wolkendecke, und obwohl er sich einbildete, dass die Wolken in der Ferne noch etwas schwärzer und voluminöser wurden, war bei dem dichten Regen nicht viel Spannendes zu erkennen.

„Ist vielleicht besser so mit dem Vulkanausbruch“, sagte Jon und musste dabei fast brüllen, um sich bei dem Geprassel verständlich zu machen.

„Bei dem miesen Wetter hätte das sowieso keinen Spaß gemacht auf Faranga.“

„Alles voll doof“, sagte Sheryl und zog unter der rosa Kapuze eine Schmolllippe. „Hoffentlich geht das nicht die ganze Woche so weiter.“

„Es wird schon nicht sieben Tage lang durchregnen in der Südsee. Außerdem stand auf der Reiseurkunde was von einer Sonnengarantie, weißt du noch? Nach Paragraph einundzwanzig, Absatz drei der Reisegarantierichtlinien –“

„Willst du jetzt das Geld zurückklagen, das wir überhaupt nicht ausgegeben haben oder was?“

„Nee, also... Ich meine ja nur, dass wir ein Recht auf Sonne haben“, befand Jon. „Wir sollten einfach mal optimistisch bleiben.“

„Hallo ihr beiden.“

Die leise Stimme hinter ihnen wäre fast vom Wind fortgeweht worden. Links neben Jon hatte sich Tara zu ihnen an die Reling gestellt, in der Hand einen Schirm, den sie nun auch ein bisschen über Jon und Sheryl hielt. Taras Pferdeschwanz bekam dadurch ein bisschen Regen ab, der inmitten des Niederschlags kleine Wasserperlen in alle Richtungen sprühen ließ.

„Hallo Tara!“, begrüßte sie Sheryl mit wiedergewonnener Fröhlichkeit.

„Ganz schönes Sauwetter, was? Das hätten wir uns aber anders vorgestellt!“

„Aber für dich ist das vielleicht gar nicht schlecht“, sagte Jon. „Jetzt kannst du eine Reportage über enttäuschte Erwartungen schreiben. Das ist doch sicher interessanter als nur über glückliche Urlauber zu berichten.“

„Darüber mache ich mir jetzt noch gar keine Gedanken“, gab die Journalistin zurück. „Ich sammle erst einmal alles, was ich von den Leuten hier erfahren kann. Was ich daraus mache, das überlege ich mir, wenn ich wieder in Vengard bin. Ansonsten laufe ich Gefahr, die Fragen so zu stellen, dass die Antworten zu der Geschichte passen, die ich mir ausgedacht habe. Das wäre eine unlautere Beeinflussung, versteht ihr? Und das wäre ja nicht der Qualitätsstandard, den die Leute vom Tagesblatt Vengard-Nord erwarten.“

„Ah, ja, verstehe.“

Jon verstand zwar tatsächlich, was sie meinte, hatte aber auch das Gefühl, dass sie ein bisschen zu verkrampft an ihre erste Reportage heranging. Vermutlich wollte sie einfach alles richtig machen und schoss dabei ein Stückchen übers Ziel hinaus.

„Sollen wir dann gleich anfangen?“, fragte ihn Tara. „Viel zu sehen gibt es hier ja leider nicht.“

„Die Befragung, achso, ja klar“, stammelte Jon. Er ärgerte sich darüber, Sheryl nicht genauer darüber ausgequetscht zu haben, was sie der Journalistin alles erzählt hatte. Die Geschichte mit dem ersten Kuss in der Mondnacht konnte unmöglich alles gewesen sein, und wenn er bei irgendeinem Detail von Sheryls Version abwich, dann war Taras journalistischer Spürsinn, den er ihr ohne Weiteres zutraute, bestimmt schon geweckt. So sehr Jon ihre Gewissenhaftigkeit auch respektierte, so nervös machte sie ihn auch. Diese Frau würde allen Unstimmigkeiten nachgehen, da war er sich nach ihrer kurzen Bekanntschaft leider schon sehr sicher.

„Wir wollten eh gerade gehen, oder, Jon?“, rief Sheryl und löste die Hände von der Haltestange der Reling. „Sonst weichen wir hier noch auf, für nix und wieder nix.“

„Na gut“, ergab sich Jon seinem Schicksal. „Dann mal ab ins Trockene.“ Unter Taras Schirm gingen sie gemeinsam zur Tür, die zurück ins Innere führte. Jon blieb kurz stehen, während die beiden Frauen vor ihm hindurch gingen, und nahm aus dem Augenwinkel plötzlich einen Farbtupfer im nassen Grau des Regenschauers wahr. Er drehte sich

danach um und erkannte einen im Wind flatternden Fetzen Stoff, der sich an einer leicht gelockerten Schraube der Reling verfangen hatte. Bei genauerem Hinsehen erkannte er, dass es sich nicht um gewöhnlichen Stoff handelte: Es war ein abgerissenes Stück Seide, und es schillerte in allen Farben des Regenbogens.

Harry hatte gerade die letzte Cremeschicht aufgetragen, als die Türglocke ertönte.

Das rote Abendlicht, das durch die geöffnete Tür hereinströmte, verlieh dem Auftritt des obersten Speisemeisters und seiner beiden bewaffneten Begleiter die bedrohliche Anmutung einer kleinen Armee, die aus dem Krater eines lodernden Vulkans anrückte. Die Wunde an Harrys Hinterkopf pochte gleich wieder ein bisschen stärker, als er begriff, dass die entscheidenden Momente kurz bevor standen.

„Ah, Calsius, willkommen zurück!“, begrüßte er den königlichen Beamten und versuchte dabei größtmögliches Selbstbewusstsein auszustrahlen. „Ihr – Ihr kommt gerade recht, um die letzten Handgriffe an Eurer Torte mit eigenen Augen zu begutachten!“

Calsius legte zügigen Schrittes die letzte Strecke bis zum Tresen zurück und betrachtete die dort platzierte Torte mit misstrauischem Blick.

„Das ist sie?“

„Ja, genau, das ist sie“, bestätigte Harry und sammelte sich kurz. Jetzt durfte nichts schiefgehen, Calsius durfte auf keinen Fall etwas in den falschen Hals bekommen. „Also, Ihr habt ja gesagt, dass die Torte nur aus Zutaten aus Myrtana bestehen darf, hab ich recht?“

„Das waren meine Worte, ja.“ Calsius' Augen blitzten feindselig, als sie Harry fixierten. „Ich hoffe doch sehr, diese Vorgabe wurde eingehalten. Ich verlange eine vollständige Auflistung sämtlicher Zutaten, und ich rate dir sehr, mich dabei nicht an der Nase herumzuführen.“

„Selbstverständlich, und ja, die Vorgabe wurde eingehalten“, versicherte Harry. „Und nicht nur das, sie wurde sogar übertroffen. Die Zutaten stammen ohne Ausnahme hier aus Vengard und der allernächsten Umgebung, direkt aus – direkt aus dem Herzen des Königreichs!“

Er nahm eine kleine Kuchengabel von einem der Arbeitstische und deutete damit auf den Tortenboden.

„Für den Boden haben wir gutes Roggenmehl mit etwas Wasser und den Eiern der grauen Schlingnatter vermischt. Sie sind die einzigen Tiere, die um diese Jahreszeit im Wald vor dem Stadtrand nisten, sogar in Sichtweite des Königspalasts, und ihre Eier verleihen dem Tortenboden eine... äh, eine *überraschend würzige Note*.“

Ein kleiner Stein fiel ihm vom Herzen, als er das fehlerfrei aufgesagt hatte.

„Schlangeneier?“, zischte Calsius und klang dabei, als hätte ihm gerade jemand eine neue Karriere als Kammerjäger vorgeschlagen. Zum Glück war Harry auf diese Reaktion vorbereitet.

„Wieso nicht? Beim großen Palastdinner letzte Woche gab es Schlangeneier sogar als Hauptgericht.“

Der Speisemeister stutzte sichtlich. „Woher...?“

„Wir haben viele Stammkunden, die im Palast verkehren“, behauptete Harry. „Da schnappt man einiges auf.“

Calsius musterte ihn für einen Moment irritiert, dann wedelte er mit der rechten Hand in der Luft herum und rief: „Weiter, weiter! Was ist das für eine Creme?“

„Also, ja, die Creme! Für die Creme habe wir uns etwas Besonderes einfallen lassen. Die Grundlage bildet eine ganz spezielle Sahne, die aus dem weißen Saft der Morgentaupilze hergestellt wurde. Um diese Jahreszeit wachsen sie nur noch an wenigen Orten, und das Ufer der Vengarder Südbucht ist ein solcher Ort – sie wachsen dort im Schatten der großen Brücke, um genau zu sein. Dazu kommen gemahlene Haselnüsse aus dem Vengarder Wald, und für die herbe Süße sorgt etwas Sirup, frisch abgezapft aus einer der Weißdornbuchen, die entlang der Südstraße wachsen.“

„Moment!“, unterbrach ihn Calsius und hob den Zeigefinger.

„Haselnüsse, sagst du? Das kann nicht stimmen. Um diese Jahreszeit sind alle Haselnüsse längst von den Bäumen gefallen und von den Tieren gefressen worden.“

„Das stimmt nicht ganz“, korrigierte ihn Harry und versuchte dabei nicht allzu belehrend zu wirken – er konnte sich nicht vorstellen, dass so etwas bei Calsius gut ankam. „Die meisten Haselnüsse wurden natürlich gefressen, nicht aber diejenigen, die von Eichhörnchen vergraben wurden. Der Winter hat gerade erst begonnen, da sind die meisten Verstecke noch unangetastet, und man muss nur wissen, nach welchen Spuren man Ausschau halten muss, um in Windeseile einen kleinen Sack voller Nüsse auszubuddeln!“

Der Speisemeister hatte ihm mit halb geöffnetem Mund gelauscht und wusste offenbar nicht, ob er wütend oder beeindruckt sein sollte.

„Du hast für diese Torte... die Nester von Eichhörnchen geplündert?“

„Allerdings“, bestätigte Harry nicht ganz ohne Stolz. „Myrtanische Eichhörnchen, wie gesagt. *Vengarder* Eichhörnchen! Und um der Creme die richtige, äh, *Fluffigkeit* zu verleihen, haben wir sie außerdem mit gehäckselten Steinwurzeln vermischt, die man das ganze Jahr über am Flussufer findet – wenn man an den richtigen Stellen sucht, dann sogar hier mitten in Vengard. Wie ihr seht, habe ich die Creme auch schon aufgetragen. Was jetzt noch fehlt, sind nur noch zwei Kleinigkeiten: Etwas geraspelte Rinde der weißen Kratzlärche zur Dekoration...“

Er nahm die Raspel und das Stück Rinde zur Hand, das er sich bereits zurecht gelegt hatte, und ließ kleine weiße Rindenstückchen auf die braune Haselnusscreme hinab schneien.

„...und zur Krönung eine Schnapsbeere aus dem Stadtgarten.“ Er nahm die dicke rote Beere mit spitzen Fingern von dem Tellerchen, auf dem sie geruht hatte, und setzte sie ganz oben auf der Torte ab. „Die ist für den König.“

Harry war selbst erstaunt gewesen, als er erfahren hatte, dass man um diese Jahreszeit noch Beeren finden konnte, aber die Schnapsbeeren waren offenbar die kältebeständigsten unter ihnen und profitierten davon, dass die meisten Vögel im Winter schon in den Süden geflogen waren.

„Da ist sie also, die Torte“, schloss er und konnte es selbst kaum glauben, diese Worte sprechen zu dürfen. „Was sagt Ihr?“

Calsius sagte erst einmal gar nichts mehr und starrte die Torte nur schnaufend an, bis es schließlich aus ihm hervorbrach.

„Habe ich das richtig verstanden? Bitte korrigiere mich, wenn ich falsch liege, aber du hast eine Torte für den *König von Myrtana* aus Zutaten gebacken, die du... die du... *auf der Straße gefunden hast?*“

Harry musste schlucken. Calsius' Vorwurf stimmte zwar nicht ganz, denn einige Zutaten hatte er ja auch im Wald gefunden, aber er ahnte schon, dass er mit so einer Spitzfindigkeit nicht weit kommen würde.

„Gerade das ist die hohe Kunst der Konditorei“, erinnerte sich Harry an seine vorbereitete Antwort. „Aus den teuersten Zutaten der reichen Oberstadthändler kann jeder eine gute Torte backen. Aber eine solche Torte ist dann nur... nur eine unter Vielen. Die Torte, die wir Euch gebacken haben, ist dagegen etwas Besonderes. Und außerdem ist sie unheimlich lecker, probiert doch selbst mal.“

Er hielt dem Speisemeister einen kleinen Teller hin, auf die er einen unbenutzten Klecks Creme und einen Rest des Tortenbodens drapiert hatte, und legte die Kuchengabel dazu. Calsius beugte sich kurz vor, machte dann einen Schritt zurück und deutete mit dem Zeigefinger auf einen der Soldaten.

„Du da!“, brüllte er seinen Leibwächter an. „Probieren!“

Der Mann ließ sich nicht zweimal bitten, trat zum Tresen vor und führte mit der Gabel zuerst ein Stück des Tortenbodens, dann etwas Creme in den Mund. Mit angehaltenem Atem beobachtete Harry jedes Detail in der Miene des Soldaten, aber es dauerte nicht lange, bis er Gewissheit hatte und die Augen des Mannes aufleuchteten.

„Hui“, machte der Soldat und nahm im nächsten Moment Haltung an. „Herr Speisemeister Calsius, ich melde gehorsamst: Diese Torte ist höchst schmackhaft.“

Calsius war mit dieser Antwort sichtlich unzufrieden, aber nachdem er die Torte noch ein paar Sekunden lang mit tödlichen Blicken bedacht hatte, gab er schließlich auf.

„Wir nehmen sie.“ Er löste ein dickes Ledersäckchen von seinem Gürtel und pfefferte es vor sich auf den Tresen. „Eintausend Goldstücke, wie vereinbart.“

„D... danke“, stammelte Harry, von der unfassbaren Geldsumme nun doch wieder aus dem Konzept gebracht. „Es war mir, also, es war uns allen eine... eine Freude...“

„Wenn ich auch nur eine einzige Beschwerde über diese Torte hören sollte, dann werden hier ab nächster Woche Latrinen gezimmert“, drohte Calsius und wies die Soldaten mit einer Geste an, die Torte an sich zu nehmen. „Bis dahin, weitermachen, Bürger.“

„Sehr wohl“, sagte Harry und schaute dabei zu, wie die Soldaten mit der Torte in den Händen hinter Calsius die Konditorei verließen. Die Türglocke verhallte, und Harry war wieder allein.

Eine ganze Weile stand er nur dort, wie angewurzelt, und versuchte zu begreifen, dass er es wirklich geschafft hatte. Er hatte eine Torte gebacken, die nichts gekostet hatte und die mindestens lecker genug war, um bei einem königlichen Festessen nicht negativ aufzufallen. Die Konditorei war weiterhin geöffnet, er war nicht eingesperrt und auch nicht gehängt worden, und das Beste an all dem war: Er hatte ein Säckchen mit tausend Goldstücken vor sich auf dem Tresen liegen. Ein plötzlicher Zweifel überkam ihn, und er musste sich rasch davon überzeugen, dass ihn der Speisemeister nicht betrogen hatte. Aber als er das Band des Säckchens löste, da glitzerten ihm hunderte goldener Münzen entgegen.

Mit der Erleichterung kam eine immense Erschöpfung. Harry ließ sich auf den Drehstuhl fallen, auf dem Sheryl sonst immer herumwirbelte, und entspannte seine schmerzenden Glieder. Hinter ihm lag der womöglich anstrengendste Tag seines Lebens, aber all die Mühen hatten sich gelohnt. Er hatte den halben Nachmittag im Wald damit verbracht, Rinde von Bäumen zu kratzen, Natternester zu suchen und Eichhörnchenverstecke auszuheben, und dann hatte er noch mindestens eine Stunde gebraucht, bis er endlich eine Steinwurzel am Flussufer aufgespürt hatte. Und im Stadtgarten, da war er mit ein paar Wachen

aneinander geraten, die ihm verbrecherische Aktivitäten unterstellen wollten, nur weil er sich auf der Suche nach einer Schnapsbeere durch das Gebüsch geschlagen hatte. Beim Aufschlagen der Weißdornbuche hatte er sich von oben bis unten mit klebrigem Sirup bespritzt, den er immer noch nicht richtig aus seiner zerschlissenen Kleidung herausbekommen hatte, und der Morgentau war so schwierig von den anderen Pilzen unter der Brücke zu unterscheiden gewesen, dass er noch einmal in die Konditorei zurückgehen und in den Untergrund hatte hinabsteigen müssen, um sich über das Netz mit den Zeichnungen und Informationen eines Pilzbestimmungsbuchs versorgen.

Das Netz. Ihm war sehr bewusst, dass er seinen Erfolg allein diesem rätselhaften magischen Gebilde zu verdanken hatte, das er noch immer nur in Ansätzen verstand, und natürlich den Menschen, die es neben ihm benutzten. Eine kleine Gruppe enthusiastischer Kuchenfreunde hatte ihm mit einigem Engagement unter die Arme gegriffen und in Windeseile ein Rezept ausgetüftelt, das allein mit Zutaten auskam, die kostenlos in der unmittelbaren Nähe von Vengard zugänglich waren. Was ihn aber noch mehr erstaunte als die große Hilfsbereitschaft, die ihm fast ein bisschen unangenehm gewesen war, das war die Art und Weise, in der er über das Netz den Inhalt von Büchern hatte erfassen können. Jedes Buch und jeder Text, der vom Netz umschlossen war, musste nicht mit den Augen gelesen werden, sondern konnte im Zeitraum eines Blinzeln vollständig erfasst werden. Es war Harry noch ein völliges Rätsel, wie genau das alles funktionierte, aber die anderen hatten ihn über das Netz mit dutzenden Backratgebern, Konditoreielehrbüchern und sogar einem Rhetorikkurs in drei Bänden versorgt, die er mit einer Selbstverständlichkeit in sich aufgesaugt hatte, als hätte er sie jahrelang intensiv studiert. Nur über Eichhörnchenverstecke hatte ihm das Netz nichts mehr beibringen können, aber Verstecke waren natürlich auch sein Spezialgebiet.

Er würde gleich hinuntergehen, sich wieder mit dem Netz verbinden und sich bei allen bedanken, beschloss Harry. Das war das mindeste, was er tun musste, nach allem, was sie für ihn getan hatten. Draußen war es

ohnehin schon dunkel geworden, und er konnte den Laden beruhigt schließen, ohne befürchten zu müssen –

Die Glocke bimmelte wie verrückt, als die Tür aufgestoßen wurde und ein bulliger Kerl mit einer großen, dunklen Narbe im Gesicht den Laden stürmte. Er hielt genau auf Harry zu, der beim überhasteten Versuch aufzustehen vom Drehstuhl stürzte und mit dem schorfigen Hinterkopf auf dem Boden aufkam. Kaum konnte er wieder klar sehen, da prasselten schon die Fäuste des Schlägers auf ihn herab. Harry krümmte sich auf dem Boden zusammen und wartete ab, bis es vorbei war.

„Ich habe eine Nachricht für dich“, blaffte der Angreifer und schüttelte sich das Blut von den Fäusten. „Du hast zwei Lieferungen verpasst. Diese Warnung ist deine letzte.“

Harry schloss die Augen und lauschte leise stöhnend den sich entfernenden Schritten des Mannes. Als er ungefähr auf Höhe des Tresens angekommen war, hielt der Schläger noch einmal inne, und Harry hörte ein dumpfes Klimpern.

„Achja, und danke für das Gold. Du Held.“

„Und nun wird es so richtig spannend, denn es geht jetzt sowohl sprichwörtlich als auch wortwörtlich um die Wurst! Zur Erinnerung, es steht sechs zu sechs, und der letzte Punkt wird über den Sieg in Spiel Nummer sieben entscheiden, in dem sich der Nette vorzeitig den Gesamtsieg sichern könnte. Alles kommt nun also darauf an, wie viel Schafswurst sich unsere beiden Kandidaten bis zum Schluss aufbewahrt haben. Bitte tretet jetzt beide hinter der Trennwand hervor und reicht mir eure verbliebene Menge Wurst!“

Deprimiert schaute Jon auf das kümmerliche Stück Schafswurst in seinen Händen hinab. Das würde es dann wohl gewesen sein. Er trat hinter der Wand hervor und gab dem fröhlich grinsenden Pascal das Wurststückchen in die Hand. Als er das Stück des Netten sah, das Pascal schon in der anderen Hand hielt, da glomm allerdings wieder ein Funken Hoffnung in ihm auf.

„Danke, Jon. Oha, da ist nicht mehr viel Restwurst vorhanden! Aber wenn ich mir das Stück unseres Netten hier anschau... hm, dann würde ich sagen, die geben sich beide nicht viel...“

„Meine Wurst ist länger, das sieht doch jeder.“ Der Nette hatte sich mit selbstbewusst verschränkten Armen hinter Pascal aufgestellt und bedachte Jon mit einem überheblichen Blick, der ihn beinahe zur Weißglut brachte. In den letzten Stunden hatte er den Anblick schon so oft ertragen müssen, dass er die geleckte Schmierlappenfresse wirklich nicht mehr sehen konnte.

„Das ist doch Unsinn“, schnaufte Jon. „Die sind gleich lang.“

„Ha!“, lachte der Nette auf. „Die verzweifelten letzten Worte des Verlierers vor der Niederlage!“

„Nur die Ruhe, Freunde“, sagte Pascal. „Ich schau mir beide Stücke nochmal genau an. Aber, hm... ich würde auch sagen, gleiche Länge. In diesem Fall müssen wir das gesamte Spiel wohl wiederholen.“

„Entschuldigung, Herr Pascal“, mischte sich der Bedienstete ein, den Jon bereits am Vormittag im Empfangsraum angetroffen hatte, und der das Spielgeschehen in den letzten Stunden stumm beobachtet hatte.

„Ja, Richard?“ Etwas überrascht wandte sich Pascal zu ihm um.

„Ich muss darauf hinweisen, dass eine Wiederholung des Spiels nicht möglich ist“, leierte Richard. „Es sind keine vollständigen Schafswürste mehr vorrätig.“

„Das ist natürlich ungünstig“, erkannte Pascal und wog die beiden Wurststückchen ratlos in der Hand. „Es muss also doch eine Entscheidung fallen in diesem Durchgang. Ich würde sagen, wir lassen einfach das Publikum entscheiden. Was meint ihr, welches der beiden Wurststücke ist das größere?“

Deprimiert lenkte Jon den Blick auf die kläglichen Überbleibsel der Zuschauerschaft. Während des fünften Spiels, bei dem einige ausufernde Runden *Vier gewinnt* bestritten worden waren – ein neuartiges Spiel, bei dem kleine rote und blaue Holzplättchen nach bestimmten Regeln in ein Metallgerüst geworfen wurden – hatte sich das Publikum spürbar ausgedünnt. Die meisten Zuschauer hielten sich seitdem wieder im

Hauptbereich des Speisesaals auf und widmeten sich dort den Tischgesprächen oder ihrem Dessert. Jon hatte das ziemlich geärgert, denn das fünfte Spiel war das einzige gewesen, das er überlegen gewonnen hatte, und ausgerechnet das hatte dann kaum jemand mitbekommen. Wenigstens hielt ihm Sheryl die Treue – kurz hatte er befürchtet, sie an den Nachttisch zu verlieren, aber sie hatte sich das Schüsselchen mit dem Blaufliederparfait einfach mit auf die Zuschauerbank genommen. Neben ihr verfolgte außerdem der Dicke aus Khorinis das Geschehen, und natürlich waren auch die anderen drei Mitglieder der Bruderschaft noch mit von der Partie. Jon schwante Übles, als er kurz durchrechnete.

Asthan, das zweite Mitglied der Bruderschaft, girgelte.

„Die Wurst des Netten ist die größere.“

Mark, das dritte Mitglied der Bruderschaft, girgelte.

„Ganz eindeutig, an der Wurst des Netten ist mehr dran.“

Caphalor, das vierte Mitglied der Bruderschaft, girgelte.

„Es kann nur eine Wurst geben, und das ist die vom Netten.“

„Damit ist die Entscheidung dann auch schon gefallen“, ging Pascal dazwischen, bevor Sheryl überhaupt das Wort ergreifen konnte – beim Dicken war sich Jon nicht ganz sicher, ob er womöglich schon eingeschlafen war. „Das Publikum hat entschieden: Der Nette hat die größte Wurst und behält mit sieben zu sechs Punkten die Oberhand in Spiel Nummer sieben, *Die Schafswurst*. Damit kann der Nette auch den ganzen Abend für sich entscheiden und gewinnt *Schlag den Netten* mit einem Endstand von dreiundzwanzig zu fünf! Ein überlegener Sieg für den Netten also, herzlichen Glückwunsch! Vielen Dank an euch beide, dass ihr den Spaß mitgemacht habt, und danke natürlich auch an euch alle auf den Bänken fürs Zuschauen! Wir sehen uns dann morgen in alter Frische wieder, und bis dahin habe ich mir bestimmt auch schon wieder etwas neues Spannendes für euch ausgedacht. Schlaft gut und bis morgen!“

„Moment mal“, meldete sich Jon noch einmal zu Wort, als Richard bereits damit begonnen hatte, die hölzerne Trennwand an ihre

ursprüngliche Position zurückzuschieben, und sich Pascal gerade daran machen wollte, Wurstkrümel vom Boden aufzupflücken. „Das kann doch jetzt nicht sein, dass ich verliere, weil mehr Leute von der Bruderschaft im Publikum sitzen. Ich hatte nicht mal den Eindruck, dass ihr drei euch die Würste überhaupt richtig angeschaut habt. Ihr habt doch bloß für den Netten gestimmt, weil er der Anführer eurer Bruderschaft ist.“

Er wandte sich zum Netten um und deutete anklagend mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf ihn.

„Und ich wette, wenn du gekonnt hättest, dann hättest du auch für dich selbst gestimmt.“

„Natürlich hätte ich das“, gab der Nette offen zu und zuckte mit den Schultern. „Ich stehe eben dazu, was ich so mache. Und für die anderen in der Bruderschaft gilt das Gleiche.“

„Ganz genau“, pflichtete ihm Caphalor bei. „Wir stehen zur Bruderschaft.“

„Wir werden den Netten immer unterstützen“, sagte Mark.

„Alles andere wäre auch nicht ehrlich uns selbst gegenüber“, ergänzte Asthan.

„Aber das hat doch nichts mit einer gerechten Entscheidungsfindung zu tun!“ Jon spürte, wie ihm bei dem ganzen selbstzufriedenen Gehabe dieser Bruderschaft das Blut in den Kopf schoss. „Ich erkläre mich hiermit zum Sieger der Moral und der Fairness! Jawohl!“

„Jon, lass mal gut sein.“ Sheryl war aufgestanden und zog ihn sachte am Ärmel. „Es geht doch eh um nix hier. War doch ganz lustig, oder? Und bei *Vier gewinnt* warst du echt voll gut!“

Im ersten Moment hätte er ihre Hand am liebsten energisch abgeschüttelt, aber nicht nur wäre ihr dann womöglich das Dessertschälchen aus der anderen Hand geflogen, er wusste auch leider, dass sie im Grunde natürlich recht hatte. Diese blödsinnige Bruderschaft war es überhaupt nicht wert, dass er sich über sie aufregte.

„Lass uns mal zurück zu den anderen gehen, ja?“, schlug Sheryl vor. „Du hast ja auch deinen Nachtisch noch gar nicht gegessen, der stand jetzt die

ganze Zeit drüben auf dem Tisch. Wenn du nicht magst, kannst du ihn aber auch mir geben, vielleicht passt gerade so noch was bei mir rein.“ Jons Widerstand war gebrochen, und er ließ sich von Sheryl zurück in den Hauptbereich des Speisesaals schleifen, ohne die Bruderschaft eines weiteren Blickes zu würdigen. Als sie an ihren Tisch zurückkehrten, war Nebis gerade dabei, Jons Nachtschrank auszulöffeln.

„Jon, mein Junge!“, begrüßte ihn der Richter überschwänglich und leckte sich einen Kleckser Blaufliederpartait von den Lippen. „Ich habe gar nicht damit gerechnet, dich heute nochmal zu Gesicht zu bekommen. Du hast ja wirklich Ausdauer bewiesen, nicht schlecht!“

„Nur an der Konzentration schien es ein wenig zu mangeln“, setzte Samantha hinzu. „Aber was weiß ich schon, ich habe ja kaum hingesehen.“

„Hätte besser laufen können“, brummelte Jon, dem es überhaupt nicht passte, dass sein mäßiger Auftritt jetzt auch noch zum Thema des Tischgesprächs wurde. „Ich war wohl einfach ein bisschen... naja...“ „...woanders mit den Gedanken?“ Lavina bedachte ihn mit einem dieser intensiven Blicke, die Jon jedes Mal einen kleinen Schreck versetzten. In Momenten wie diesem kam ihm der Verdacht, dass sie in ihrem Haarknoten eine Zauberkegel versteckt hatte, die sie Gedanken lesen ließ. Den Nagel hatte sie jedenfalls auf den Kopf getroffen: Schon während des Gesprächs mit Tara am Nachmittag hatte er sich kaum auf ihre Fragen konzentrieren können und sich sogar ein bisschen verhaspelt, als es darum ging, an welchem Wochentag er seine Frau beim Pfandleiher kennengelernt hatte. Zum Glück war Tara einfach darüber hinweggegangen, aber er war sich trotzdem nicht sicher, ob sie nicht Verdacht geschöpft hatte. Der Beginn des Gesprächs war dabei eigentlich noch ganz gut verlaufen: Er hatte ihr zuerst von dem nächtlichen Besucher erzählt, der ihre Kabinentür zerkratzt hatte und darauf gehofft, dass Tara sich von diesem rätselhaften Ereignis mehr für ihre Reportage erhoffte als von irgendwelchen Ehefragen. Tatsächlich hatte sie ihn auch eine gute Viertelstunde dazu befragt, aber irgendwann war zu der Sache einfach alles gesagt gewesen. Jon hatte in der Folge versucht, so viel wie

möglich über seine Arbeit am Hofgericht und die Gesetzeslage in Myrtana zu erzählen, weil er sich bei diesem Thema noch am wohlsten fühlte. Natürlich hatte es dann aber auch eine Menge persönlicher Fragen gegeben und auch auf seine vermeintliche Ehe war Tara wie erwartet zu sprechen gekommen. Dass irgendein Detail dabei nicht ganz zu dem passte, was Sheryl ihr am Vormittag erzählt hatte, das hielt Jon leider nicht für so ausgeschlossen, wie er es gerne gehabt hätte. Insgeheim hatte er sich geärgert, die Befragung nicht verschoben zu haben, nachdem er den Fetzen von Alenas Kleid an der Reling entdeckt hatte. Er war sich zwar sicher, dass er damit bloß auf ein weiteres Element von Alenas alberner Inszenierung gestoßen war, aber ein bisschen aufgewühlt hatte es ihn schon, so sehr er sich auch dagegen hatte wehren wollen. Dass sie nun schon den ganzen Tag über verschwunden geblieben war, machte es auch nicht leichter, die Zweifel abzuwehren, die sich in ihm mehrten. Würde es Alena wirklich von morgens bis abends in einem Versteck aushalten, wenn sie nicht wenigstens irgendwie mitbekam, dass verzweifelt nach ihr gesucht wurde? Vielleicht war sie nicht mehr ganz die Gleiche wie vor fünf Jahren, aber der Alena, die er kannte, hätte er ein so großes Durchhaltevermögen nicht unbedingt zugetraut. Außerdem stellte er es sich alles andere als einfach vor, so lange in einem Versteck auszuharren, ohne entdeckt zu werden, gerade auf einem Kreuzfahrtschiff, auf dem überall ständig Menschen ein und aus gingen. Er verspürte einen immer stärkeren Drang dazu, mit Sheryl über all das zu sprechen, aber bislang hatte er ihr noch nichts von seiner Entdeckung auf dem Aussichtsdeck erzählt. Sie hätte ihn ja bloß wieder dazu überreden wollen, Meldung beim Schiffpersonal zu machen, und davor schreckte er noch immer zurück. Stattdessen hatte er versucht, sich ein bisschen auf andere Gedanken zu bringen, indem er sich auf Pascals Abendaktion eingelassen hatte, und irgendwie hatte das ja auch funktioniert – nur dass es nicht unbedingt bessere Gedanken waren, auf die er da gebracht worden war.

„Hallo... hallo, alle zusammen... dürfen wir mal kurz um eure Aufmerksamkeit bitten?“

In der Mitte des Speisesaals hatte sich das Ehepaar aus Khorinis neben einer geöffneten Holzkiste aufgestellt – es war die gleiche, die Jon sie bei ihrer Ankunft an Bord hatte tragen sehen – und winkte mit etwas angespannter Fröhlichkeit ihren Mitreisenden an den Tischen zu. Es dauerte ein paar Sekunden, bis alle auf sie aufmerksam geworden waren und weitgehende Ruhe herrschte.

„Dankeschön!“, sagte die Frau. „Ja, wir wollen euch auch gar nicht lange aus euren Gesprächen rausreißen. Aber wir beide, mein Mann und ich, wir kommen ja von Khorinis, und da es gerade Winter ist, da dachten wir, wir teilen mal eine kleine Tradition mit euch.“

Jon hielt für einen Moment die Luft an, als sie in die Kiste griff. Im Augenblick wirkten sie so nett und normal, dass er seine nächtliche Beobachtung beinahe für einen wirren Fiebertraum halten wollte, aber er konnte trotzdem nicht anders, als sich die allerschlimmsten Inhalte für diese Kiste auszumalen. Was die Frau herauszog, das war dann aber eine augenscheinlich ganz harmlose Wollmütze. Sie war blau-weiß gestreift und hatte einen flauschigen weißen Bommel an der Spitze.

„Meine Frau Jocelyn und ich, wir haben für jeden von euch eine festliche Mütze mitgebracht, wie wir sie auf Khorinis beim alljährlichen Winterfest tragen“, erklärte ihr Ehemann und zog ebenfalls ein paar der Kopfwärmer aus der Kiste. „Zwar wussten wir nicht ganz genau, wie viele Passagiere eigentlich an Bord sein würden, aber es sollten hoffentlich genug für alle sein.“

„Ja, und wenn ihr nichts dagegen habt, dann würden wir die jetzt gerne an euch verteilen.“

Vereinzelt war zustimmendes Gemurmel zu hören, irgendwo wurde auf den Tisch geklopft. Das genügte den Khorinern offenbar als Aufforderung, ihr wohltätiges Vorhaben nun auch wirklich in die Tat umzusetzen, und sie begannen damit, mit den Armen voller Mützen die Tische abzugehen.

„Also, so ein blau-weißes Ding kommt mir nicht auf den Kopf“, stellte Samantha klar und verfolgte die beiden beim Verteilen der Mützen mit argwöhnischen Blicken. „Bei uns in Vengard trägt man schwarz-gelb.“ „Sehr richtig, Liebes“, pflichtete Nebis ihr bei und patschte dabei mit der großen Hand auf ihrem Oberschenkel herum. „Die Khoriner können ja gerne ihre Khoriner Bräuche pflegen, aber bei uns Vengardern brauchen sie damit nicht ankommen. Nicht wahr, Jon?“

Jon hatte zwar auch so seine Bedenken, die allerdings eher damit zu tun hatten, dass die Mützen ausgerechnet von diesem unheimlichen Pärchen verteilt wurden, das sich nachts gegenseitig irgendwelches schwarzes Sekret aus den Zehen saugte. Die Farbkombination dagegen hätte ihm egal sein können, zumal das angeblich so traditionelle Vengarder Winterfest letztlich eine reine Kopie des viel älteren Khoriner Winterfests war, dessen einziges Alleinstellungsmerkmal die abweichende Färbung der Mützen, Mäntel, Schals und Stiefel war, die man beim Winterfest eben so trug. Mit Nebis wollte er das Thema aber nun wirklich nicht ausdiskutieren, weshalb er sich auf ein vage zustimmendes Murmeln zurückzog.

„Gibt es ein Problem mit den Mützen?“ Jocelyn hatte während der Belieferung des benachbarten Tisches offenbar mitgehört und drehte sich nun mit schon leicht verdrießlicher Miene zu ihnen um.

„Wie man's nimmt“, sagte Samantha. „Wir haben gerade darüber gesprochen, dass wir in Vengard beim Winterfest schwarz-gelbe Mützen tragen.“

„Ach“, sagte Jocelyn. „Und da könnt ihr jetzt unsere Mützen nicht annehmen?“

„Wir feiern eben uns eigenes Winterfest“, erklärte Nebis. „Dazu passen eure Mützen nicht.“

„Wir wollten euch bloß eine kleine Freude machen“, schnappte Jocelyn. „Ist die Farbe denn so wichtig?“

„Beim Winterfest wird schwarz-gelb getragen“, insistierte Samantha und schaute dabei starr auf ihren leeren Teller.

„Also keine Mützen“, sagte die Khorinerin mit einem Schulterzucken.

„Wer nicht will, der hat schon.“

„Moment, also ich nehm eine!“, rief Sheryl und streckte die Hand aus.

„Du auch, Jon, oder? Ist doch voll nett, dass wir die geschenkt kriegen.“

Jon entgingen die abschätzigen Blicke nicht, die Sheryl von der gegenüberliegenden Tischseite entgegen flogen. Er konnte sich schon denken, was er sich gleich anhören musste, wenn er eine dieser Mützen entgegennahm. Und so richtig geheuer war ihm das alles ohnehin nicht.

Wer verschenkte schon einfach so eine ganze Kiste voller Mützen?

„Also, vielen Dank aber, ähm, ich bin nicht so der Mützenträger.“

„Dann eben nicht. An einem anderen Tisch nehmen sie sicher gerne zwei.“

„Hey, was ist mir mir?“, beschwerte sich Sheryl, als sich Joceyln von ihnen abwenden wollte. „Krieg ich jetzt etwa auch keine?“

„Kommst du etwa nicht aus Vengard?“, erwiderte sie eingeschnappt.

„Ich dachte, dort trägt man keine blau-weißen Mützen. Nicht einmal, wenn sie einem aus reiner Freundlichkeit als Geschenk angeboten werden. Keine Sorge, kommt auch nicht wieder vor, sowas.“

„Jetzt aber mal bitte nicht unverschämt werden, junge Frau“, brummte Nebis. „Wir wollen bloß keine Bräuche aufgedrängt bekommen, mit denen wir in Vengard nichts am Hut haben. Das ist ja wohl unser gutes Recht.“

„Wisst ihr was?“ Lavina war aufgestanden. „Ich glaube, ich gehe heute mal etwas früher ins Bett. Einen schönen Abend euch allen noch.“

„Ach, jetzt haben wir dir also mit unseren Mützen den Abend verdorben?“, fuhr Jocelyn sie an, als Lavina an ihr vorbei ging. „Ihr Vengarder habt ja nicht mehr alle Latten am Zaun!“

„Sagt die Frau von der Verrückteninsel“, murmelte Samantha gerade so laut, dass Jocelyn es auf jeden Fall mitbekam.

„Jetzt – jetzt reicht es ja wohl! So eine bodenlose Frechheit muss ich mir nicht bieten lassen! Da will man einmal freundlich sein und... und dann...“

„Pass auf, ich gehe jetzt ins Bett und du verteilst deine Mützen einfach an einem anderen Tisch, ja?“, schlug Lavina sichtlich frustriert vor und schob Jocelyn auf dem Weg zum Ausgang etwas vom Tisch weg, was diese ihr eindeutig übel nahm.

„Fass mich nicht an!“, fauchte sie ihr entgegen. „Das wird noch ein Nachspiel haben! Mit der Freundlichkeit ist es jetzt vorbei, da könnt ihr aber Gift drauf nehmen!“

„Hey, das war doch alles bestimmt gar nicht so gemeint...“, versuchte sich Jon noch etwas ratlos als Schlichter, aber Jocelyn war schon davon gestürmt, offenbar den Tränen nahe. Lavina schüttelte kurz fassungslos den Kopf und setzte dann ihren Weg zum Ausgang fort.

„Na toll“, seufzte Sheryl. „Was für ein sinnloses doofes Gezanke war das denn jetzt bitteschön?“

„Manche hier am Tisch sind eben Frauen mit Prinzipien“, kommentierte Samantha giftig. „Nebis, ich schlage vor, wir beenden das Abendessen an dieser Stelle. Ich brauche jetzt etwas Ruhe in unserer Kabine.“

„Natürlich, Liebes, wie du meinst. Ich werde noch ein Stündchen in der Bibliothek verbringen, aber du kannst natürlich gern schon einmal vorgehen. Ich komme dann gleich nach.“

Jon und Sheryl verabschiedeten sich knapp von den beiden und blieben allein am Tisch zurück, bis Pascal mit besorgter Miene zu ihnen herüberlief.

„Alles in Ordnung?“, erkundigte er sich. „Hat es ein Problem gegeben?“

„Es gab einen kleinen Streit“, berichtete Jon. „Wegen der Mützen. Aber die werden sich schon wieder alle beruhigen.“

„Die Aktion mit den Mützen war ja leider gar nicht mit mir abgesprochen, da kann ich jetzt natürlich überhaupt nichts zu sagen. Aber sonst alles paletti bei euch?“

„Najaa... letzte Nacht hat irgendwer unsere Tür kaputt gekratzt“, erzählte Sheryl. „Das war schon ein bisschen unheimlich.“

„Ich habe das schon bei Richard gemeldet, gleich heute Morgen“, sagte Jon. „Aber leider kam da noch keine Rückmeldung. Wir hoffen natürlich, dass sowas nicht nochmal passiert.“

Pascal setzte sich auf einen freien Stuhl. Von seiner üblichen professionellen Fröhlichkeit war auf einmal gar nicht mehr so viel zu spüren.

„Mitten in der Nacht, sagt ihr? Und habt ihr gesehen, wer es war?“

„Nee. Jon ist noch rausgegangen und hat nachgesehen, aber da war wohl niemand.“

„Aber die Kratzer an der Tür sind natürlich immer noch da“, fügte Jon hinzu.

„Die Sache ist...“ Pascal schien kurz mit sich zu ringen, bevor er fortfuhr.

„Also, eigentlich sollte ich mit euch wohl nicht über sowas reden, aber mich beschäftigt das auch ein bisschen... Ich hab nämlich letzte Nacht auch was Merkwürdiges mitbekommen. Ich habe meine Kabine ja auf dem ersten Deck, bei den Räumen für das Personal. Da schlagen mir die ganze Zeit die Wellen ans Fenster, und ich krieg normalerweise nicht viel anderes mit. Aber gestern Nacht, als ich im Bett lag... ich hab ein Geräusch gehört von draußen. Es war ein... ich weiß nicht, ein Platschen. Als ob jemand irgendwas Schweres ins Wasser geschmissen hätte.“

Jon hörte, wie Sheryl nach Luft schnappte, dann nahm sie seine Hand. Er selbst fühlte sich wie erstarrt.

„Könnte das... ein Mensch gewesen sein?“, formulierte Sheryl die Frage, die Jon nicht zu stellen getraut hatte.

„Vielleicht“, sagte Pascal. „Aber so genau kann ich das auch nicht sagen. Keine Ahnung, ob es etwas mit dem Typen zu tun hat, der euch die Tür zerkratzt hat, aber merkwürdig finde ich es schon. Ich habe natürlich auch bei meinen Kollegen rumgefragt, ob einer was mitgekriegt hat, aber da kam nicht viel bei rum. Mir erzählt ja auch keiner was, für die bin ich nur der... naja, egal. Ich hätte da jetzt wahrscheinlich auch gar nicht mit anfangen sollen. Also, ich... wünsch euch dann noch einen schönen –“

„Nein, warte“, unterbrach ihn Jon. Offenbar hatte Pascal ihr Schweigen völlig falsch gedeutet. „Wir sind dir ja sehr dankbar dafür, dass du uns das anvertraust. Es ist nur so, dass...“

Er warf Sheryl einen kurzen Blick zu, und sie nickte. Es hatte jetzt keinen Zweck mehr, alles für sich zu behalten.

„Wir... wir haben eine Notiz gefunden, im Zimmer einer anderen Passagierin hier. Und die las sich ein bisschen wie ein sehr kurzer Abschiedsbrief, aber wir dachten nicht... dass sie wirklich...“ Pascals Augen weiteten sich. „Ihr glaubt, jemand ist von Bord gesprungen?“

„Ich weiß nicht mehr was ich sonst glauben soll“, sagte Jon. „Wie gesagt, da ist dieser Zettel, auf dem nichts steht außer *Tschüss*... und auf dem Aussichtsdeck habe ich ein Stück ihrer Kleidung an der Reling gesehen...?“

„Was?“, entfuhr es Sheryl. „Davon hast du ja gar nichts gesagt!“

„Ich dachte halt immer noch, es wäre nur wieder einer ihrer blöden Einfälle.“ Jon spürte, wie ihm die Stimme wegzubrechen drohte. „Ich dachte, sie hat das alles nur inszeniert, um... was weiß ich warum... Aber das würde sie doch nicht den ganzen Tag lang so durchziehen. Und dann noch das Geräusch, das du gehört hast, Pascal...“

„Kann man denn überhaupt vom Aussichtsdeck ins Wasser springen?“, warf Sheryl ein. „Ich meine, das ist doch kleiner als die unteren Decks, oder? Landet man dann nicht auf einem der Balkone, oder auf einem Dach, oder vielleicht ganz unten auf dem Oberdeck?“

„Ich kann es euch auch nicht genau sagen“, gab Pascal zu. „Da oben bin ich nicht so oft. Aber wenn es stimmt, was ihr erzählt, dann sollten wir das sofort überprüfen. Das wäre ja schrecklich.“

Jon nickte beklommen. „Einverstanden. Lasst uns sofort nachschauen.“ Sheryls Einwand hatte ihm wieder ein wenig Hoffnung gegeben, dass vielleicht doch nicht die Katastrophe eingetreten war, die er den ganzen Tag über nicht hatte an sich heranlassen wollen. Auf dem Weg über die Treppen hinauf zum obersten Deck waren es allerdings wieder nur die schlimmsten Gedanken, die ihn beschäftigten. Hatte er nicht Alena gegenüber seine Frau erwähnt, bevor er sie überhaupt erkannt hatte? Was, wenn sie nach all den Jahren tatsächlich immer noch etwas für ihn empfand und mit der vermeintlichen Nachricht, dass er erneut geheiratet hatte, einfach nicht zurecht gekommen war? All die gehässigen Sätze, die er damals zu ihr gesagt hatte, waren plötzlich wieder da und quälten ihn.

Er war wirklich nicht besonders nett zu ihr gewesen, auch wenn er damals der Meinung gewesen war, dass sie es nicht anders verdient gehabt hatte. Aber konnte er mit ein paar unbedachten Worten tatsächlich einen Menschen in den Selbstmord getrieben haben? Dutzende Male drehten sich diese immer gleichen schrecklichen Gedanken in seinem Kopf, bis Pascal endlich die Tür zum Aussichtsdeck aufstieß und sie in die nächtliche Kühle hinaustraten.

Die Holzplanken des Deckbodens waren noch immer nass vom Regen des Nachmittags, aber der Himmel hatte sich jetzt etwas aufgeklärt und es waren hier und da Sterne zu sehen. Auf deren Licht waren sie allerdings nicht angewiesen, denn einige an der Reling angebrachte Manalampen tauchten das Aussichtsdeck in ein schummriges, bläuliches Licht. Eine kühle Brise wehte Jon um die Ohren, als er die Stelle suchte, an der er den Fetzen von Alenas Seidenkleid entdeckt hatte, und es dauerte nicht lange, bis er fündig wurde.

„Von hier muss sie gesprungen sein“, sagte er zu Sheryl und Pascal, hielt sich an der Reling fest und beugte sich nach vorn. „Ich... ich glaube nicht, dass man von hier aus ins Wasser springen kann... oder?“

„Weiß nicht“, sagte Sheryl und schaute selbst nach unten. „Wenn man sich einfach fallen lässt, dann landet man auf jeden Fall auf dem Balkon da unten. Aber wenn man sich vielleicht so richtig fest abstößt...“

„Dazu wäre aber viel Kraft nötig“, gab Pascal seine Einschätzung ab.

„Sicher, möglich wäre es schon. Aber wäre eure Freundin dann nicht eher von einer anderen Stelle aus gesprungen? Von einer, an der es leichter geht?“

„Welche Stellen gäb es denn da noch?“, fragte Sheryl in die Runde.

„Also, ein Zimmer mit Balkon hat sie nicht“, sagte Jon. „Die Balkone scheiden also schon mal aus.“

„Vielleicht durchs Fenster? Geht das?“

Pascal schüttelte den Kopf. „Die Fenster sind absichtlich so klein, dass niemand hindurch fallen kann.“

„Bleibe also noch das Oberdeck, auf dem das Kapitänshäuschen steht“, fuhr Jon fort. „Die Tür zum Oberdeck war auch unverschlossen, als ich vorhin dort war.“

„Das ist sie aber nur tagsüber“, sagte Pascal. „Weil es sonst zu gefährlich ist, wenn man nicht richtig sieht, wo man hintritt, besonders natürlich bei stürmischem Wetter. Nachts kommt man nur mit dem richtigen Schlüssel raus, und den haben nur die Leute, die ihn wirklich brauchen, also der Kapitän und noch ein paar andere von der Besatzung. Ich hab den zum Beispiel auch nicht.“

„Dann war es also vielleicht wirklich die einzige Stelle, an der sie springen konnte“, schlussfolgerte Sheryl. „Und wenn sie erst über die Reling geklettert ist und sich dann von der anderen Seite abgestoßen hat... also, möglich wär's schon, glaub ich...“

Jon hätte ihr am Liebsten den Mund zugehalten, denn was er hören wollte, das waren Gründe dafür, dass Alena auf gar keinen Fall den Sprung ins Wasser gemacht haben konnte. Aber so schnell würde sich sein Gewissen nicht beruhigen lassen.

„Ich werde das auf jeden Fall melden“, sagte Pascal. „Spätestens morgen früh werden wir dann wohl das ganze Schiff nach ihr absuchen. Vielleicht ist ja doch alles halb so schlimm wie das, was wir uns hier gerade ausmalen.“

Jon nickte. Sobald die Nachricht erst einmal die Runde gemacht hatte, würden sicher eine Menge Fragen auf ihn zukommen. Damit würde die Lügengeschichte um seine angebliche Ehefrau kaum noch zu retten sein, aber welche Rolle spielte das jetzt schon noch? Wenn die echte Alena wegen ihm gestorben war, dann würde er ohnehin nicht weitermachen können als sei nichts gewesen.

Er wollte noch einen letzten Blick hinab werfen, als sich auf dem Balkon direkt unter ihnen etwas regte. Die Tür wurde aufgestoßen, und aus der Kabine dahinter schien blaues Manalampenlicht nach draußen. Zwei eng umschlungene Gestalten stolperten auf den Balkon hinaus, und Jon stockte der Atem, als er sah, um wen es sich handelte. Nebis war nur noch mit einem zerknitterten grauen Hemd bekleidet, unter dem sein

weißer Bauch wackelnd hervorquoll. Er hatte die nackte Lavina am Hintern gepackt und drückte sie unter grunzenden Küssen bis zur Balkonwand, wo er ihre Beine auseinander drückte, um sich heftig schnaufend an ihren schlanken Körper zu pressen. Aus Lavinas Haarknoten hatten sich mehrere blonde Strähnen gelöst, die ihr im verschwitzten Gesicht klebten, während sie den dicken Hals des sich wie wild an ihr abarbeitenden Richters mit feuchten Küssen bedachte. Es dauerte ein paar Momente, bis Jon den Blick abwenden konnte und in zwei peinlich berührte Gesichter sah. Nur Sheryl konnte sich zu einem matten Lächeln durchringen.

„Na, wenigstens die beiden haben Spaß.“

Calador

Dritter Tag der Reise

„Guten Morgen und willkommen in Calador, liebe Passagiere an Bord der *Omnipotencia*! Ja, ganz richtig gehört, was ihr während der nächsten paar Stunden auf der Steuerbordseite sehen könnt, das ist die berühmte Bucht von Calador, von der bestimmt auch die größten Landratten unter euch schon was gehört haben. Seit dem Ende der Titanenkriege, also seit gut fünfundzwanzig Jahren, wohnen da die Nachfahren der Dämonenjäger, und die bleiben auch heute noch lieber unter sich. Ihr habt es ja sicher schon in eurem Reiseplan gesehen, dass wir hier nicht vor Anker gehen, und glaubt mir, das ist auch besser so. Das ist 'n raues Pflaster, und Fremde sind da nicht so gern gesehen. Aber wir fahren so dicht vor der Küste lang wie's geht, damit ihr euch die Bucht mal schön gemütlich von unserm Kutter aus angucken könnt. Die rauen Klippen von Calador haben nämlich landschaftlich wirklich was zu bieten, das kann ich euch als alter Seebär versprechen. Viel Spaß dabei und bis später, euer Kapitän Morris!“

Jon warf seiner Kusine einen kurzen Blick zu, aber in ihrer Miene regte sich nichts. Unter normalen Umständen hätte es jetzt sicher wieder eine lautstarke Beschwerde darüber gegeben, dass sie offenbar schon wieder einen ganzen Tag auf dem Schiff verbringen würden, aber zum Einen war es ja wirklich im Reiseplan so angekündigt worden, und zum Anderen drehte sich natürlich auch in Sheryls Kopf mittlerweile alles um ganz andere Probleme. Sie hatten beide noch bis tief in die Nacht hinein Mutmaßungen über Alenas Verbleib angestellt, waren alle Möglichkeiten wieder und wieder durchgegangen, ohne dabei aber zu neuen Erkenntnissen zu gelangen. Und als sie schließlich damit aufgehört hatten, da war es Jon trotzdem nicht gelungen, ein Auge zuzumachen. Erst in den frühen Morgenstunden hatte er irgendwann in einen unruhigen Schlaf gefunden, der aber auch bald wieder ein Ende genommen hatte. Seitdem hatten Sheryl und er nur wenige Worte miteinander gewechselt. Keiner der beiden hatte wieder von Neuem

anfangen wollen mit den endlosen Überlegungen und Theorien, die ja doch zu nichts führten, aber ein anderes Thema hatte es natürlich auch nicht geben können. Ein, zwei freudlose Witzeleien hatten sie sich zwar nicht verkneifen können über die nächtliche Balkonromanze, der sie unfreiwillig beigewohnt hatten, aber Jon hatte sich jedes Mal schlecht dabei gefühlt und war mit den Gedanken immer nur bei Alena gewesen. So auch jetzt, als er mit Sheryl zum Speisesaal unterwegs war, wo das Frühstück schon in vollem Gange sein musste. Jon wusste zwar nicht, ob er überhaupt etwas runterkriegern würde, aber ohne etwas im Bauch würde es ihm wohl noch schwerer fallen, den Tag durchzustehen. Und vielleicht erfuhren sie ja dort wenigstens, ob die Suche nach Alena bereits begonnen hatte.

„Morgen, ihr beiden“, begrüßte sie Lavina, die ihnen von der Treppe zum vierten Deck entgegen kam. Anscheinend war sie auf dem Aussichtsdeck gewesen, denn ihr Haar und ihr Gesicht war mit kleinen Tröpfchen besprenkelt. Ansonsten sah sie aber wieder aus wie immer mit ihrem perfekt gebundenen Haarknoten, und für den Moment war es Jon fast so, als wäre ihre Beobachtung von letzter Nacht nichts als Einbildung gewesen.

„Morgen, Lavina“, grüßte sie Sheryl, als sie ihren Weg über die Treppe nach unten gemeinsam fortsetzten. „Kommst du mit zum Frühstück?“ „Ich war eben schon“, eröffnete sie ihnen. „Hatte mir gedacht, ich beeile mich mal, um möglichst viel von Calador mitzubekommen. Aber das ist die reinste Enttäuschung. Ein bisschen grauer Sandstrand, ein paar Klippen... da kann ich mir auch die Küste von Kap Dun anschauen, die hat wenigstens einen Leuchtturm.“

„Klingt ja doof“, kommentierte Sheryl. „Und dafür bist du so früh aufgestanden. Hast du denn wenigstens gut geschlafen?“

Jon zuckte kurz zusammen, aber Sheryl hatte eigentlich ganz unschuldig geklungen, als sie die Frage gestellt hatte. Er traute es ihr ohne Weiteres zu, dass sie an Lavinas nächtliche Aktivitäten mit Nebis im Augenblick überhaupt keinen Gedanken mehr verschwendete.

„Nicht besonders“, erwiderte Lavina. Sie hatte ein kleines braunes Blättchen in der Hand, das sie beim Laufen immer wieder beiläufig am Stiel herumdrehte. Anscheinend konnte sie auch im Urlaub nicht anders, als bei den Topfpflanzen sauberzumachen. „Gestern Nacht hat irgendwer bei uns auf dem vierten Deck randaliert.“

„Was meinst du damit, randaliert?“, hakte Sheryl nach. „War da einer besoffen?“

„Keine Ahnung. Es klang so, als ob jemand mit einem großen Messer auf die Türen losgegangen ist. Irgendwann habe ich es nicht mehr ausgehalten und bin nachsehen gegangen, aber es war niemand auf dem Gang. Es war dann auch alles wieder still. Aber bestimmt fünf oder sechs Türen auf dem Korridor sind jetzt ganz zerkratzt, meine auch. Ich wüsste ja gerne mal, wer sowas macht.“

„Das gib't ja nicht“, entfuhr es Jon. „Genau das ist uns letzte Nacht auch passiert – also, da hat auch jemand an unserer Tür gekratzt! Ich habe schon beim Bordpersonal Bescheid gesagt, aber bisher haben wir noch nichts von denen gehört. Keine Ahnung, ob der Sache überhaupt jemand nachgeht.“

„Ich habe das natürlich auch vorhin schon gemeldet“, sagte Lavina. „Ich hoffe doch sehr, dass sich da etwas tut.“

Als sie auf dem zweiten Deck angelangt waren, nahm Lavina bereits ein paar Schritte der nächsten Treppe nach unten und hielt inne, als sie merkte, dass ihr Jon und Sheryl nicht folgten.

„Stimmt, ihr geht ja frühstücken. Beeilt euch lieber, dann ist vielleicht noch etwas von der Flammenbeermarmelade da. Die ist wirklich gut.“

„Flammenbeermarmelade, echt?“

Jon musste fast lächeln, als Sheryl zum ersten Mal an diesem Tag wieder ein bisschen sie selbst war.

„So wie ich dich kenne, ist die aber weg, bevor ich was davon abbekomme, Sh... Sch... Schatz.“

Er spürte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoss, als er begriff, dass er sich um ein Haar aus reiner Gedankenlosigkeit heraus verraten hätte, ganz

ohne dass ihnen dazu irgendwer mit Nachfragen oder Untersuchungen auf die Schliche hätte kommen müssen.

„Ach, keine Sorge, mein Lieber“, versuchte Sheryl, seinen Beinaheversprecher nach bestem Bemühen zu kaschieren. „Heute ist doch unser Hochzeitstag, da bekommst du sogar ein bisschen Flammenbeermarmelade ab.“

„Unser – unser Hochzeitstag, du hast also daran gedacht! Das ist ja...“

„Hey, ihr beiden“, sagte Lavina, ging die paar Schritte wieder zu ihnen nach oben und legte ihnen die Hände auf die Schultern. „Ihr macht das ja ganz reizend, aber spart euch euer Schauspiel mal lieber für die anderen auf.“

„W... was für ein...?“

Ein mitleidiges Lächeln trat auf ihr Gesicht. „Ich habe keine Ahnung, in welcher Beziehung ihr wirklich zueinander steht, aber verheiratet seid ihr ganz sicher nicht. Was auch immer ihr mit dem Theater bezweckt, lasst mich bitte einfach da raus, ja?“

Jon wollte sich irgendwie rechtfertigen, aber die Worte blieben ihm im Hals stecken. Sein Gefühl hatte ihn also nicht getäuscht: Lavina hatte sie von Anfang an durchschaut.

„Schön, dass wir uns da einig sind. Ich wünsch euch dann mal guten Appetit. Bis später!“

Sprachlos beobachteten sie Seite an Seite, wie Lavina die Treppe hinunter in die erste Etage nahm, bis ihre Schritte kurz darauf verhallt waren.

„Ob sie Nebis das auch schon erzählt hat?“, flüsterte ihm Sheryl zu. „Ich meine, die beiden... du weißt schon... die sind ja anscheinend ganz schön eng miteinander.“

„Keine Ahnung.“ Jon fühlte auf einmal wieder eine große Mattigkeit in sich. „Und wenn schon. Das hat doch eh alles keinen Sinn mehr. Alena ist wahrscheinlich tot, und wir machen immer noch weiter mit unserem... ja, Lavina hat doch recht, mit unserem idiotischen Theater hier.“

Sheryl nahm seinen Arm und drückte ihn sanft. Das hatte sie schon als Kind immer gemacht, wenn er hingefallen oder sich gestoßen hatte und sie ihn hatte trösten wollen.

„Jon, wir wissen doch noch gar nicht, was wirklich mit Alena los ist. Die Leute von der Besatzung haben bestimmt schon angefangen, das ganze Schiff nach ihr abzusuchen, und vielleicht taucht sie dann gleich schon wieder auf.“

Sheryls Wortwahl ließ einen weiteren Schauer über Jons Rücken fahren. Wenn Alena gesprungen war, dann würde sie nie wieder auftauchen.

„Lass uns jetzt erst mal was frühstücken, okay?“, bat sie ihn, nahm ihn bei der Hand und führte ihn mit sanftem Zerren in Richtung Speisesaal.

„Die Flammenbeermarmelade kann ja schließlich auch nichts dafür.“

Es war die größte Versammlung, die sie auf der Insel bislang abgehalten hatten, und das erste Mal seit der Abfahrt von Ardea, dass beinahe alle von ihnen an einem Ort beisammen waren. Nur einige wenige Männer hatten sie als Wachen im Lager zurückgelassen, bevor sie den Küstenweg nach Norden angetreten waren. Es war ein beschwerlicher Marsch für ihre ausgezehrt und kraftlose Gruppe gewesen, aber als sich Bernard erschöpft auf einem der großen Baumstämme niederließ, die Jasons Leute auf dem großen Hauptplatz ihres Lagers als provisorische Bänke platziert hatten, da war er sich bereits sicher, dass sich der Aufwand gelohnt hatte. Abgesehen von Hendrik, der auf einem Baumstamm auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes saß – neben ihm ein etwas jüngerer Mann, den Bernard dem Gesicht nach für seinen genesenen Bruder Armin hielt –, waren die meisten Menschen in Jasons Lager für Bernard Fremde. An einige wenige glaubte er sich aus den hektischen Stunden vor der überhasteten Flucht aus Ardea vage zu erinnern, aber keinen dieser Leute kannte er wirklich. Er wusste so gut wie nichts über sie, und gerade deshalb spürte er hinter jedem der vielen neuen Gesichter, in die er jetzt blickte, das Potential dazu, einen entscheidenden Unterschied auszumachen. Ein Potential, das nur ausgeschöpft werden

konnte, wenn sie ihr Wissen und ihre Fähigkeiten miteinander teilten, wenn sie alle endlich damit begannen, zusammenzuarbeiten.

Er nahm Leas Hand, als sie neben ihm Platz nahm, und musterte besorgt ihr sonnengebräuntes Gesicht. Am Morgen noch hatte sie sich übergeben müssen, und es war ihr anzusehen, dass sie die Wanderung noch wesentlich mehr mitgenommen hatte als ihn selbst. Erneut machte er sich Vorwürfe, ihr die Reise nicht ausgeredet zu haben, aber Lea hatte unbedingt zu der Versammlung mitkommen wollen – und auch ihm selbst war nicht wohl bei dem Gedanken gewesen, sie im Lager zurückzulassen, das nur schlecht als recht bewacht wurde und einem ernsthaften Angriff nichts entgegenzusetzen hatte. Aber nachdem ihr die knappen Wasserrationen bereits nach wenigen Tagen so stark zugesetzt hatten, war der Marsch nach Norden womöglich doch das größere Risiko für sie gewesen. Er löste den schmalen Wasserschlauch von seinem Gürtel, band ihn auf und ließ Lea einen Schluck nehmen.

„Willkommen in unserem Lager“, begann Jason, ein breitschultriger Kerl mit wachem Blick, der sich gemeinsam mit Sancho in der Mitte des Platzes aufgestellt hatte. „Gut, euch alle zu sehen. Wir wissen, dass es ein langer Weg war und sind euch dankbar, dass ihr die Mühen auf euch genommen habt.“

„Natürlich“, sagte Sancho mit etwas gönnerhaftem Lächeln. „Wir sind Menschen der Tat, und wir tun eben, was getan werden muss.“

Bernard wusste, dass Sancho zehn gefüllte Wasserschläuche als Gegenleistung dafür verlangt hatte, dass die Versammlung in Jasons Lager stattfinden würde, und dass die Verhandlungen deswegen auch beinahe geplatzt wären. Er war daher auch noch nicht sehr optimistisch, dass die Freundlichkeit dieser Begrüßung von langer Dauer sein würde.

„Also, lasst uns direkt zur Sache kommen“, bat Sancho, und der andere Anführer nickte.

„Wie ihr seht, ist auch unser Lager von der Wasserknappheit stark betroffen“, wandte sich Jason an seine Gäste. „Auch unsere Kundschafter haben in den letzten Wochen keine saubere Wasserquelle finden können außer derjenigen, die im Gebiet der Ureinwohner liegt. Wir haben lange

geglaubt, eine Lösung für das Problem würde sich schon von selbst ergeben, wenn wir uns nur weiter auf der Insel umschauen würden. Aber es sind jetzt mehr als zwei Monate vergangen, und die Insel ist erforscht soweit es uns möglich ist. Es gibt keine einfache Lösung des Problems. Aber wenn wir nicht handeln, dann werden wir zugrunde gehen. Noch zwei, drei Wochen mehr, und wir haben nicht mehr genug Wasser, um die Reise zu einer anderen Insel anzutreten. Die Zeit des Abwartens ist vorbei. Wir müssen hier und jetzt über unsere Zukunft entscheiden.“

„Welche andere Insel denn?“, rief einer von Jasons Leuten herein. „Wir haben die anderen Inseln doch gesehen auf der Reise. Dort erwartet uns nichts anderes als hier, aber hier haben wir wenigstens unsere Hütten.“

„Es ist möglich, dass es im Süden weitere Inseln gibt, die wir noch nicht entdeckt haben“, sagte Jason, klang dabei aber selbst nicht sehr überzeugt. „Sicher, die Seekarten zeigen nichts dergleichen an, aber es waren auch erst zwei Entdecker in dieser Gegend unterwegs, und das ist schon mehr als zehn Jahre her.“

„Wir sollen also darauf vertrauen, dass die Seekarten lügen?“, entgegnete Florian. „Damit machen wir unsere Leben von einem Münzwurf abhängig.“

„Hier wieder wegzufahren kommt gar nicht infrage“, befand Sancho. „Wir haben uns hier was aufgebaut, und das werden wir nicht einfach wieder wegschmeißen. Nicht wenn es Wasser *gibt* auf dieser Insel, das wir uns nur holen müssen.“

„Genau meine Rede“, stimmte ihm Gustaf der Schmied zu. „Ich sage, wir greifen die Scheißkerle an und holen uns, was uns zusteht!“

Mit der bislang vorherrschenden Stille auf den Bänken hatte es nun ein Ende. Überall wurde getuschelt und diskutiert, und einige laute Rufe waren zu hören, die Gustaf entweder zustimmten oder ihn beschimpften. Bernard fürchtete schon, dass es zu handfesten Streitigkeiten kommen würde, als Bradley aufstand und einige Schritte in die Mitte des Platzes machte.

„Ruhe!“, rief er und trat dabei so bestimmend auf, dass es tatsächlich gleich ruhiger wurde. „Ich glaube, es gibt niemanden, der diese Frage besser beantworten kann als wir Kundschafter. Jason, wer leitet bei euch den Kundschaftertrupp?“

„Das ist Ryan.“

Jason nickte einem drahtigen Mann zu, der gleich neben einer Frau saß, unter deren Kleidung sich am Bauch bereits eine leichte Wölbung abzeichnete. Das mussten die beiden sein, die ein Kind erwarteten – diese frohe Kunde hatte sich auch schon in Sanchos Lager herumgesprochen, wobei es gegensätzliche Meinungen dazu gab, wie froh die Kunde angesichts der bedrückenden Wasserknappheit tatsächlich war.

Nachdem sich Ryan erhoben hatte, ging Bradley sogleich auf ihn zu und schüttelte ihm freundschaftlich die Hand.

„Ich nehme an, dass auch ihr schon bis zu den Gebieten der Wilden vorgedrungen seid, Ryan?“, erkundigte sich Bradley.

„Ja, natürlich“, sagte der Angesprochene. „Sehr weit haben wir uns nicht vorgewagt, aber wir haben sie aus der Entfernung beobachtet und eine gute Vorstellung davon, wie groß ihre Siedlung ist und wie viele von ihnen dort leben.“

„Dann lass mich deine Meinung hören“, bat ihn Bradley. „Haben wir eine Chance im Kampf gegen die Wilden?“

Ryan fühlte sich offenbar nicht ganz wohl in seiner Haut, als sich die Blicke aller Anwesenden auf ihn richteten, aber nach kurzem Zögern schüttelte er entschieden den Kopf.

„Unseren Zählungen nach müssen es mindestens hundert von ihnen sein, wahrscheinlich mehr. Und so gut wie alle von ihnen scheinen im Umgang mit Bogen und Speer geschult zu sein – nicht nur die Männer, auch die Frauen. Selbst wenn unsere beiden Lager vereint angreifen, werden sie uns zahlenmäßig weit überlegen sein.“

„Ja, zahlenmäßig vielleicht“, sagte Sancho. „Aber vergesst unsere Musketen nicht. Wir haben neun bei uns im Lager, wieviele habt ihr? Sechs, sieben?“

„Sieben“, sagte eine Frau aus Jasons Lager.

„Na also. Ich wette, ein guter Schütze mit einer Muskete erledigt zehn von denen, bevor sie überhaupt wissen was los ist.“

„Haben uns eure Musketen nicht überhaupt erst in diese Situation gebracht?“, warf Jason mit scharfer Stimme ein. Von seinem diplomatischen Tonfall zu Beginn war wie erwartet nicht mehr viel übrig geblieben. „Wir haben bisher sehr unterschiedliche Berichte darüber gehört, was eigentlich bei eurem letzten Erkundungsgang passiert ist, aber die Musketen spielen in keinem von ihnen eine besonders ruhmreiche Rolle. Bradley, wieso berichtest du uns nicht aus erster Hand von den Ereignissen?“

„Einverstanden“, sagte Bradley und nickte. „Wir waren zu viert in den östlichen Gebieten unterwegs, auf dem Weg zum Dorf der Wilden. Unser Plan war, Kontakt mit ihnen aufzunehmen, mit ihnen zu verhandeln. Wir hatten einige Münzen und einfache Schmuckstücke mitgenommen, in der Hoffnung, sie zu einem Wassertausch überreden zu können. Am Abend hatten wir den Bach erreicht, der vor dem Dorf den Berg herunter fließt. Aber bevor wir ihn überqueren konnten, waren wir schon von einer Gruppe von Speerkämpfern umzingelt. Ich habe versucht, mich mit Zeichen verständlich zu machen, aber die Situation war angespannt. Sie schienen uns allerdings auch nicht angreifen zu wollen, bis...“

Bradley rieb sich die Stirn und musste sich offenbar kurz sammeln, bevor er fortfuhr.

„Bis einem von uns die Muskete losgegangen ist. Hat einem der Wilden den halben Kopf abgerissen. Danach war es ein offener Kampf. Wir haben sie schließlich besiegt, aber zwei von uns haben sie erwischt. Nur Ben und ich haben es zurück ins Lager geschafft.“

Er nickte in Richtung von Ben, der nicht weit von Bernard entfernt auf einem anderen Baumstamm saß. Vom Kampf mit den Ureinwohnern hatte er eine Wunde an der Wange davongetragen, die immer noch nicht abgeheilt war.

„Wenn ihr die Nerven verloren habt, dann ist ja wohl nicht die Muskete dafür verantwortlich“, sagte Sancho. „Hättet ihr nur ein paar Schwerter

dabei gehabt, dann wärt ihr wahrscheinlich alle vier draufgegangen.“ „Das ist nicht wahr“, gab Bradley mit verhärteter Miene zurück. „Die Musketen sind einfach nicht zuverlässig genug. Glaubt ihr denn, die königliche Armee würde noch mit Schwertern und Armbrüsten kämpfen, wenn die Musketen etwas taugen würden? Aber die einzigen außer uns, die mit den Dingen herumlaufen, sind ein paar rüdidige Seeräuber und andere Halsabschneider, denen es nur auf das größtmögliche Chaos ankommt.“

„Und wenn wir noch einmal versuchen, mit ihnen zu reden?“, schlug Rosa vor. „Wenn wir ihnen irgendwie begreiflich machen könnten, dass es nur ein schrecklicher Unfall war...“

„So nah kommen wir gar nicht mehr an sie heran“, sagte Ryan. „Als wir uns vor ein paar Tagen zum Bach schleichen wollten, um etwas Wasser abzuschöpfen, da haben sie uns schon aus der Ferne mit Pfeilen beschossen.“

„Das haben wir wohl euch zu verdanken“, kommentierte Jason. „Für diese Eingeborenen sind wir jetzt alle Angreifer, egal aus welchem Lager wir kommen.“

„Vielleicht waren sie auch einfach nur angepisst, dass ihr ihnen ihr Wasser klauen wolltet“, entgegnete Sancho schulterzuckend. „Wir haben wenigstens versucht mit ihnen zu reden. Hat nicht geklappt, also müssen wir jetzt eben ein bisschen ungemütlicher werden.“

„*Wasser klauen*, dass ich nicht lache“, knurrte Jason. „Der Bach liefert genug Wasser für alle auf dieser Insel. Wenn ihr nicht sinnlos einen Krieg angezettelt hättet –“

„Was spielt das überhaupt für eine Rolle, wer von uns für irgendwas verantwortlich ist?“, blaffte ihn Sancho an. „Wir sind hier, um eine verdammte Lösung zu finden! Und welche Lösung hast du nochmal anzubieten? Achja, genau: Sich verpissen und beim Salzwassersaufen jämmerlich verrecken auf der Suche nach irgendwelchen Scheißinseln, die gar nicht da sind. Nein, du Penner, das ist keine Lösung, das ist Selbstmord!“

„Und ein offener Konflikt mit den Ureinwohnern ist das etwa nicht? Wir können froh sein, wenn sie uns weiterhin in Ruhe lassen und nicht auf die Idee kommen, als Reaktion auf euren Angriff unsere Lager zu stürmen.“

„Glaubt mir, wenn ich scharf auf Mord und Totschlag wäre, dann wär ich mal schön auf dem Festland geblieben. Aber ich bin auch ganz sicher nicht den weiten Weg hierher gekommen, um mich gleich wieder zu verziehen, sobald mal was nicht ganz so glatt läuft.“ Sancho drehte eine Runde über den Platz und schaute dabei in die Gesichter der Versammelten auf den Baumstämmen. „Ich frag euch also alle: Wollt ihr das wirklich, diese Insel wieder verlassen? Alles zurücklassen, was wir uns hier aufgebaut haben, ohne zu wissen, ob es da draußen überhaupt was Besseres für uns gibt?“

Sancho erntete einiges betretenes Kopfschütteln, in vielen Gesichtern war allerdings nur die gleiche Ratlosigkeit abzulesen, die auch Bernard seit dem Beginn der Diskussion in sich verspürt hatte. Es schien, als ob sie ihre einzige echte Option, nämlich den friedlichen Handel mit den Eingeborenen, bereits leichtfertig verspielt hatten.

„Auf diese Entscheidung läuft es also hinaus“, sagte Jason, nun wieder etwas gefasster als zuvor. „Krieg oder Flucht. Vor nicht allzu langer Zeit haben wir uns alle gemeinsam für die gleiche der beiden Möglichkeiten entschieden, aber ich verstehe, dass es diesmal eine schwierigere Wahl ist. Ich will euch nichts vormachen: Natürlich kann ich nicht versprechen, dass wir eine andere Insel finden werden, bevor uns Wasser und Nahrung ausgehen. Wenn jemand von euch, irgendjemand, eine bessere Lösung weiß, eine dritte Möglichkeit, die weder Krieg noch eine Flucht ins Ungewisse bedeutet, dann bitte ich darum, jetzt aufzustehen und zu sprechen.“

Jason machte nicht den Eindruck, als rechnete er mit einer Reaktion, und für einige lange Sekunden blieb alles still. Bis eine leise, etwas brüchige Stimme zu hören war.

„Ich... ich weiß auch keine Lösung, aber vielleicht... gibt es so jemanden unter uns.“

Am gegenüberliegenden Ende des Platzes war Hendrik von seinem Platz auf dem Baumstamm aufgestanden. Bernard schnappte unwillkürlich nach Luft.

„In Sanchos Lager gibt es einen Mann, der früher einmal ein Wassermagier war.“ Hendrik deutete mit dem Finger auf ihn, vermied es aber, ihm in die Augen zu sehen. „Es tut mir leid, Meister Bernard. Ich weiß, ich habe versprochen, nichts zu sagen, aber Ihr seid doch der einzige, der uns jetzt noch helfen kann.“

Ein Raunen ging durch die Menge der Versammelten. Bernard fühlte sich wie festgefroren, als sich alle Blicke auf ihn richteten. Leas Finger verkrampften sich schmerzhaft in ihrem Griff um seine Hand.

„Bernard, was zur Hölle?“ Sancho ging strammen Schrittes auf ihn zu, bis er direkt vor ihm stehen geblieben war. „Du bist ein *Wassermagier*? Kannst du dazu vielleicht mal was sagen?“

Aber Bernard sagte nichts. Hendriks Verrat hatte ihm alle Luft zum Atmen und zum Sprechen aus den Lungen gesaugt.

„Ich habe ihn vor Jahren einmal in Montera getroffen“, sagte Hendrik.

„Und er hat mir selbst gesagt, dass er ein Wassermagier war. Meister Bernard, Ihr wisst, dass ich es nicht böse meine. Aber Ihr müsst doch irgendeinen Zauber kennen – irgendetwas, um uns mit Wasser zu versorgen!“

„Bernard!“, brüllte ihn Sancho mit rot glühendem Kopf an, und als er immer noch nicht reagierte, da rüttelte er zornig an seinen Schultern.

„Sag endlich was!“

„Es... ist so wie er sagt“, brachte Bernard endlich hervor. „Ich war fast zwei Jahrzehnte lang Magier im Tempel des Wassers von Montera. Aber das liegt alles in der Vergangenheit. Ich bin kein Diener Adanos' mehr, und ich kann nicht –“

„Du kannst verdammtes Wasser *aus der Luft zaubern* und machst wochenlang dein Maul nicht auf?“, brach es aus Sancho hervor. „Du lässt uns hier alle langsam verrecken und hockst den ganzen Tag vor deiner nutzlosen Destilliermaschine, obwohl du – obwohl du mit einem Fingerschnippen –“

„So einfach ist es nicht!“, verteidigte sich Bernard verzweifelt. „Ich habe alle Runen abgegeben, und selbst wenn ich sie noch hätte, dann würde das nichts ändern. Natürlich könnte ich Geysire oder Gewitterwolken heraufbeschwören, aber diese Zauber sind nur für den Einsatz im Kampf vorgesehen. Nach wenigen Sekunden verschwindet das Wasser wieder so schnell wie es gekommen ist. Diese Zauber löschen keinen Durst!“

„Das ist also alles, was ihr Wassermagier drauf habt, ja?“, knurrte Sancho. „Ein paar Zauberrunen und das war’s?“

„Es muss doch irgendetwas geben, das du für uns tun kannst“, stimmte ihm nun auch Jason zu. Bernard hätte sich darüber gefreut, dass sich die beiden endlich einmal einig waren, wenn sie sich dabei nicht ausgerechnet gegen ihn verbündet hätten.

„Ich dachte, ihr Wassermagier habt eine besondere Verbindung zu Adanos. Diese Angriffszauber können doch nicht alles sein. Ihr Magier habt magische Barrieren erschaffen, aber ihr könnt niemanden vor dem Verdursten retten?“

„Lasst ihn in Ruhe“, mischte sich Lea mit schwacher Stimme ein.

„Bernard ist kein Wassermagier mehr. Er arbeitet Tag und Nacht unermüdlich im Alchemielabor und tut alles was er kann, um zu helfen. Wenn er einen Zauber wüsste, um uns Wasser zu verschaffen, glaubt ihr nicht, dass er ihn längst eingesetzt hätte?“

„Vielleicht will er das Wasser ja für sich allein“, mutmaßte Gustaf. „Ich hab diesen Magiern noch nie über’n Weg getraut.“

„Ich bin der Grund dafür, dass er die blaue Robe überhaupt erst abgelegt hat“, fuhr Lea unbeirrt fort, auch wenn ihr mehrmals die Stimme wegzubrechen drohte. „Wegen mir hat er sein altes Leben losgelassen und diese lange Reise auf sich genommen. Niemals würde Bernard mich leiden lassen, wenn er einen Weg wüsste, mir zu helfen. Uns allen zu helfen.“

Leas Worte versetzten Bernard einen Stich ins Herz. Stimmte das wirklich, was sie da sagte? Hatte er wirklich alles getan, was er konnte?

„Dann sind wir also wieder da, wo wir vorher waren“, konstatierte Jason und wandte sich seufzend ab. „Krieg oder Flucht. Wenn es niemanden

gibt, der noch etwas beizutragen hat, dann schlage ich eine Abstimmung vor.“

Bernard hörte gar nicht mehr richtig hin. Er spürte das Zittern in Leas Fingern und wünschte sich zurück in die Zeit, als alles noch unbeschwert und einfach gewesen war. Eine Zeit, die noch gar nicht so lange her war, und die längst unwiederbringlich schien. Aber war sie das wirklich? Mit leerem Blick sah Bernard, wie die Menschen redeten und stritten, wie sich Hände zur Stimmabgabe hoben und wieder senkten.

Hatte er alles getan, was er konnte?

Oder nur alles, was er durfte?

„Schlimme Sache.“ Nebis tauchte den Löffel noch einmal tief in das Schälchen und streute eine extra dicke Zusatzschicht Zimt und Zucker auf seinen Milchreis. „Ganz schlimme Sache, mein Junge. Ich drück dir alle Daumen, dass die Sache gut für deine Freundin ausgeht.“

Jon nickte knapp und starrte wieder hinab auf den Teller mit dem beinahe unangetasteten Scavenger-Blutschilf-Auflauf, dem nach Angaben des Kellners blutigsten Auflauf zwischen Nordmar und der Schwertküste – es hatte vermutlich seine Berechtigung, dass die Orklände dabei außen vor gelassen wurden. Jon hätte sich aber nicht weniger darum scheren können, welche Mengen Blut oder Blutschilf da nun genau auf seinem Teller darauf warteten, von ihm verzehrt zu werden. Er hatte noch weniger Appetit als beim Frühstück, und da hatte er schon nicht mehr als ein halbes Stück Flammenbeermarmeladenbrot herunter bekommen. Dabei hatte es im Laufe des Vormittags zunächst wieder Anlass zu verhaltenem Optimismus gegeben, hatte das Bordpersonal doch tatsächlich einigermaßen engagiert mit der Suche nach Alena begonnen. Ein Mann namens Clemens, der sich ihnen als Schiffsverwalter vorgestellt hatte und wohl auf oberster Ebene für alles verantwortlich war, was nicht in den direkten Zuständigkeitsbereich des Kapitäns fiel, war auf sie zugekommen und hatte ihnen versichert, dass alles dafür getan würde, die Vermisste aufzuspüren. Vor gut einer Stunde dann hatten sie sich allerdings erneut mit Clemens unterhalten

und dabei erfahren, dass die Durchsuchungen bislang ergebnislos geblieben waren. Auch Alenas Kabine hatte man wohl mittlerweile unter die Lupe genommen, dabei aber, nach allem was Jon mitbekommen hatte, keine neuen Spuren entdeckt. Man war nun dazu übergegangen, die Passagiere einzeln nach Hinweisen zu Alenas Verschwinden zu befragen, und auch Jon hatte sich dazu kurz vor dem Mittagessen noch mit einem der Bediensteten unterhalten. Sheryl und er hatten sich nach kurzer Diskussion darauf geeinigt, in jeder Hinsicht die Wahrheit zu sagen, mit der kleinen Varianz, dass sie Alena als eine alte Bekannte Jons vorstellten, die während seiner Jugend eine Zeit lang in der Nachbarschaft gewohnt hatte. Ganz so schnell war Jon dann doch noch nicht dazu bereit gewesen, seine mühsam aufrecht erhaltene Scharade aufzugeben – überzeugt hatte er Sheryl aber vor allem mit dem nicht ganz von der Hand zu weisenden Argument, dass es das Bordpersonal womöglich von der Suche nach Alena ablenken würde, wenn sie nun auch noch mit der Enthüllung ihrer Ehelüge für einen kleinen Skandal auf dem Schiff sorgten. Alena zu finden, das hatte jetzt oberste Priorität, und dazu spielte es keine Rolle, ob Jon einmal mit ihr verheiratet gewesen war oder nicht.

Auch Nebis schien seine Erzählung von der alten Bekannten, die er zufällig auf dem Schiff wiedergetroffen hatte, bislang zu schlucken. Die Namensgleichheit hatte zwar zu einer erstaunten Nachfrage geführt, aber der Name Alena war zum Glück nicht gar so selten, dass er gleich zu einem ernsthaften Verdacht geführt hätte. Jon war aber froh, dass Lavina nicht mit ihnen am Tisch saß, denn das hätte es ihm bedeutend schwerer gemacht, seine Lügen überzeugend darzubieten. Sie schien zwar gegenüber Nebis bisher dicht gehalten zu haben, aber Jon war sich sicher, dass ihre Blicke allein völlig ausgereicht hätten, um ihn aus dem Konzept zu bringen. Leider war aber auch Sheryl nicht hier – sie war gerade damit an der Reihe, über Alenas Verschwinden ausgefragt zu werden –, was das Mittagessen mit Nebis und Samantha zu einer noch trostloseren Angelegenheit machte. Zu allem Überfluss war ihm so flau im Magen, dass er sich auch mit den servierten Speisen nicht ablenken

konnte. Während Nebis bereits bei der dritten Portion Milchreis angekommen war, piekste Jon noch immer lustlos mit der Gabel im frittierten Scavengerschnabel herum, der dabei in der suppiden Blutlache von einem Tellerrand zum anderen rutschte.

„Können mir alle bitte kurz zuhören?“

Pascals Stimme erlöste ihn für einen Moment aus seinen finsternen Gedanken. Der Mann mit den hellblonden Haaren stand in der Mitte des Speisesaals und winkte, allerdings nicht ganz so fröhlich wie gewohnt.

„Die meisten von euch haben sicher mitbekommen, dass eine unserer Passagierinnen leider vermisst wird. Wir sind derzeit dabei, alle Gänge und Räume des Schiffs nach ihr abzusuchen, sind aber bisher leider noch nicht fündig geworden. Bis zum Ende der Durchsuchung möchten wir euch bitten, euch ausschließlich auf dem ersten oder zweiten Deck aufzuhalten. Die oberen Decks sind während dieser Zeit gesperrt, um einen leichteren Zugang zu den Räumlichkeiten zu ermöglichen. Bitte verhaltet euch kooperativ, auch wenn ihr von einem Mitglied des Bordpersonals zu der Sache befragt werdet. Wir hoffen alle, dass wir die vermisste Person so schnell wie möglich wiederfinden und wir unsere Kreuzfahrt mit Freude fortsetzen können. Ja, ich... wünsch euch dann noch einen guten Appetit. Wir melden uns, wenn es Neuigkeiten gibt.“

„Diese Leute gehen also in unser Zimmer und durchwühlen meine Taschen, und wir dürfen nicht einmal zusehen?“, fasste Samantha die für sie wesentlichen Informationen angefressen zusammen. „Ich weiß nicht, wie lange ich diese Zumutungen noch ertragen kann.“

„Das sollen sie sich mal ruhig erlauben, irgendwas von unseren Sachen durcheinander zu bringen“, sagte Nebis und deutete mit der Faust einen Schlag auf den Tisch an. „Dann werden sie mich aber kennenlernen.“

Samantha kippte den letzten Rest Wein hinunter und stieß gut vernehmlich einen Schwall Luft durch die Nase aus. „Ich brauche etwas Stärkeres. Komm, Nebis, wir setzen uns in den Empfangsraum und lassen uns etwas Vernünftiges geben.“

„Natürlich, Liebes. Lass mich nur noch eben meinen Milchreis auslöffeln.“

„Wie du meinst“, giftete sie. „Dann kommst du eben nach, wenn du damit fertig bist, dich vollzufressen wie ein Molerat. Du weißt ja wo du mich findest.“

„Samantha, Liebes, nun sei doch nicht...“ Nebis reckte kurz den Milchreislöffel nach ihr und versenkte ihn dann kopfschüttelnd wieder in der Schale. „So ist sie manchmal, Jon. Frauen, nicht wahr? Da können wir beide ein Lied von singen.“

Jon sagte nichts und ließ die Gabel auf den Teller sinken. Es hatte ja keinen Zweck, er würde so schnell nichts mehr herunter bekommen. Nicht, solange er nicht endlich Klarheit hatte, was Alena anging. Aber wenn sie wirklich gesprungen war, konnte er diese Klarheit dann jemals bekommen? Musste er sich dann nicht für den Rest seines Lebens fragen, ob er wenigstens zum Teil verantwortlich war für ihre schreckliche Entscheidung? Und war es am Ende genau das, was sie mit dem knappen Abschiedsbrief hatte bezwecken wollen? Hatte sie ihn ganz bewusst mit nie endender Ungewissheit quälen wollen?

„Hallo. Ich hoffe, ich störe nicht.“

Jon blickte auf und schaute in Taras schmales Gesicht, das wie immer eine gewisse Grundnervosität ausstrahlte. Ihr Aufnahmegerät hatte die Journalistin unter dem Arm geklemmt.

„Ach was, nein“, sagte Jon und versuchte sich an einem freundlichen Lächeln, das heute aber einfach nicht gelingen wollte. „Willst du mich wegen Alena befragen? Also, wegen der anderen Alena, meine ich?“

Tara nickte. „Ich habe erst gerade beim Essen davon gehört. Du hast mir gestern gar nichts davon gesagt, dass du hier eine Bekannte getroffen hast.“

Dem Kloß, der schon seit dem Morgen in Jons Hals steckte, schien ein weiterer Kloß zu wachsen, als er dem aufmerksamen Blick der Journalistin begegnete. Es hatte ihm eigentlich klar sein müssen, dass so eine Nachfrage von ihr kommen würde, aber darauf vorbereitet war er trotzdem nicht.

„Stimmt, tut mir leid“, sagte er. „Ich wusste ja nicht, dass es nochmal wichtig werden würde. Zu der Zeit hatte ich eben nur diese Sache mit der zerkratzten Tür im Kopf.“

Das war eine dreiste Lüge, und in Jons Kopf drehte sich alles, als er begriff, dass sie sofort auffliegen würde, sobald Tara mit jemandem von der Besatzung darüber sprach. Clemens hatten sie ja ganz wahrheitsgemäß erzählt, dass Jon den Brief schon am gestrigen Morgen in Alenas Zimmer gefunden hatte.

„Macht nichts“, erwiderte Tara. „Aber könntest du mir dann bitte jetzt alles erzählen, was du darüber weißt? Wenn du... also, wenn das gerade für dich okay ist? Du wirst ja sicher den Kopf ganz schön voll haben im Augenblick.“

„Gleich hier?“, fragte Jon. Es war natürlich absolut nicht okay für ihn, aber wenn er das Gespräch ablehnte, dann machte er sich womöglich verdächtig.

„Hier ist es zu laut“, sagte Tara und deutete mit der rechten Hand auf das Aufnahmegerät unter ihrem anderen Arm. „Hm... und in die Kabinen können wir ja auch nicht.“

„Was ist mit dem Empfangsraum?“, schlug Jon vor. „Ist es da ruhig genug?“

„Kommt drauf an wie voll es ist. Aber vielleicht finden wir eine stille Ecke.“

„Gut, dann lass uns mal nachschauen.“

„Na, dann komm ich doch gleich mit euch“, verkündete Nebis und wischte sich den milchigen Mund mit einer schon arg überstrapazierten Serviette ab. „Ist auch keine gute Idee, Samantha zu lange warten zu lassen, soviel kann ich euch sagen. Übrigens waren das ganz hervorragende Fragen vorhin, Respekt.“

Nebis tätschelte Tara gütig lächelnd den Rücken, drang dabei aber nach Jons Auffassung schon bedenklich weit nach unten vor. Wenn Sheryl hier wäre, dann hätte er jedenfalls gewusst, wie ihr Kommentar dazu gelautet hätte. Tara ging mit zittrigem Lächeln darüber hinweg und wartete, bis sich Jon und Nebis vom Tisch erhoben hatten. Gemeinsam verließen sie

den Speisesaal und gingen in Richtung Treppe. Während Nebis über Einzelheiten der Befragung schwadronierte, die Tara offenbar nach dem Frühstück mit ihm geführt hatte, versuchte Jon verzweifelt, sich eine Strategie für das anstehende Gespräch zu überlegen. Aber ließ sich da wirklich noch etwas retten? Über kurz oder lang würde Tara sowieso herausfinden, dass er während der Befragung schon von Alenas Verschwinden gewusst hatte, und dann musste sie ihn ja zwangsläufig mit argwöhnischeren Augen betrachten. Vielleicht war es besser, direkt mit offenen Karten zu spielen. Der Drang, mit allen Lügen endlich aufzuräumen, egal welche Konsequenzen dann auch auf ihn warten mochten, war so groß wie nie zuvor, während sie zu dritt die Treppe hinab gingen. Als sie jedoch den Empfangsraum betraten, da waren alle Überlegungen hinfällig.

Der Anblick ließ Jon erstarren. Neben ihm entfuhr der Journalistin ein erstickter Japser.

Richard und drei andere Männer der Schiffsbesatzung standen mit bleichen Gesichtern vor der Theke, an die sich eine völlig aufgelöste Samantha lehnte. Der Boden war übersät mit Glasscherben und zerbrochenen Krügen, deren Inhalt große dunkle Flecken auf dem blauen Teppichboden hinterlassen hatte. Unmittelbar vor dem Ausschankbereich nahmen die Flecken allerdings eine andere Farbe an. Kleine rote Rinnsale flossen von der Theke hinab, auf der sich eine große Blutlache unter einem reglosen Körper gebildet hatte. Es war die Leiche einer Frau, die mit dem zerfetzten Rücken nach oben und ausgestreckten Armen über der Thekenplatte hing. Aus dem aufgerissenen Hinterkopf der Frau tropfte zähflüssiges Blut zu Boden. Den halb gelösten Knoten in ihrem Haar hatte es bereits rot gefärbt.

Nebis' Hände tasteten Halt suchend nach dem Treppengeländer.

„Lavina...?“

Harry hatte sich auch beim dritten Mal noch nicht an das Gefühl gewöhnt, das ihn erfasste, sobald er sich mit dem Netz verband. Obwohl er inzwischen wusste, dass er sich jederzeit wieder davon lösen konnte,

fühlte er sich auch diesmal wieder wie eine Wanze in der Falle, als seine Hand mit den blau aufglühenden Fäden verwuchs. Er ließ das Gefühl des Ausgeliefertseins kurz zu und es verschwand wieder, während das Gewölbe zu leuchtendem Leben erwachte.

„Hallo?“, rief Harry in den menschenleeren Raum hinein. „Ist jemand von euch da?“

Ein paar Sekunden lang geschah nichts, dann wuchs eine glühende Gestalt vor ihm aus dem Netz.

„Ah, du bist es wieder“, sagte die Stimme mit dem varantischen Akzent.

„Und, hat alles geklappt mit deiner Torte? Du siehst ein bisschen... mitgenommen aus.“

„Kann schon sein“, gab Harry zu. Am Morgen hatte er tatsächlich für ein paar Minuten geglaubt, überhaupt nicht mehr von seinem Schlafplatz zwischen den Mehlsäcken hochzukommen, so sehr hatten alle seine lädierten Knochen und Gelenke geschmerzt. In seinem Gesicht musste nach dem Besuch des Schlägers auch so einiges aufgequollen sein, jedenfalls fühlte es sich jedes Mal sehr danach an, wenn Harry eine kurze Berührung wagte. Zum Glück gab es keinen Spiegel in der Konditorei – ihm reichten schon die verschwommenen Spiegelbilder, die er manchmal beim Blick auf einen Teller oder ein Kuchenmesser sah. Nachdem er aber erst einmal wieder auf die Beine gekommen war, da war es ihm selten so leicht gefallen, seine Schmerzen zu vergessen. Mit den übrig gebliebenen Zutaten hatte er in Windeseile zwei mittelgroße Torten und ein ganzes Dutzend kleiner Törtchen gebacken, die jetzt auf der Theke auslagen. Ein paar der Törtchen hatte er sogar schon verkauft, und auch den ersten richtigen Auftrag für einen Geschäftspartner des Barons hatte er entgegengenommen. Am Abend würde er wie gewünscht fünfzig Stängel Sumpfkraut vom Milchbauern Kurt abholen, verpackt in fünfundzwanzig Paketen Butter. Darüber war er nicht nur deshalb begeistert, weil es ihm die Gelegenheit gab, den Baron mit einer gelungenen Lieferung zu besänftigen, sondern auch, weil er danach endlich mit Butter backen konnte. Ein paar Münzen hatte er sich durch die Törtchen auch schon verdient, da würde er heute Abend vielleicht

sogar auf dem Markt einkaufen gehen können. Dann musste er sich nur noch ein paar neue Rezepte aus dem Netz besorgen, und die Konditorei würde bald wieder so laufen wie es die Kunden gewohnt waren.

„Die Torte ist auf jeden Fall sehr gut geworden“, berichtete Harry.

„Deswegen bin ich auch hier. Ich wollte mich einfach mal bedanken.

Ohne dich und die anderen wäre ich jetzt vielleicht schon tot. Und wenn nicht schon jetzt, dann wär ich's garantiert in den nächsten Tagen.“

„Tot?“, wiederholte die leuchtende Gestalt. „Das muss ja eine gehörig wichtige Torte gewesen sein.“

„Das war sie, auf jeden Fall. Also, ja, danke. Ich meine, ihr habt mir das Leben gerettet und ich kenne nicht mal eure Namen.“

„Das können wir ja ändern. Ich bin Raid.“

„Und ich bin Harry“, stellte er sich vor. „Also eigentlich Harrison, aber so nett mich keiner.“

Keiner außer dem Baron, dachte Harry. Aber vom Baron wollte er Raid ganz sicher nicht erzählen, ansonsten war sein Leben wohl schon wieder in Gefahr.

„Sind wir beide die einzigen, die gerade mit dem Netz verbunden sind?“, fragte er stattdessen.

„Nein, ganz bestimmt nicht“, erwiderte Raid lachend. „Wenn jemand Neues dazu kommt, dann kann es an einem Ort auch schon mal etwas voller werden, viele sind natürlich neugierig. Normalerweise verteilen wir uns über das Netz und jeder ist an dem Ort, der ihn gerade interessiert. Ich etwa war bis eben noch im Keller eines kleinen Buchladens, vermutlich irgendwo in Nordmar.“

„Vermutlich?“

„Ich habe eben nur den Keller zu Gesicht bekommen.“

Harry runzelte die Stirn. Er hatte immer noch nicht das Gefühl, richtig erfasst zu haben, wie dieses seltsame magische Gebilde funktionierte.

„Das heißt, ihr könnt also an alle Orte reisen, an die sich das Netz ausgebreitet hat?“, schloss er und erntete ein Nicken des blau

leuchtenden Mannes. „Aber wieso müsst ihr das überhaupt? Die Bücher

übers Backen und die Rezepte und so, die konnte ich doch auch einfach so lesen, ohne dass ich mich vom Fleck bewegt habe.“

„Aber nur, weil wir anderen dich mit den Informationen versorgt haben, die wir in den verschiedensten Ausläufern des Netzes zusammengesammelt haben“, erklärte Raid. „Um das Netz auf eigene Faust zu erforschen, muss man es schon selbst bereisen. Für mich persönlich ist das auch gerade das Spannende daran. Niemand weiß, wohin genau sich das Netz ausgebreitet hat, und jeder Faden kann zu einem neuen Ort und neuem Wissen führen.“

„Wie soll das funktionieren? Also, mal angenommen, ich möchte ein neues Backrezept finden, für... sagen wir mal, einen Kuchen aus Butter, Roggenmehl, Sirup und Morgentau. Und...“

Er überlegte, was er sich für seine paar Münzen wohl vom Marktplatz kaufen wollte.

„...und mit einer Prise Zimt.“

Zimt war gut. Es war ja schließlich Winter, da wollten die Leute Kuchen mit Zimt. Harry wunderte sich selbst darüber, aber er dachte schon wie ein richtiger Konditor.

„Also, was müsste ich dann machen, um so ein Rezept zu finden? Ich kann doch nicht einfach sämtliche Fäden... ablaufen... oder wie auch immer das geht.“

„Das ist das Faszinierende am Netz“, sagte Raid. „Wenn du dich entspannst und deiner Intuition folgst, dann führt es dich wie von selbst an dein Ziel.“

„Das heißt, ich denke an so ein Rezept, und dann finde ich es auch?“

„Es erfordert natürlich ein wenig Übung“, gab der Varantiner zu. „Und womöglich ist es auch nicht immer *exakt* das, wonach du gesucht hast. Aber es wird in den allermeisten Fällen etwas von Interesse sein, und häufig wird es dich auf ganz neue Ideen bringen. Am besten probierst du es gleich einfach mal aus. Es ist besser, das Netz selbst zu erleben als es nur erklärt zu bekommen.“

Harry zögerte.

„Ich weiß nicht, ob ich gerade die Zeit dafür habe.“

Sheryl hatte den Laden auch immer für eine zweistündige Mittagspause zugemacht, weswegen er nicht gezögert hatte, es ihr gleichzutun, aber hier unten ging ihm schnell jegliches Zeitgefühl verloren. Er wollte auf keinen Fall riskieren, eine Lieferung zu verpassen.

„Es geht ganz schnell“, versprach Raid. „Und du kannst ja auch jederzeit zurück. Den Ort, an dem du dich mit dem Netz verbunden hast, findest du immer wieder, da brauchst du keine Sorgen haben.“

„Und... mein Körper bleibt die ganze Zeit hier? Ich bin dann auch so eine Leuchtgestalt?“

„Ich sehe, du hast das Wichtigste eigentlich schon verstanden. Das einzige, was du jetzt noch lernen musst, ist dich auf das Netz einzulassen, dich zu entspannen und deiner Intuition zu folgen.“

„Nee meinst du das klappt?“ Wenn er aufgeregter war, fiel Harry immer in den Vengarder Hafendialekt, den seine Eltern gesprochen hatten – und im Augenblick raste sein Puls gewaltig angesichts der gleichermaßen verheißungsvollen wie beängstigenden Vorstellung, den eigenen Körper hinter sich zu lassen.

„Nee meinst du das klappt“, ahmte Raid seinen Dialekt mit hörbarem Schmunzeln in der Stimme nach. „Komm, versuch es einfach mal.“

Er hatte nicht das Gefühl, sich gerade besonders gut entspannen zu können, aber es klang zu aufregend, um es nicht auszuprobieren. Harry atmete tief durch, schloss die Augen und versuchte sich auf das Rezept zu konzentrieren, das ihm vorschwebte. Vor seinem inneren Auge erschienen nacheinander der Sack mit Roggenmehl, ein großes Stück guter Butter, ein paar Tropfen Weißdornbuchensirup, ein zerquetschter Morgentaupilz. Und dann der Zimt, eine schöne duftende Prise Zimt. Ein seltenes Glücksgefühl entfaltete sich in ihm, als er begriff, dass er sich noch an den Geruch von Zimt erinnerte. Und nicht nur das, der Geruch war so intensiv in seinem Kopf, als ob er seine Nase in einen ganzen Bottich voller Zimt gehalten hätte – seine alte Nase, die noch richtig riechen konnte. Der Geruch füllte noch immer seinen Kopf aus, als er plötzlich ein stärker werdendes Ziehen an der Hand wahrnahm, mit der er das Netz berührte. Einem ersten Instinkt folgend

versuchte er sich dagegen zu wehren, aber dann begriff er, dass er genau das vermutlich nicht tun durfte. Harry gab seinen Widerstand auf und die ganze Welt fiel aus den Angeln.

Die Bücherregale standen auf dem Kopf, waren schon nicht mehr da, abgelöst von blau glimmender Dunkelheit – ein Spalt im Fels, eine Treppe, drei Karten spielende Orks – tropfende Säulen aus weißem Kalk, ein See in der Finsternis – ein Ausblick von weit oben, hinab auf eine gelbe Wüste – ein leerer Kessel in einer Hütte aus Holz mit Blick hinaus in einen dichten Wald.

Harry wollte nach Luft schnappen, aber ihm fehlte der Körper dazu. Als er an sich herabschaute, da sah er nichts als gleißend blaues Leuchten, grob aufgeteilt in Arme, Beine, Körper und Kopf. Vorsichtig hob er Arme und Füße an und begriff rasch, dass sein neuer Lichtkörper nicht anders funktionierte als sein gewohnter. Erst nach einigen Sekunden wurde ihm bewusst, was so fundamental anders war an diesem neuen Körper: Die Schmerzen fehlten. Nichts tat weh, keine Nase, kein Ohr, kein Hinterkopf, nichts. Keine Nähte, keine Beulen, keine Kruste. Alles war nur Licht und reine, pure Anwesenheit.

Harry brauchte eine Weile, bevor er sich daran einigermaßen gewöhnt hatte und damit begann, sich im Raum umzusehen. Die kleine Holzhütte, in der er schwebte, war mit allerlei rustikalen Möbeln vollgestellt, darunter auch ein alter Schrank, unter dem das Netz hervorgekrochen kam. Es hatte sich über den halben Boden ausgebreitet und dann einen Tisch hinauf, wo es einen handbeschriebenen Zettel eingesponnen hatte. Fasziniert schwebte Harry ein wenig im Raum herum, spürte aber schnell, dass ihn eine unsichtbare Hand zum Netz zurückzog, sobald er sich zu weit von ihm entfernte. Er wandte sich daher dem Zettel zu, der aber unter dem blau glühenden Netz gar nicht zu entziffern war. Für einen kurzen Moment schaute Harry ihn etwas ratlos an, dann begriff er, dass es nicht der Anblick des Zettels war, den er benötigte. Es war sein Inhalt.

Er konzentrierte sich auf den Zettel und saugte seinen Inhalt in sich auf.

„Ich dachte schon, du willst gar nicht mehr zurückkommen.“

Harry kniff die Augen zusammen, übermannt von der plötzlich auf ihn einstürzenden Last seines alten Körpers.

„Alles in Ordnung?“, erkundigte sich Raid. „Du hast es ein bisschen übertrieben für das erste Mal, kann das sein?“

„Ich... ich...“ Harry bekam einen Hustenanfall und brauchte ein paar Sekunden, bis er sich in seiner Haut wieder halbwegs zuhause fühlte.

„Ich habe ein hervorragendes Zimtkuchenrezept gefunden, und – und dann ein Rezept für Butterzimtteilchen, und – ein großes Rezeptbuch voller Zimtsternrezepte und dann habe ich Marie getroffen und wir haben Rezepte ausgetauscht und...“

Harry konnte sich gerade noch rechtzeitig auf den kalten Fliesenboden setzen, bevor ihn der plötzliche Schwindel umfallen ließ. Er hatte das Gefühl, dass sein Kopf all das neu gewonnene Wissen erst einmal verarbeiten musste und sich dabei ein bisschen überfordert fühlte.

„Ach, das ist ja ein Zufall, dass du Marie getroffen hast“, sagte Raid.

„Hat sie dir von ihrer Bäckerei in Silden erzählt?“

„Ja, hat sie“, bestätigte Harry. „Und sie hat mir ein paar Zimtsternrezepte mitgegeben.“

„Du Glückspilz“, sagte Raid. „Ihre Zimtsternrezepte sind die besten. Allerdings... ich bin mir gar nicht sicher, ob das wirklich etwas mit Glück zu hat. Vielleicht...“

Harry hob den Kopf zu ihm, musste aber gleich wieder die Augen zukneifen, weil ihn Raids Leuchten zu sehr blendete.

„Was meinst du?“

„Du hast nach Backrezepten mit Zimt gesucht, oder?“, vergewisserte sich Raid. „Da konntest du auf keine bessere Person als Marie treffen. Aber das hast du eigentlich nicht wissen können. Es ist fast so, als hättest du ihr Wissen erspürt... aber dem Wissen anderer Menschen im Netz nachspüren, das können nur die wenigsten von uns. Und keiner von ihnen hat es so früh geschafft. Vielleicht bist du ein Naturtalent.“

„Keine Ahnung“, sagte Harry und zuckte mit den Schultern, die es ihm

mit einem schmerzhaften Knacken dankten. „Aber ich bin schon ganz gut darin, Sachen zu finden, das stimmt.“

„Ich würde dir trotzdem empfehlen, eine kleine Pause vom Netz einzulegen“, riet ihm Raid. „Du willst deinen Körper ja nicht überfordern. Unter uns gesagt, er sieht sowieso schon danach aus, als müsste er einiges mitmachen. Aber du willst ja jetzt sicher ohnehin erst mal deine neuen Rezepte ausprobieren, nehm ich an?“

„Auf jeden Fall“, sagte Harry. Er war ganz begierig darauf, wieder hoch in die Konditorei zu gehen und –

Die Konditorei!

„Raid?“, fragte er erschrocken. „Wie lange war ich eigentlich weg?“

„Schwer zu sagen. Weißt du, ich bin ein alter Mann, da interessiert mich die Uhrzeit nicht mehr so wie früher. Außerdem war ich ja selbst beschäftigt, du hast hier eine Menge wirklich spannender Bücher herumliegen! Aber eine Stunde war’s bestimmt, würde ich sagen.“

„Eine Stunde?“, entfuhr es Harry. „Dann – dann muss ich sofort los! Danke nochmal für alles, und bis später!“

„Klar, mach’s gut, Harry!“

Diesmal schaffte er es nur mühsam, die nötige Entspannung aufzubringen, um sich wieder vom Netz zu lösen. Im Prinzip hatte es aber gar nicht so viel mit tatsächlicher Entspannung zu tun – es war mehr wie ein Schalter im Kopf, den man finden und betätigen musste. Als Harry den Schalter endlich betätigt hatte und das Netz um ihn herum erlosch, da zögerte er nicht mehr lange und eilte zurück zur Leiter. Mittlerweile hatte er es ganz gut raus, auf die richtigen Stellen an den Sprossen zu treten, aber er zwang sich trotz aller Eile dazu, bei jeder Bewegung ganz genau hinzuschauen – denn wer wusste schon, ob er einen weiteren Sturz überleben würde?

Oben angekommen hechtete Harry aus dem dunklen Nebenraum in den tagshell erleuchteten Verkaufsraum und warf einen bangen Blick durchs Fenster. Zu seiner Erleichterung stand die Sonne noch hoch am Himmel. Er hatte seine Mittagspausenzeit zwar ausgereizt, aber mit ein bisschen Glück nicht überschritten. Beruhigt ging Harry zur Eingangstür, um sie

aufzuschließen und das Ladenschild umzudrehen, als ihm schon wieder das Herz in die Hose rutschte. Durch das kleine Glasfenster in der Tür sah er die Gesichter zweier Männer, die versuchten, Blicke in das Innere zu erhaschen.

Harry stürmte voran, drehte den Schlüssel im Schloss und riss die Tür auf.

„E- Entschuldigt bitte die Wartezeit!“, stammelte er und bat die beiden Männer herein. „Ich wollte auf keinen Fall...“

Erst jetzt bemerkte er, dass die Männer überhaupt keine Siegelringe trugen, wovon er wie selbstverständlich ausgegangen war. Normale Kunden, begriff er. Ganz normale Kunden.

„Das bisschen Warten macht uns gar nichts aus“, sagte der größere der beiden Männer. Beide waren schon etwas älter und hatten speckige Gesichter mit grauen Kurzhaarfrisuren.

„Wir haben ja sogar damit gerechnet“, fügte der zweite hinzu.

„Ah, ja, natürlich“, sagte Harry und eilte hinter den Tresen. „Wir machen jeden Tag um diese Zeit Mittagspause. Ich wollte euch nur trotzdem nicht unnötig warten lassen. Also, äh, welche Torte darf es denn sein?“ Der Größere lächelte und machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Wir sind doch nicht wegen der Torte hier.“

„Nicht?“ Harrys Nackenhaare stellten sich auf. Waren sie am Ende etwa doch Handlanger des Barons? Wie Schläger sahen sie eigentlich nicht aus, aber da konnte man sich natürlich auch täuschen.

„Vielleicht sollten wir uns erst einmal vorstellen“, sagte der Größere.

„Ich bin Vinton, und das ist mein Kollege Crocker.“

„Wir sind am königlichen Institut für Magitechik hier in Vengard tätig.“ In Harry regten sich neue Befürchtungen, als er das hörte. Hatten sie etwa irgendwie Wind von den alten Büchern im Kellergewölbe bekommen?

„Wir sind hier, um dich in deine neuen Aufgaben als Netzbetreuer einzuführen“, eröffnete ihm Vinton.

„Als was?“

„Als Netzbetreuer“, wiederholte Crocker. „Mit dem Netz bist du ja vertraut, wie wir festgestellt haben.“

Verdutzt blickte Harry abwechselnd in die freundlichen, aber irgendwie auch etwas distanzierenden Gesichter der beiden älteren Herren. Dass sie vom Netz wussten, das war die eine Sache, aber wie hatten sie ihn so schnell gefunden?

„Ist euer Institut etwa für das Netz verantwortlich?“, äußerte er eine Vermutung. Dass es sich dabei um irgendeine Form von Magitechnologie handelte, kam ihm ganz naheliegend vor, auch wenn er von solchen abgehobenen Sachen nun wirklich keine große Ahnung hatte.

„Exakt“, bestätigte Vinton. „Das Netz ist das neue große Projekt an unserem Institut, und das zweifellos bislang bedeutsamste. Du hast ja selbst erlebt, welche neue Welt es uns eröffnet. Es ist nicht nur eine brillante neue Art der Verständigung, es ist auch ein nie dagewesenes Mittel, um Menschen und ihr Wissen auf der ganzen Welt zusammenzubringen und dabei in Sekundenschnelle Tausende von Meilen zu überbrücken – blitzschnell und gefahrlos.“

„Es ist schon nicht schlecht“, sagte Harry. „Aber wieso redet niemand darüber? Ich bin ja durch reinen Zufall drauf gestoßen.“

„Unser Plan ist es natürlich, das Netz allen Menschen unseres Kontinents und darüber hinaus zugänglich zu machen“, berichtete Crocker.

„Allerdings können wir das nicht von jetzt auf gleich tun. Es ist nicht absehbar, welche Folgen es hätte, wenn sich die gesamte Welt auf einen Schlag miteinander verbinden würde – für uns Menschen, aber auch für das Netz selbst. Wir lassen es stattdessen langsam wachsen und beobachten dabei, wie sich mehr und mehr Menschen mit ihm verbinden. Menschen wie du, die es ganz zufällig im Alltag entdecken.“

„Wir studieren die Reaktionen dieser Menschen beim ersten Kontakt mit dem Netz und lernen dabei sehr viel darüber, wie es angenommen wird, welche Herausforderungen bestehen und welche Erwartungen an das Netz gestellt werden. Du, Harry, hast sehr schnell ganz erstaunliche Fortschritte im Umgang mit dem Netz gemacht.“

„Als wir gesehen haben, wie du schon beim ersten Versuch das richtige Kuchenrezept gefunden hast, da war uns klar, dass du der beste Kandidat für das Amt des Netzbetreuers hier in Vengard bist.“

„Ja, also... danke“, sagte Harry, der noch nicht wusste, ob er sich über die Komplimente nun freuen sollte. Über ein gewisses Misstrauen kam er im Moment noch nicht so recht hinweg. „Aber was genau soll das denn sein, so ein Netzbetreuer?“

„Das Netz ist in der letzten Zeit bereits gewaltig gewachsen“, erklärte Vinton. „Natürlich soll es das auch, aber es bedeutet gleichzeitig, dass wir beide und unsere Mitarbeiter am Institut es nicht länger allein überblicken können. Wir sind außerdem mit der Weiterentwicklung des Netzes an sich derart ausgelastet, dass wir uns nicht immer so intensiv mit den Menschen befassen können, die mit ihm verbunden sind, wie es eigentlich nötig wäre.“

„Und an dieser Stelle kommst du als Netzbetreuer ins Spiel.“ Crocker deutete mit dem Zeigefinger auf Harry, und er fühlte sich irgendwie bedroht. „Deine Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, dass es den Leuten im Netz gut geht und dass das Netz trotz seiner Größe weiterhin gut benutzbar bleibt.“

„Du kannst zum Beispiel Hilfestellungen in Form von Listen anlegen, die das Wissen des Netzes in bestimmten Bereichen sortieren“, schlug Vinton vor. „Auch wenn das Netz intuitiv erfassbar ist, so erleichtern solche Listen die Informationsbeschaffung sehr. Auf kurz oder lang werden sie wohl unverzichtbar sein.“

„Listen anlegen?“, hakte Harry irritiert nach. „Wie soll das denn überhaupt gehen?“

„Na, du schreibst eine Liste auf ein Blatt Papier und klebst es ans Netz.“ Crocker zog die Augenbrauen hoch und hob lächelnd beide Hände.

„Ganz einfach, wie du siehst!“

„Am wichtigsten ist es aber, dass du mit den Leuten redest“, sagte Vinton. „Sie sollen sich im Netz nicht allein gelassen fühlen. Und wenn irgendein Problem besteht, dann solltest du ihm nachgehen.“

„Vielleicht müssen wir dann irgendwann ran. Vielleicht kannst du es aber auch selbst lösen.“

„Auf jeden Fall ist es gut für die Leute im Netz, wenn sie sich an jemanden wenden können.“

„Du siehst also, deine neue Rolle als Netzbetreuer ist eine durchaus entscheidende für den Erfolg unseres Projekts.“

„Wir haben aber großes Vertrauen in dich. Als wir dich vorhin im Netz erlebt haben, da stand unsere Entscheidung fest.“

„Wie du die Zimtsternrezepte aufgestöbert hast, die im privaten Wissen einer mit dem Netz verbundenen Person versteckt waren, das war schon sehr beeindruckend.“

„Das war der entscheidende Moment, ja. Da war uns klar, dass wir den neuen Netzbetreuer vor uns haben.“

„Wir sind sofort vom Institut hierher gekommen, um dich darüber zu informieren.“

„Das war auch eine gute Gelegenheit, um zu überprüfen, ob unsere Aufzeichnungen stimmen, denen zufolge die alte Bibliothek der Wassermagier heute genau unter dieser Konditorei hier liegt.“

„Ein faszinierender Ort. Ohne das Netz wären wir womöglich nie darauf gestoßen.“

„Und damit auch nicht auf dich. Aber dank des Netzes sind alle Fäden wunderbar zusammengelaufen und wir dürfen dich als unseren neuen Netzbetreuer begrüßen.“

„So ist es. Und mach dir keine Sorgen, du wirst das hervorragend machen.“

„Mo- Moment mal!“, unterbrach Harry den Redeschwall der beiden Wissenschaftler. „Es ist ja wirklich nett, dass ihr mich für geeignet dafür haltet, und das Netz hat mir auch schon sehr geholfen, aber... ich habe doch überhaupt keine Zeit für sowas. Ich meine, ich arbeite ja als Lehrling hier in der Konditorei, und im Moment muss ich den Laden auch ganz alleine schmeißen. Da kann ich doch nicht ständig im Netz sein.“

„Allzu lange solltest du ohnehin nicht im Netz sein“, erwiderte Vinton.

„Dein Körper könnte das viele neue Wissen sonst womöglich nicht verarbeiten. Wenn du dich ein paar Mal am Tag mit dem Netz verbindest und nach dem Rechten siehst, dann genügt das vollkommen.“

„Die Hauptsache ist, dass die Menschen jemanden haben, an den sie sich wenden können“, ergänzte Crocker.

„Und das soll ausgerechnet ich sein? Ich meine, ich bin doch noch ganz neu dabei... ich glaube ja nicht, dass sich die Leute ausgerechnet an mich wenden wollen.“

Vinton lächelte ihn aufmunternd an. „Das werden sie schon, sobald sie hören, dass du der neue Netzbetreuer bist. Mach dir darüber mal keine Gedanken.“

„Du hast doch Menschen im Netz getroffen, die dir geholfen haben, oder nicht? Am besten fängst du einfach damit an, genau diesen Menschen bei ihren eigenen Problemen im Netz zu helfen.“

„Das ist ein ganz hervorragender Vorschlag, Crocker. Genau das solltest du tun. Hilf denen, die dir helfen.“

„Das ist der Geist des Netzes.“

„Also, ich...“ Harry fühlte sich zunehmend unbehaglicher, so energisch wie die beiden Männer auf ihn einredeten. Er hatte nicht den Eindruck, dass sie die Möglichkeit, dass er ablehnen könnte, dabei überhaupt in Betracht zogen. „Ich weiß nicht, ob...“

„Es gibt übrigens auch eine kleine Aufwandsentschädigung“, sagte Crocker, „in Höhe von fünfzig Goldstücken am Tag.“

Harry starrte entgeistert in die erwartungsvollen Gesichter der beiden Forscher.

„Wieso habt ihr das nicht gleich gesagt?“

Draußen hinter dem kleinen runden Fenster hatte sich die See beruhigt. Fast wie versteinert wirkte die Wasseroberfläche in diesem Moment, als ob sie die gleiche Schockstarre ereilt hätte wie die Passagiere an Bord der *Omnipotencia*.

Jon erinnerte sich mit Grausen zurück an die Minuten, die sie fassungslos neben Lavinas Leiche verbracht hatten. Das Bordpersonal war mit der Situation ganz offensichtlich heillos überfordert gewesen, und erst als immer mehr Reisegäste vom Speisesaal heruntergekommen und gesehen hatten, was geschehen war, hatte man den Empfangsraum abgeriegelt und sie alle wieder in den Speisesaal zurückgeschickt. Dort hatte sich die Nachricht vom Mord an einer Mitreisenden natürlich in kürzester Zeit herumgesprochen, und es war sofort eine gewaltige Unruhe ausgebrochen. Vielen Gesichtern war die Panik deutlich anzusehen gewesen, und ein älterer Mann war sogar in Ohnmacht gefallen. Die anderen an seinem Tisch hatten ihm mit Servietten Luft zugefächelt, bis er irgendwann wieder aufgewacht war. Eine gute Stunde lang hatte man sie alle alleine gelassen, während die stickige Luft und die angstvollen Blicke zunehmend unerträglicher geworden waren, bis Pascal irgendwann verkündet hatte, dass die anderen Decks nun wieder zugänglich waren. Jon und Tara hatten sich nicht lange bitten lassen und waren hoch zu Jons und Sheryls Kabine gegangen, wo Sheryl sie bereits erwartete.

„Na endlich!“, rief sie, als sie in den Raum traten, und fiel Jon um den Hals. „Ich hab mir schon Sorgen gemacht!“

Eine kleine Last fiel von Jon ab, als er seine Kusine drückte. Ein Bediensteter hatte ihnen zwar versichert, dass sie wohlbehalten in ihrer Kabine war, aber Jon hatte trotzdem nicht anders gekonnt, als sich das Schlimmste auszumalen.

„Wir haben im Speisesaal festgesessen“, sagte Jon. „Warst du die ganze Zeit hier?“

Sheryl nickte. „Zuerst hat mich dieser Typ vom Personal über Alena ausgefragt, weißt du ja. Aber dann kam ein anderer rein und die beiden haben miteinander getuschelt, und dann meinten sie, dass ich die Tür zuschließen und auf keinen Fall die Kabine verlassen soll. Und das hab ich dann auch so gemacht. Aber was ist denn eigentlich los?“

„Du weißt es noch gar nicht?“, begriff Jon.

„Was weiß ich nicht? Ich war doch die ganze Zeit hier drin!“

„Lavina, sie...“

„Sie ist tot“, brachte Tara den Satz zu Ende. Mit zittrigen Händen stellte sie ihr Aufnahmegerät auf dem Tisch ab und setzte sich auf einen der beiden Stühle. „Ermordet.“

„W- was? Aber, wer...?“

„Das weiß wohl niemand außer der Mörder selbst“, sagte Jon und nahm auf dem zweiten Stuhl Platz. „Wir haben sie auf der Theke im Empfangsraum gefunden. Anscheinend hat sie jemand von hinten mit einem Messer oder einem Schwert erstochen, aber niemand war dabei, als es passiert ist.“

Jon erschauerte, als er an die vielen blutigen Wunden am Rücken und am Hinterkopf der Leiche zurückdachte. Der Mörder musste wie ein Wahnsinniger auf sie eingestochen haben.

„Wir... wir haben doch am Morgen erst noch mit ihr gesprochen, und da war sie noch ganz... ganz lebendig...“ Sheryl riss die Schranktür auf, nahm eine Flasche Moleratbrause heraus und öffnete sie, um einen tiefen Schluck zu nehmen. „Meinst du, das... das war der gleiche, der unsere Tür zerkratzt hat? Hatte Lavina auch solche Kratzer am Rücken?“

„Schwer zu sagen, es war alles so...“ Jon schluckte. „Blutig. Für mich sah es eher nach Stichen aus, aber ich bin auch kein Experte. Aber ich glaube kaum, dass all diese merkwürdigen Geschehnisse auf dem Schiff überhaupt nichts miteinander zu tun haben. Die Kratzer an den Türen, der Mord an Lavina, Alenas Verschwinden... ich wette, das hängt alles irgendwie zusammen.“

„Dann meinst du, Alena hat sich gar nicht umgebracht? Der Mörder hat sie auch...?“

„Ein vorgetäuschter Selbstmord wäre nicht der schlechteste Plan, um einen Mord zu vertuschen“, sagte Jon. „Vielleicht hat er Alena mit vorgehaltenem Messer dazu gezwungen, den Abschiedsbrief zu schreiben – das würde sogar erklären, wieso er so kurz ist: Weil der Mörder nicht riskieren wollte, dabei entdeckt zu werden.“

„Und dann hat er Alena umgebracht und ins Meer geschmissen?“, brachte Sheryl den Gedankengang zu Ende. „Das müsste dann aber ein

sehr kräftiger Mörder sein, wenn er sie vom Aussichtsdeck über die Reling bis ins Wasser werfen konnte.“

„Oder er hatte den Schlüssel für den Nachtzugang zum Oberdeck. Von dort aus wäre es ganz leicht.“

„Aber das hieße ja, dass einer vom Personal der Mörder wäre“, schlussfolgerte Sheryl mit bangem Blick. „Das... wäre aber gar nicht gut.“

„Wir können uns jedenfalls nicht darauf verlassen, dass die Leute von der Besatzung den Mörder für uns finden. Die scheinen sowieso nicht richtig zu wissen was sie tun, eine Spur von Alena haben sie ja auch nicht gefunden. Und wenn einer von ihnen auch noch der Mörder ist, dann kann er die Untersuchungen womöglich auch noch von innen heraus sabotieren.“

„Jon, du willst damit jetzt aber nicht sagen, dass *wir* nach dem Mörder suchen sollen, oder?“, fragte Sheryl mit großen Augen.

„Wieso denn nicht?“, gab Jon zurück. „Sollen wir etwa nichts tun und abwarten, bis uns der Mörder auch erwischt?“

„Nein, aber... ich meine, die können doch jetzt auch nicht einfach weitermachen mit der Kreuzfahrt. Bestimmt dreht das Schiff bald um. Im Reiseplan steht doch auch, dass die ganze Rückfahrt an einem einzigen Tag stattfinden soll, oder? Dann kann das Schiff bestimmt noch viel schneller fahren als jetzt, und wir sind bald wieder zuhause in Vengard.“

„Kann sein“, sagte Jon. „Aber vor morgen früh wären wir dann bestimmt noch nicht zurück, selbst wenn das Schiff jetzt gleich schon umdreht. Außerdem geht es doch nicht nur ums Überleben – das ist eine Frage der Gerechtigkeit. Und wenn dieser Killer unerkant vom Schiff geht, dann wird er vielleicht auch in Zukunft wieder morden. Das können wir doch nicht zulassen!“

Sheryl nahm einen weiteren Schluck Moleratbrause. „Jetzt klingst du wieder genau wie dein Papa.“

„Ja, der würde das Gleiche sagen, wenn er hier wäre“, glaubte Jon. „Er ist aber nicht hier, also müssen wir die Sache selbst in die Hand nehmen. Nicht nur für uns, sondern für alle anderen Menschen auf diesem Schiff.“

Was sagst du denn dazu, Tara? Ein aufgeklärter Mordfall, das wäre doch perfekt für deine Reportage.“

Tara wirkte etwas eingeschüchtert, wie sie mit eng zusammengedrückten Beinen und eingezogenem Kopf vor ihnen auf dem Stuhl saß. Jon war erst jetzt richtig aufgefallen, dass sie die ganze Zeit nichts gesagt hatte. „Ich glaube, du hast recht, Jon. Wir... wir müssen auf jeden Fall etwas unternehmen. Nicht wegen meiner Reportage, sondern weil es einfach das Richtige ist.“ Mit zitternden Händen fummelte sie an dem hellbraunen Haarband herum, das ihren Pferdeschwanz zusammenhielt. „Es ist nur... ihr wisst doch, dass das meine erste Reportage ist, und ich glaube, die Sache ist vielleicht einfach eine Nummer zu groß für mich. Ihr habt doch bestimmt gemerkt, wie... wie schwer mir schon die normalen Befragungen fallen, und da geht es meistens nur um irgendwelche Belanglosigkeiten. Ich glaube, ich kann einfach nicht so gut mit Menschen, nicht mal wenn es nette Menschen sind. Und jetzt könnte ja sogar jeder, den ich befrage, ein Mörder sein.“

„Ja, das ist schon 'ne gruselige Vorstellung. Aber dass du nicht mit Menschen reden kannst ist doch Quatsch“, fand Sheryl. „Die Befragungen hast du super gemacht. Oder, Jon?“

„Finde ich auch“, sagte Jon. „Ich glaube, du hast einfach zu hohe Ansprüche an dich selbst.“

„Genau das glaub ich auch“, stimmte ihm seine Kusine zu. „Hör einfach auf dir so viele Gedanken zu machen, dann wirst du bestimmt eine super Journalistin!“

„Ihr seid wirklich lieb zu mir“, sagte Tara und lächelte ein bisschen.

„Aber schaut mal, bevor ich nach Vengard gekommen bin, da hab ich immer nur die Kleinanzeigen für den *Kleinen Leuchtturm* in Kap Dun gemacht. Und jetzt gleich so ein Mordfall...“

„Ich glaube, du kannst viel mehr als irgendwelche Kleinanzeigen verwalten“, sprach ihr Jon Mut zu. „Und dein journalistisches Gespür ist jetzt genau das, was wir brauchen. Alleine hätte jeder von uns einen schweren Stand gegen den Mörder, aber wenn wir alle drei zusammen arbeiten, dann können wir ihm auf die Schliche kommen.“

„Ja, und dann sehen wir zu, dass dieser Mistkerl kriegt was er verdient hat!“, rief Sheryl und reckte die Moleratbrauseflasche in die Höhe. Jon war immer wieder erstaunt, wie schnell sie manchmal den Weg von ungläubiger Skepsis hin zu völliger Begeisterung zurücklegen konnte. „Du meinst, wir werden ihn vorläufig gefangen nehmen und später der Stadtwache von Vengard übergeben, damit ein Gericht über seine Schuld entscheiden kann“, präzisierte Jon.

„Jaja, das meinte ich ja“, sagte Sheryl. „Also, bist du dabei, Tara?“ Die Journalistin atmete einmal tief ein und aus und sagte dann: „Na gut. Versuchen wir es.“

„Super!“, freute sich Sheryl. „Wie fangen wir am besten an?“ Jon kratzte sich am Kopf.

„Ich schlage vor, dass wir uns erst einmal auf den Mord an Lavina konzentrieren. Da haben wir wohl noch die besten Chancen, auf frische Spuren zu stoßen.“

Als er Lavinas Namen aussprach, schwand Sheryls kurzzeitige Aufgedretheit gleich wieder dahin. Jon hatte selbst das Gefühl, noch gar nicht richtig begriffen zu haben, dass Lavina tatsächlich tot war. Jetzt würde er jeden Tag die Blumen im Gerichtsflur gießen müssen, dachte er und schämte sich gleich dafür.

„Vielleicht sollten wir erst mal klären, wann genau Lavina überhaupt getötet wurde“, warf Tara vorsichtig in den Raum. „Vor dem Mittagessen kann es ja eigentlich nicht gewesen sein, oder?“

„Nein, dann wäre die Leiche schon vorher gefunden worden“, stimmte ihr Jon zu. „Vormittags ist der Empfangsraum ja immer gut gefüllt. Da hätte sie der Mörder wahrscheinlich auch vor Publikum umbringen müssen.“

„Also während dem Mittagessen“, schloss Tara. „Dann kommen nur diejenigen als Mörder infrage, die während dieser Zeit nicht im Speisesaal waren.“

„Das wären dann wohl vor allem die Leute vom Bordpersonal“, überlegte Jon. „Außer Pascal, der war ja da und hat eine Ansage wegen der Schließung der oberen Etagen gemacht.“

„Und von den Passagieren?“, fragte Sheryl. „Ist da irgendwer nicht zum Mittagessen gekommen?“

Jon rieb sich angestrengt die Schläfen. Jetzt verfluchte er sich dafür, dass er die meiste Zeit nur auf seinen Teller geguckt hatte.

„Also, Samantha ist ein bisschen früher gegangen. Als wir in den Empfangsraum gekommen sind, da war sie ja auch schon da.“

„Meinst du, sie hätte genug Zeit gehabt, um Lavina zu ermorden?“, erkundigte sich Sheryl aufgeregt.

„Keine Ahnung... vielleicht schon. Aber traust du ihr das wirklich zu?“

Sheryl hob beide Schultern. „Irgendwie schon, oder? Vielleicht hat sie ja Wind davon bekommen, dass Nebis was mit Lavina hat, und da sind ihr die Luntten durchgebrannt und sie hat kurzen Prozess mit ihr gemacht!“ Tara merkte auf. „Hab ich das richtig verstanden? Nebis hatte eine Affäre mit Lavina?“

„Achso, das weißt du ja noch gar nicht“, sagte Sheryl. „Jon und ich, wir waren letzte Nacht zusammen mit Pascal auf dem Aussichtsdeck und haben zufällig mitgekriegt, wie Nebis und Lavina auf dem Balkon vor Lavinas Kabine... naja! Die waren da eben ganz ordentlich zugange, ne?“ „Samantha wirkte schon etwas angefressen beim Mittagessen“, erinnerte sich Jon. „Aber das kann auch bloß gewesen sein, weil sie nicht wollte, dass die Bediensteten ihr Zimmer durchsuchen. Und ein bisschen griesgrämig ist sie ja eigentlich immer.“

Sheryl nickte eifrig. „Eben! Und was meinst du, wie die dann erst drauf ist, wenn sie so *richtig* sauer ist? Hast du nicht erzählt, dass sie damals mal Nebis dazu gezwungen hat, eine der Anwärtnerinnen am Hofgericht rauszuschmeißen? Weil sie spitz gekriegt hatte, dass die beiden was am Laufen hatten?“

„Najaa“, sagte Jon. „Eigentlich war das ja eher das, was du daraus gemacht hast. Das waren alles nur Gerüchte damals. Und selbst wenn, dann war das immer noch kein Mord.“

„Vielleicht konnte sie sich damals noch besser beherrschen“, mutmaßte Sheryl.

„Hm“, machte Tara, die sich in ihrer neuen Rolle als Ermittlerin schon etwas wohler zu fühlen schien. „Wenn Samantha von der Affäre erfahren hat, dann wäre das natürlich schon ein mögliches Motiv. Aber wir sollten auch keine zu voreiligen Schlüsse ziehen. Wer kommt denn sonst noch infrage?“

„Die vier von der Bruderschaft haben auf jeden Fall am Tisch neben der Tür gegessen“, erinnerte sich Jon. „Da könnte natürlich einer schnell mal rausgegangen sein, aber als ich hingeguckt habe, waren eigentlich immer alle vier da.“

Tara nickte. „Ich hatte die ganz gut im Blick die ganze Zeit, da ist niemand gegangen.“

„Das sind natürlich echt komische Typen“, fand Sheryl. „Aber dass die einen Mord begehen würden, glaub ich nicht. Was ist denn mit dem Dicken? Der aus Khorinis, war der da?“

„Ja, den habe ich gesehen“, bestätigte Jon und verkniff sich eine Bemerkung darüber, dass er auch kaum zu übersehen gewesen war.

„Aber die anderen beiden aus Khorinis... das Ehepaar, das die Mützen verteilt hat, ihr wisst schon. Die waren nicht da, oder, Tara?“

„Ich kann mich auch nicht daran erinnern, sie gesehen zu haben.“

„Oh!“, machte Sheryl plötzlich und riss die Augen auf. „Die Frau, diese Jocelyn, die hat sich doch gestern Abend total mit Lavina gezoft! Weißt du noch, Jon?“

Jon nickte. „Am Ende hat sie ihr sogar damit gedroht, dass es noch ein Nachspiel geben würde. Aber ich glaube, das hat sie nur so aus der Wut heraus gesagt.“

„Wahrscheinlich hast du recht.“ Sheryl guckte ein bisschen enttäuscht.

„Wegen ein paar Mützen würde man auch keinen umbringen, oder?“

„Das ist nicht gesagt, Morde wurden schon wegen viel weniger begangen als ein paar Mützen“, gab Jon zu bedenken. „Ich erinnere mich da an eine Strafsache von vor drei Jahren, als der Keramikhändler L. und seine Nichte F. wegen eines –“

„Jon, nicht jetzt“, maulte Sheryl. „Fällt euch denn sonst noch irgendwer ein, der nicht beim Essen war?“

In Gedanken ging Jon noch einmal die Gesichter der anderen Leute durch, auf die er bisher bei der Kreuzfahrt gestoßen war, aber alle von ihnen glaubte er im Speisesaal gesehen zu haben. Ein Gesicht gab es allerdings noch, das infrage kam, auch wenn er darüber eigentlich gar nicht erst nachdenken wollte. Eines, das sich mit rosa Brauseschaum auf den Lippen direkt vor ihm im Raum befand. Kurz vor ihrem Tod hatte Lavina ihm und Sheryl offenbart, dass sie ihre vorgebliche Ehe durchschaut hatte. Damit hatten er und seine Kusine genau genommen auch ein Motiv. Und Sheryl war keine Minute lang beim Mittagessen gewesen. Vor seinem inneren Auge sah Jon eine schreckliche Szene aufflammen: Seine Kusine, wie sie ein großes, glänzendes Küchenmesser wieder und wieder im Rücken Lavinas versenkte, wie Lavina über die Theke stürzte und ihr Sheryl das Messer ein letztes Mal in den Körper stieß, diesmal direkt in den aufplatzenden Hinterkopf hinein – „Außer mir, Jon!“, empörte sich Sheryl. „Das ist jetzt aber nicht dein Ernst, oder?“

„Ich hab doch gar nicht...“

„Hör auf mich schon wieder für blöd zu verkaufen!“, fuhr sie ihn an und knallte die Moleratbrauseflasche auf den Tisch. „Ich hab ganz genau gesehen, wie du mich angeguckt hast!“

„Ich hab wirklich nicht...“

„Du kannst ja gerne beim Bordpersonal nachfragen, wenn du mir so misstraut! Die werden dir bestätigen können, dass die mich den ganzen Mittag lang befragt haben! Glaubst du echt, ich bringe Lavina um, nur um – ja was weiß ich warum? Um deine bescheuerte Lügengeschichte geheim zu halten? Die hast du dir ganz allein eingebrockt, dafür bringe ich doch niemanden um! Ich bin ja schon dämlich genug, dass ich dabei überhaupt mitgemacht habe!“

Jon blieb für einen Moment die Luft weg. Sein Blick wanderte zu Tara, die den Dialog mit gerunzelter Stirn verfolgt hatte.

„Was denn für eine... Lügengeschichte, wenn ich fragen darf?“

Der zornige Ausdruck in Sheryls gerötetem Gesicht erstarrte.

„Das... das kann dir Jon ja selber erklären!“

Jon fürchtete schon, dass Tara nun das Aufnahmegerät einschalten würde, aber sie verschränkte bloß die Arme und sagte: „Jon?“

„Also, es... es ist so...“

„Ihr wolltet doch, dass wir gemeinsam diesem Mörder auf die Spur kommen“, sagte Tara. „Aber dann müsst ihr auch ehrlich zu mir sein. Ansonsten hat das doch keinen Zweck.“

„Ja, du hast ja recht“, seufzte Jon.

Sheryls zornige Miene war bereits von einem unverkennbar schuldbehafteten Blick aus der Form gebracht worden, aber der kam jetzt natürlich auch zu spät. Vielleicht war es aber auch einfach an der Zeit, dass sie endlich ehrlich zu Tara waren.

„Wir beide, wir sind kein Ehepaar“, rückte er mit der Wahrheit heraus und fühlte sich direkt ein bisschen befreit. „Sie ist meine Kusine und heißt auch nicht Alena, sondern Sheryl. Die echte Alena ist diejenige, die verschwunden ist... und das übrigens auch schon seit gestern morgen. Vor fünf Jahren war ich mal kurz mit ihr verheiratet, aber das hat nicht lange gehalten. Und weil mein Chef das nicht wissen sollte... ja, da hat Sheryl eben Alena gespielt. Wir konnten ja nicht wissen, dass die echte Alena an Bord sein würde.“

„Wir wollten dich auch nicht anlügen“, ergänzte Sheryl mit hängenden Schultern. „Aber Jon hatte eben Angst, dass du in der Reportage drüber schreibst.“

„Das wirst du ja jetzt wohl auch machen“, sagte Jon zerknirscht. „Und das ist auch dein gutes Recht. Am Ende ist das alles meine eigene Schuld, und ich werde vor Nebis davor gerade stehen müssen.“

Tara hatte sie die ganze Zeit verwundert angeschaut, aber jetzt schlich sich ein Schmunzeln auf ihre Lippen.

„Das ist ja eine ganz nette Geschichte, aber ich kann euch wirklich nicht versprechen, dass ich in meiner Reportage Platz dafür habe. Nicht, wenn es auf diesem Schiff auch noch einen Mordfall, ein mysteriöses Verschwinden und einen Verrückten gibt, der nachts herumläuft und Türen zerkratzt.“

„Das heißt, du... willst darüber gar nichts in der Reportage schreiben?“, vergewisserte sich Jon verblüfft.

„Keine Sorge, ich kann so ein kleines Geheimnis schon für mich behalten“, versprach sie. „Es ist ja auch nicht so, dass ihr damit jemandem geschadet hättet, oder?“

„Eigentlich nicht“, stimmte ihr Jon zu. „Am meisten wohl uns selbst.“

„Das kannst du wohl laut sagen!“, pflichtete ihm Sheryl bei und fügte an Tara gewandt hinzu: „Was meinst du, wie oft ich ihm diese Geschichte mit dem Pfandleiher runterbeten musste? Und dann hast du nicht mal danach gefragt!“

„Ist ja auch egal jetzt.“ Jon war die Sache etwas unangenehm, auch wenn die Erleichterung im Augenblick überwog. „Danke jedenfalls, Tara. Wenn das rauskommt, könnte ich meine Anstellung am Hofgericht verlieren, und dafür habe ich die letzten fünf Jahre gearbeitet.“

„Keine Ursache“, sagte Tara. „Aber wenn wir den Mordfall und alles aufgeklärt haben, dann lässt du dich noch einmal von mir befragen, ja? Und diesmal ohne Lügen!“

„Das meiste war ja nicht gelogen“, versicherte ihr Jon. „Aber natürlich, das können wir so machen.“

„Wunderbar!“, freute sich Sheryl und klatschte in die Hände. „Dann können wir ja jetzt endlich mit den Ermittlungen loslegen.“

Nachdem er den Ballast seiner Lügengeschichte zumindest vor Tara endlich einmal losgeworden war, fühlte sich Jon so voller Tatendrang wie auf der ganzen Reise noch nicht. Er hatte das Gefühl, im Handumdrehen die vertracktesten Kriminalfälle der Rechtsgeschichte lösen zu können.

„Du sagst es, Sheryl.“

Im Empfangsraum hatte man alles wieder so hergerichtet, wie es vor dem Mord gewesen war – zumindest beinahe. Mehrere große Tücher bedeckten die Stellen auf der Theke und dem Teppich, an der sich die Blutflecken nicht hatten beseitigen lassen. Getränke wurden auch nicht ausgeschenkt, und nur eine der Sitzecken war besetzt. Das Ehepaar, mit

dem Jon am ersten Tag der Reise im Museum aneinander geraten war, hatte sich dort niedergelassen und betrachtete durch ein Fenster schweigend die graue triste Meeresleere.

Jon fragte sich, wohin man wohl die Leiche gebracht hatte, und ob der Tatort vorher auch penibel auf Spuren abgesucht worden war. Er bezweifelte allerdings, dass es hier jemanden gab, der sich mit so etwas auskannte. Wahrscheinlich hatte man den Raum bloß so schnell wie möglich wieder für die Passagiere begehbar machen wollen und dabei auf eine gewissenhafte Spurensicherung keinen großen Wert gelegt. Jon ging trotzdem einmal um die Theke herum und hielt nach kleinen Details Ausschau, die dem Bordpersonal beim Aufräumen womöglich entgangen waren, ohne allerdings fündig zu werden. Die Tücher erleichterten es ihm zumindest, sich die Position der Leiche noch einmal in Erinnerung zu rufen: Lavina musste nach vorne über die Theke gestürzt sein, als sie der Mörder von hinten mit der Tatwaffe erwischt hatte. Es war natürlich denkbar, dass sie vorher an der Theke gestanden und auf ein Getränk gewartet hatte, aber das hielt Jon für sehr unwahrscheinlich. Soweit er es mitbekommen hatte, wurden während der Mittagszeit keine Getränke ausgegeben, weil man davon ausging, dass die Leute im Speisesaal waren, und wenn jemand hinter der Theke gewesen wäre, dann hätte es ja auch einen direkten Zeugen geben müssen. Jon hielt es für wahrscheinlicher, dass sie durch den Raum gelaufen und auf der Flucht vor dem Mörder über die Theke gestürzt war. Womöglich hatte sie der Mörder sogar in den Empfangsraum hinein verfolgt, aber das war natürlich reine Mutmaßung. Da die große Doppeltür, durch die sie am ersten Reisetag auf das Schiff gekommen waren, nur an den Häfen geöffnet wurde, gab es jedenfalls lediglich drei Ausgänge: Die Treppe hinauf auf das zweite Deck, der Gang in den Personalbereich und die Tür zur Bibliothek. Und gerade die Bibliothek kam Jon wie eine vielversprechende erste Station für seine Nachforschungen vor, schließlich war es nicht unwahrscheinlich, dass Zacharias etwas davon mitbekommen hatte, was im Nebenraum geschehen war. Er hatte deshalb mit Sheryl und Tara abgesprochen, die

Befragung des Bibliothekars zu übernehmen, während die beiden anderen das Abendessen nutzen wollten, um sich bei den übrigen Reisegästen nach ihren Beobachtungen zu erkundigen. Er selbst hatte ohnehin keinen großen Hunger und sie nur gebeten, ihm eine Scheibe Brot oder etwas Obst mitzubringen.

Vermutlich waren auch viele der anderen Passagiere schon im Speisesaal oder hatten sich in ihre Kabinen zurückgezogen – Jon konnte es ihnen nicht verdenken, schließlich lief ein Mörder frei auf dem Schiff herum –, denn auch in der Bibliothek war es beinahe menschenleer. Es war ein eher kleiner, aber gemütlicher und im Vergleich zum Empfangsraum deutlich weniger protzig eingerichteter Raum mit ein paar Tischen und Stühlen zwischen einer Reihe prall gefüllter rustikaler Bücherregale. Vor der Tür stand der Schreibtisch des Bibliothekars, auf dem gerade ein heilloses Chaos aus Büchern, Zetteln und Karteikarten herrschte.

Zacharias, neben Jon der einzige Mensch im Raum, saß auf einem schlichten Hocker davor und blätterte gerade in einem dicken, alten Wälzer, als Jon hereinkam.

„Guten Abend“, begrüßte er den Bibliothekar, der überrascht von seiner Lektüre aufblickte.

„Ah, Jon!“ Zacharias’ Stimme klang kratziger, als er sie in Erinnerung hatte, und seine Augen waren gerötet. Entweder war er krank oder ziemlich überarbeitet. „Du wirst es dir wahrscheinlich schon gedacht haben, aber ich bin bislang noch nicht fündig geworden, was den Verursacher für deine zerkratzte Tür angeht. Es scheint aber auch so, als wäre die Tür leider nicht mehr unser größtes Problem.“

„Deswegen bin ich eigentlich hier“, eröffnete ihm Jon. „Ich wollte mal hören, ob du irgendwas von dem Mord mitbekommen hast. Du warst doch wahrscheinlich hier, als es passiert ist, oder?“

„Ja und nein“, sagte der Bibliothekar, was Jon im ersten Moment etwas aufregte. Auf so eine Antwort konnte man ja wohl eine klare Antwort geben.

„Körperlich war ich hier in der Bibliothek, mit dem Geist nicht.“

Zacharias fuhr sich mit der Hand über die Glatze. „Ich habe die ganze letzte Nacht hier verbracht und die Bücher nach einem Hinweis auf ein Geistwesen durchsucht, das für die Kratzer an deiner Tür verantwortlich sein könnte. Am Mittag hat mich dann die Müdigkeit erwischt. Ich fürchte, ich habe den Mord verschlafen.“

„Achso“, sagte Jon. „Dann hast du gar nichts mitbekommen?“

„Leider nicht“, gestand der Bibliothekar. „Ich mache mir selber Vorwürfe. Vielleicht hätte ich irgendwie helfen können, wenn ich etwas gehört hätte.“

„Vielleicht hätte dich der Mörder dann auch erwischt“, versuchte ihn Jon aufzumuntern. „Kann also auch sein, dass dir die Müdigkeit das Leben gerettet hat.“

So herum gefiel ihm das auch persönlich besser, schließlich war er ja offenbar zumindest indirekt für Zacharias' Müdigkeit verantwortlich gewesen, indem er ihm von den Kratzern erzählt hatte.

„Aber sag mal, hast du keine Angst, hier ganz allein zu sitzen, so nah am Schauplatz des Mordes? Der Mörder muss ja immer noch irgendwo auf dem Schiff sein. Vielleicht hält er schon nach seinem nächsten Opfer Ausschau.“

„Etwas mulmig ist mir schon“, gab Zacharias zu. „Aber wenn ein Geistwesen dafür verantwortlich ist, dann bin ich wahrscheinlich der einzige an Bord, der es identifizieren könnte.“

„Du glaubst also immer noch an deine Theorie mit dem Geistwesen?“

„Ich habe sie zumindest immer noch nicht ausgeschlossen. Hast du schon davon gehört, dass in der letzten Nacht an weiteren Türen gekratzt wurde? Diesmal auf dem vierten Deck. Der Unbekannte hat dort regelrecht gewütet, aber als Lavina nachschauen wollte, da war es, als ob er sich in Luft aufgelöst hätte. Sie hat mir selbst noch davon berichtet, heute Vormittag. Die arme Lavina...“

„Sie war hier in der Bibliothek?“ Jon merkte auf. „War das kurz bevor sie umgebracht wurde?“

„Ich weiß es nicht genau“, sagte der Bibliothekar. „Sie ist schon um die Frühstückszeit herum gekommen und hat sich dann durch ein halbes

Regal gelesen. Ich wollte sie noch fragen, ob sie etwas Bestimmtes sucht, aber die Müdigkeit war einfach zu groß. Irgendwann bin ich dann eingeschlafen.“

„Und als du aufgewacht bist, da war sie schon weg?“

„Ja.“ Zacharias rieb sich die Augen, angesichts der ungesunden Rötung vielleicht etwas zu kräftig. „Ich bin aufgewacht, als nebenan im Empfangsraum das Geschrei losging.“

„Weißt du denn, was sie gelesen hat?“, erkundigte sich Jon.

„Sie hat vor dem Regal mit den Sachbüchern gesessen“, sagte Zacharias.

„Aber was sie genau gelesen hat, das weiß ich nicht. Ich habe ja versucht, mich auf meine eigene Recherche zu konzentrieren. Sie hat aber in einer Menge unterschiedlicher Bücher herumgestöbert, glaube ich. Vielleicht wusste sie einfach nicht, was sie lesen sollte. Glaubst du denn, das könnte wichtig sein?“

„Ich weiß nicht“, sagte Jon wahrheitsgemäß. „Im Augenblick versuche ich nur alle Informationen zusammenzutragen.“

„Es tut mir wirklich leid, dass ich dir nicht mehr dazu sagen kann. Du warst ein Freund von ihr, oder?“

„Wir waren Kollegen am Hofgericht. So lange kannten wir uns noch nicht, aber es ist natürlich trotzdem ein Schock.“

„Selbstverständlich. Ich kann dir nur versprechen, dass ich alles tun werde, was in meiner Macht steht, um die schuldige Kreatur ausfindig zu machen. Vielleicht ist am Ende ein gewöhnlicher Mensch für all das verantwortlich, aber ich will zumindest nichts unversucht lassen.“

„Danke“, sagte Jon, auch wenn er insgeheim den Eindruck hatte, dass der Bibliothekar damit bloß seine Zeit verschwendete. Er hatte schon dutzende Mordprozessakten gelesen, und Zacharias hätte bestimmt bei einigen dieser Mordfälle seine Fabelsammlung gezückt. Am Ende war aber jedes einzelne Mal bloß ganz profane menschliche Grausamkeit am Werk gewesen, und bevor Zacharias keine überzeugenderen Argumente hatte, sah er auch bei diesem Fall keinen Grund, von etwas anderem auszugehen.

„Ich lass dich dann mal weitermachen. Bis später.“

„Viel Erfolg, Jon. Ich melde mich, wenn ich mehr weiß.“

Jon verließ die Bibliothek mit gemischten Gefühlen. Er hatte zwar darauf gehofft, dass Zacharias ihm etwas Handfesteres sagen konnte, aber immerhin wusste er jetzt, dass Lavina am Morgen für längere Zeit in der Bibliothek gewesen war. Ob ihnen das weiterhelfen würde, das konnte er noch nicht einschätzen, aber vielleicht fiel ja den anderen etwas dazu ein. Als er auf der Treppe nach oben war, um nach Sheryl und Tara zu sehen und vielleicht doch noch eine Kleinigkeit zu sich zu nehmen, da kam ihm auf halber Strecke der Schiffsverwalter Clemens entgegen.

„Jon, richtig?“, sprach er ihn an, und Jon nickte.

„Ich habe gerade schon mit deiner Frau gesprochen“, fuhr Clemens fort.

„Aber wenn du kurz Zeit hast, dann würde ich gerne auch deine Meinung hören.“

„Natürlich“, sagte Jon, ohne zu wissen was ihn erwarten würde.

„Es geht um einen Vorfall am vergangenen Abend“, begann der Schiffsverwalter. Er war ein blonder, stabil gebauter Mann mit einem glatten Gesicht. „Ich habe von mehreren Passagieren berichtet bekommen, dass es einen Streit zwischen Jocelyn auf der einen Seite und dem Herrn Richter Nebis, seiner Frau sowie auch der verstorbenen Lavina auf der anderen Seite gegeben haben soll. Ist das richtig?“

„Ja, das stimmt so“, bestätigte Jon. „Nebis und Samantha waren nicht einverstanden mit den blau-weißen Mützen, die Jocelyn und ihr Mann verteilen wollten, und da wurde es dann ein wenig lauter.“

„Auch zwischen Jocelyn und Lavina?“

„Nachher dann schon. Lavina wollte eigentlich nur gehen, aber das hat Jocelyn erst recht wütend gemacht.“

„Ist dabei auch der Satz *Das wird noch ein Nachspiel haben* gefallen?“

„Ja, das hat Jocelyn gesagt“, erinnerte sich Jon. „Ich weiß aber nicht, ob man das so auf die Goldwaage legen muss.“

„Das musst du auch nicht entscheiden“, entgegnete Clemens mit einer gewissen Schärfe in der Stimme. „Heute Mittag, hast du einen der beiden zu dieser Zeit beobachten können?“

„Nein. Ich war im Speisesaal beim Mittagessen, und da sind sie mir zumindest nicht aufgefallen.“

„Verstehe. Gibt es sonst noch etwas Ungewöhnliches, das du bei ihr oder ihrem Ehemann bemerken konntest? Ganz gleich bei welcher Gelegenheit?“

Da war er wieder, der Kloß im Hals. Jon hatte den Eindruck, dass sich Clemens ganz schön auf Jocelyn und ihren Mann eingeschossen hatte, und er verspürte einen gewissen Widerwillen, ihm noch mehr Futter dafür zu liefern. Außerdem war ihm die Sache auch ein wenig peinlich. Aber durfte er seine nächtliche Beobachtung tatsächlich verschweigen, wenn sie womöglich ein entscheidendes Puzzlestück bei der Lösung des Mordfalls war?

„Also gibt es wirklich etwas.“

Er hatte offenbar schon zu lange gezögert, und Clemens hatte den Braten gerochen.

„Ja, ich...“ Es ließ sich nicht mehr vermeiden, jetzt musste er es erzählen.

„Ich habe etwas gesehen, in der ersten Nacht hier auf dem Schiff. Meine Frau und ich, wir haben jemanden gehört, der an unserer Tür herumgekratzt hat, und als ich nachschauen wollte, da habe ich auf dem Gang zwar niemanden gesehen, aber Stimmen gehört, die aus einer der Kabinen kamen. Die Stimmen klangen wirklich... seltsam, also habe ich kurz durchs Schlüsselloch geguckt und...“

„Und?“

„Es waren Jocelyn und ihr Mann. Sie haben auf dem Boden gekniet und wirres Zeug geredet... sie immer irgendetwas von Wanzen, und er davon, dass er ihre Milch wollte. Dann hat er an ihrem... äh, an ihrem nackten Zeh genuckelt und sie hat etwas von schwarzem Sekret gerufen.“

„Von schwarzem Sekret?“, wiederholte Clemens mit ungerührter Miene.

„Ich sage ja, es war ziemlich wirr“, erklärte Jon.

„Und haben die beiden dabei bedrohlich gewirkt? Hast du eine Waffe gesehen?“

„Sie hatten brennende Kerzen in den Händen“, erinnerte er sich. „Und... und der Mann hat gesagt, dass er nicht wüsste, wie lange er sich noch unter Kontrolle hätte. Das war vielleicht schon ein bisschen bedrohlich.“

„Das hat er gesagt?“

„Ja. Ich habe es noch gut im Ohr. Aber das kann natürlich alles mögliche bedeuten.“

Clemens starrte ihn einen Moment lang an, dann sagte er: „Danke. Das reicht mir. Ich habe von Anfang an gesagt, dass es ein Risiko ist, Leute aus Khorinis an Bord zu nehmen, aber auf mich hat ja niemand gehört. Dieser Irrsinn wird hier und jetzt ein Ende haben.“

Der Schiffsverwalter machte kehrt und ging die Treppe, von der er gerade erst gekommen kam, strammen Schrittes wieder nach oben. Jon schaute ihm ein paar Sekunden lang etwas überrumpelt nach und ging ihm dann hinterher. Im zweiten Deck standen schon acht uniformierte Männer der Schiffsbesatzung vor der Tür und hatten offenbar auf Clemens' Rückkehr gewartet. Der Verwalter unterhielt sich kurz mit gedämpfter Stimme mit Zweien von ihnen, woraufhin die beiden Männer umgehend über die Treppe nach oben gingen; die übrigen sechs folgten ihm in den Speisesaal. Als Jon ihnen hinterher gegangen und den großen Saal selbst betreten hatte, da waren sie schon rund um einen Zweiertisch aufgestellt, an dem das Ehepaar aus Khorinis gerade vor ihren Tellern saß.

„Frank und Jocelyn aus Khorinis“, donnerte Clemens' Stimme durch die Halle. Sofort erstarben sämtliche Gespräche, und alle Blicke richteten sich auf den kleinen Tisch und die insgesamt sieben Männer in den marineblauen Uniformen, die ihn umstellt hatten. „Im Interesse aller Passagiere und Mitarbeiter muss ich euch bitten, uns zu begleiten. Gemäß meiner Befugnisse als Verwahrungsbevollmächtigter an Bord der *Omnipotencia* nehme ich euch hiermit bis auf Weiteres wegen Mordverdachts in Gewahrsam.“

Aufgeregtes Geraune brandete überall im Saal auf, als Frank und Jocelyn von den Uniformierten gepackt und von ihren Stühlen in eine aufrechte Position gerissen wurden. An einem der Tische sah Jon auch eine

verblüffte Tara, und daneben seine Kusine, die Hand mit dem gefüllten Puddinglöffel auf halbem Weg zum Mund erstarrt.

„Das ist doch völliger Unsinn“, verteidigte sich Frank, dem der Schreck ebenso wie seiner Frau ins Gesicht geschrieben stand. „Wir sind keine Mörder!“

„Alle Indizien sprechen gegen euch“, teilte ihnen Clemens mit. „Ihr wurdet zur Tatzeit von niemandem gesehen. Jocelyn, du hast der Ermordeten offen gedroht. Und Frank, du hast im privaten Gespräch mit deiner Frau zugegeben, dass du in Kürze, ich zitiere, *die Kontrolle verlieren* würdest. Darüber hinaus wurdet ihr in einer Situation beobachtet, in der ihr deutliche Zeichen des Wahnsinns gezeigt habt.“

„Bitte was?“, empörte sich Jocelyn. „Was denn für ein Wahnsinn bitte? Das ist doch nur wieder, weil wir von Khorinis sind!“

„Wir sind ja schon einiges gewohnt, aber dass man uns für *Mörder* hält, ist eine absolute Unverfrorenheit! Khorinis besteht nicht nur aus der Nervenheilanstalt!“

„Anscheinend ja doch“, entgegnete Clemens unbarmherzig. „Jon, wieso erzählst du uns nicht selbst, was du sie sagen gehört hast?“

Jon hätte vor Schreck fast einen Satz zurück gemacht, als ihn auf einmal alle Augen im Raum anschauten. Er fühlte sich plötzlich ganz schlecht dabei, die beiden sichtlich aufgelösten Beschuldigten nun auch noch zusätzlich belasten zu müssen. Aber er konnte doch auch nicht lügen. Was er gehört und gesehen hatte, das hatte er ja nun einmal gehört und gesehen.

„Ich... also...“, begann er schleppend. „Also, ich hab sie was von schwarzem Sekret sagen hören... und, ja, eben, dass er die Kontrolle verlieren würde... das, das klang schon ein bisschen verrückt, ehrlich gesagt.“

„Oh na herrlich!“, entfuhr es Jocelyn mit einem verzweifelten Grinsen auf den Lippen. „Ich hab dir noch gesagt, Frank, wir können nicht mitten in der Nacht proben, da hören uns die Leute! Das haben wir jetzt davon!“

„Proben?“, wiederholte Jon verwirrt. „Was soll das denn heißen?“

„Offenbar weiß hier niemand, wer wir sind, was natürlich auch kein

Wunder ist, wenn ihr alle lieber eure Vorurteile pflegt, anstatt einmal selbst einen Fuß auf unsere Insel zu setzen!“ Frank sah aus, als hätte er am liebsten auf jeden einzelnen im Raum anklagend mit dem Finger gedeutet, aber seine Arme waren noch immer hinter seinem Rücken verschränkt, gepackt im festen Griff eines Uniformierten.

„Aber vielleicht habt ihr ja schon einmal vom großen Rathaustheater im oberen Viertel von Khorinis gehört?“, fuhr Frank fort. „Meine Frau Jocelyn und ich, wir sind die Betreiber dieses Theaters, und nicht selten sind wir auch die Hauptdarsteller. Wer sich nur ein klein wenig in der Literaturgeschichte von Khorinis auskennt, der wird beim *schwarzen Sekret* an keine Nervenheilanstalt denken, sondern an Lahaches wunderbaren Dreiakter *Dialoge mit Kratzinger!*“

„Ihr wollt uns also weismachen, dass ihr für ein Theaterstück geprobt habt?“, fasste Clemens mit gerunzelter Stirn zusammen. „Mitten in der Nacht? Kniend, mit brennenden Kerzen?“

„Natürlich kniend und mit brennenden Kerzen, wie denn sonst?“, echauffierte sich Jocelyn kopfschüttelnd. „Wenn auch nur einer von euch das Stück gelesen hätte, dann würde euch diese absurde Frage erst gar nicht in den Sinn kommen!“

„Und ihr probt ausgerechnet hier?“, hakte Clemens weiter nach. „An Bord eines Kreuzfahrtschiffs?“

„Übernächste Woche ist die Premierenvorstellung“, erklärte Frank. „Und diese Woche ist die einzige im Winter, in der wir Spielpause haben. Wir wollten unbedingt mal eine Kreuzfahrt machen, und das kam uns wie die beste Gelegenheit vor. Das bedeutet aber natürlich nicht, dass wir die Proben einfach unterbrechen können.“

„Ich sehe ja ein, dass es keine gute Idee war, so spät noch die Texte aufzusagen“, gestand Jocelyn ein. „Aber man hätte uns ja wenigstens mal drauf ansprechen können anstatt uns gleich für verrückt zu erklären!“ Jon konnte Jocelyns vernichtendem Blick nicht standhalten, und er blickte beschämt zu Boden. Wieso hatte er nicht auf sein Gefühl gehört und einfach den Mund gehalten? Jetzt hatte er sie alle in eine mehr als unangenehme Situation gebracht.

„Du glaubst uns immer noch nicht, oder?“, wandte sich Frank mit freudlosem Lachen an den skeptisch dreinblickenden Schiffsverwalter. „Aber wir haben das Buch oben in unserer Kabine, du kannst es gerne selber lesen.“

„Das trifft sich gut“, sagte Clemens und nickte den beiden Bediensteten zu, die gerade im Türrahmen erschienen waren. „Eure Kabine habe ich nämlich bereits durchsuchen lassen.“

„Das ist ja wohl eine bodenlose Unverschämtheit!“, empörte sich Jocelyn. „Aber das wird euch allen noch gehörig leid tun!“

„Habe ich da eine weitere Drohung gehört?“, knurrte Clemens und nahm ein Säckchen in Empfang, das ihm die beiden Neuankömmlinge brachten. „Also, was habt ihr gefunden?“

„Achtung“, sagte einer der beiden. „Es ist... schmutzig.“

Vorsichtig öffnete der Schiffsverwalter den kleinen Stoffbeutel, warf einen Blick hinein und erstarrte. Einige angespannte Momente später nahm er eine unbenutzte Serviette vom Tisch und zog mit ihr langsam einen länglichen Gegenstand aus dem Säckchen hervor.

Überall an den Tischen wurde hörbar nach Luft geschnappt, irgendwo ließ jemand klirrend ein Glas fallen. Was der Verwalter in der Hand hielt, war ein langes Messer, und seine schmale Klinge war über und über mit getrocknetem Blut benetzt.

„Sperrt sie weg!“, brüllte Clemens mit bebender Stimme.

Taranis

Vierter Tag der Reise

„Ich mach sie fertig, die Arschlöcher! Magier, komm her und gib mir einen Trank! Ich will zurück nach draußen und ihr verdammtes Dorf abbrennen!“

Bernard warf dem wütend mit der Faust wedelnden Schmied einen mitleidlosen Blick zu.

„Das wird nichts mehr, Gustaf. Sei froh, dass du noch am Leben bist.“ Gustafs verschwitztes Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse aus Schmerz und Hass, als er versuchte, sich auf dem notdürftig aus Holzbrettern und Decken gefertigten Krankenbett aufzurichten und dabei nach kurzer Zeit wieder stöhnend zurücksank. Nachdem beim letzten Scharmützel gleich vier Pfeile seinen rechten Unterschenkel durchbohrt hatten, war Bernard dazu gezwungen gewesen, ihn zu amputieren. Er wusste nicht, ob er die Strategie der Eingeborenen, die offenkundig auf Verstümmelungen statt direkte Todesschüsse abzielte, barmherzig oder besonders grausam finden sollte, aber für Gustaf war sie genau die richtige gewesen. Er hatte Krieg gewollt, und er hatte ihn bekommen.

„Wie geht es meinen Jungs?“, schallte Sanchos Stimme durch das Krankenzelt. Mit einem schrecklich erzwungenen Grinsen auf den Lippen marschierte er herein und schlug Bernard die Hand auf die Schulter. „Alle bald wieder fit?“

Bernard fand die Frage so unangebracht, dass er sie am liebsten gar nicht beantwortet hätte, aber Sancho war immer noch ihr Anführer.

„Bradley sollte in ein paar Tagen wieder auf den Beinen sein, und Michael mit etwas Glück auch“, berichtete er. „Bei den anderen sieht es schlecht aus.“

„Wie schlecht?“, entgegnete Sancho, immer noch mit einem Überbleibsel des Grinsens auf den Lippen. „Wir brauchen jeden Mann.“

„Keiner von den anderen wird so schnell wieder kämpfen können. Und was Ben angeht...“ Er beugte sich etwas vor und senkte die Stimme,

damit ihn Ben ganz sicher nicht hören konnte. „Ich glaube nicht, dass er es schaffen wird. Ich gebe ihm noch zwei oder drei Tage.“

Tatsächlich war das schon eine eher optimistische Schätzung. Wenn Bernard ihm kein Wasser mehr gab, was die einzig verantwortungsvolle Entscheidung war, dann würde es das Ende mit Sicherheit beschleunigen.

„Scheiße!“, fluchte Sancho. „Wir verlieren einen nach dem anderen, und diese Wilden schießen wie Unkraut aus dem Boden! Aber Bradley und Mike sind bald wieder startklar, sagst du? Das sind zwei gute Jungs, mit denen kann ich was anfangen. Diesmal werden wir sie kalt erwischen.“

„Sancho“, sagte Bernard so vorsichtig wie möglich. „Wir werden nicht gegen sie gewinnen. Wenn wir die Angriffe fortsetzen, werden nur noch mehr von uns sterben.“

„Achja, und was passiert, wenn wir sie abbrechen?“, knurrte das Lageroberhaupt. „Genau, dann verdursten wir wie Lurker in der Wüste! Da lass ich mich lieber von den Pennern da draußen erledigen, das steht mal ganz klar fest.“

Bernard wandte sich seufzend ab und ging vor dem bewusstlosen Florian in die Hocke, um ihm mit einem Lappen blutiges Nasensekret aus der Mundgegend zu wischen. Es hatte keinen Zweck, mit Sancho zu diskutieren. Er würde bis zum bitteren Ende an seinem Krieg festhalten, ganz gleich wie aussichtslos es war. Fünf oder sechs Mal hatten sie jetzt schon versucht, sich bis zur Quelle durchzuschlagen und einen kleinen Abwehrwall zu errichten, von dem aus sich das kostbare Wasser verteidigen ließ. Jedes einzelne Mal waren sie vernichtend geschlagen worden, und jedes Mal hatte er danach ein oder zwei durchlöcherete Beine abnehmen müssen. Dass ihr Lager überhaupt noch bestand, lag einzig und allein daran, dass die Ureinwohner kein Interesse an einem Angriff zu haben schienen. Sie zogen sich allein auf die Verteidigung zurück, und in dieser Kunst schienen sie wahre Meister zu sein. Noch dazu waren ihre Waffen für diesen Zweck weit überlegen, auch wenn Sancho das nicht hören wollte. Ehe ein Musketenschütze überhaupt in Reichweite gekommen war, da hatte er für gewöhnlich schon einen Pfeil

im Fleisch stecken, von den Schwertkämpfern unter ihnen ganz zu schweigen.

„Jetzt sagst du gar nichts mehr“, fuhr ihn Sancho an, während er sich um Florian kümmerte. „Das kennt man ja auch nicht anders. Immer schön die Fresse aufreißen, aber wenn es dann mal darum geht, einen besseren Vorschlag zu bringen, dann kommt nichts mehr. Denkst du etwa, ich bin scharf auf diese ganze Scheiße? Ein kleiner Zauber von dir, und wir krümmen den Speerpennern kein Haar mehr!“

„Du weißt, dass es so einfach nicht ist“, sagte Bernard und richtete sich wieder auf. „Wenn es diesen Zauber gäbe, dann hätte ich ihn längst gewirkt.“

„Siehst du, wir verkacken eben beide auf unsere eigene Art“, schnaufte Sancho. „Aber ich versuch wenigstens was!“

„Sancho, ich tu auch mein Bestes. Die Tränke und meine Heilkünste, das ist alles was ich anzubieten habe.“

Das Lageroberhaupt machte eine wegwerfende Handbewegung und ging zurück zum Ausgang. „Sieh zu, dass du mir wenigstens Bradley und Mike nicht kaputt machst, ja?“

Als Sancho gegangen war, sah Bernard noch einmal nach allen Verletzten und ging dann nach nebenan in seine Alchemistenhütte. Der Kolben mit dem destillierten Wasser war wieder voll genug, um einen weiteren Heiltrank herzustellen, und das Zerstoßen von Kräutern und Mischen von Tränken lenkte ihn für gewöhnlich zuverlässig von den quälenden Gedanken ab, die in seinem Kopf tobten.

War es richtig, all das tatenlos geschehen zu lassen? Alles, was man ihn im Tempel des Wassers gelehrt hatte, sprach dafür, und jeder seiner damaligen Meister hätte ihm die Frage ohne zu zögern bejaht. Aber hatte er sich nicht vom Kreis des Wassers abgewandt, gerade weil er mit den anderen Meistern nicht immer übereingestimmt hatte? Es war das gleiche schreckliche Gefühl gewesen, das ihn auch jetzt nicht schlafen ließ: Das Gefühl der Machtlosigkeit, das Gefühl, den Niedergang eines Reiches tatenlos mit ansehen zu müssen. Damals war es ein ganzes

Königreich gewesen, jetzt bloß eine kleine Inselgemeinschaft, und doch kam es ihm dieses Mal noch unerträglicher vor.

Aber war er das wirklich, machtlos? Es waren nichts als die Worte greiser Gelehrter, die ihn lähmten. Mahnungen, Verbote, Gesetze. Bernard hatte sie alle studiert und wusste, dass hinter jedem von ihnen ein kluger Gedanke steckte. Er hatte sich immer an sie gehalten. Kein einziges Mal hatte er Lea angerührt, bevor er die Robe des Wassermagiers abgelegt und seine Runen dem obersten Adanospriester von Montera übergeben hatte. An dieses Gesetz war er nicht mehr gebunden, aber es gab Gesetze, über die durfte er sich niemals hinweg setzen. Heilige Gesetze, die Gesetze Adanos'. Kein einziges Mal hatte er sie infrage gestellt, kein einziges Mal, bevor er diese Insel betreten hatte. Aber wollte er seine neue Welt untergehen sehen, nur um die Gesetze einer alten zu ehren?

„Bernard?“

Erschrocken drehte er sich um, als er Leas zittrige Stimme vernahm.

„Lea, du darfst doch nicht aufstehen!“ Er eilte zu ihr, um sie zu stützen, und sie drückte ihr liebes, eingefallenes Gesicht für einen Moment an seine Brust. „Hast du nicht geschlafen? Du musst schlafen, damit es dir besser geht.“

„Ich kann nicht schlafen“, hauchte sie matt. „Ich habe Durst...“

„Lea, ich...“ Bernard vergewisserte sich rasch, dass niemand vor der Tür stand und flüsterte ihr ins Ohr: „Ich gebe dir schon mehr Wasser als allen anderen, das weißt du. Aber es ist nichts mehr da. Es reicht fast nur noch für die Heilränke, und die brauchen die Verletzten im Zelt.“

„Bernard... bitte...“

Verzweifelt drückte er sie noch ein bisschen fester, bis sie leise aufstöhnte und er seinen Griff erschrocken wieder lockerte.

„Ein kleiner Schluck“, gab er nach und löste den Kolben mit dem destillierten Wasser von der Apparatur. Vorsichtig ließ er ein paar Tropfen der wertvollen Flüssigkeit in ihren Mund fallen.

„Ich... ich muss dir noch was sagen, Bernard.“

Seine Augen wurden wässrig, als er ihr einen Kuss auf die Stirn gab.

„Was ist es, Lea?“

„Bernard, ich glaube...“ Der Blick in ihren Augen war tot und leer, als sie die Worte durch die Lippen presste. „Ich glaube, ich erwarte ein Kind.“

„Guten Morgen, liebe Passagiere! Heute steht eine ganz besondere Station auf dem Reiseplan, nämlich die weltberühmte Kristallinsel Taranis. Auch wenn dort heutzutage natürlich keine Magier mehr leben, ist ein Besuch in der alten Kristallfestung immer eine Reise wert. Gegen Nachmittag werden wir vor Anker gehen und uns von den Einheimischen eine kleine Führung geben lassen – und danach geht es auch schon runter in die Tiefen der Kristallminen. Aber keine Sorge, da kann nichts passieren und wir werden schon alle wieder heil an die Oberfläche kommen! Und vielleicht, ja, vielleicht könnt ihr dabei sogar selbst den einen oder anderen funkelnden Kristall aus dem Fels hauen und mit nach Hause nehmen. Na, das wär doch was, oder? Da guckt die Oma aber! Freut euch also schon mal auf den Nachmittag, und bis dahin: Gute Fahrt! Euer Kapitän Morris.“

„Ich glaub es ja nicht.“ Vor Fassungslosigkeit vergaß Sheryl kurzzeitig, in die Brolscheibe in ihren Händen zu beißen, und der zähflüssige Rabenkrautsirup tropfte auf den Teller herunter. „Die machen jetzt einfach weiter als wär nix passiert?“

„Sieht ganz danach aus“, sagte Jon, der seine eigene Scheibe gerade aufgegessen hatte. Er konnte zwar nicht behaupten, dass er sich besser fühlte als an den letzten Tagen, dafür hatte sich aber wenigstens sein Hunger zurückgemeldet. „Für die ist die Sache wohl erledigt, nachdem sie die beiden jetzt eingesperrt haben.“

„Aber das ist doch totaler Quatsch!“, empörte sich Sheryl. „Überhaupt nichts ist erledigt! Was ist denn mit Alena? Sucht überhaupt noch irgendwer nach der? Und die Kratzer, waren das auch Jocelyn und Frank?“

„Wahrscheinlich gehen Clemens und seine Leute davon aus“, sagte Tara, mit der sie zu dritt an einem Tisch in einer noch wenig belebten Ecke des

Speisesaals saßen. Es war noch früh am Morgen, aber in ihren Kabinen hatten sie es nicht mehr ausgehalten. „Und es war ja auch ruhig in der letzten Nacht. Auf mich haben die beiden auch nicht den Eindruck gemacht, verrückt zu sein, aber bisher sieht es so aus, als würde Clemens recht behalten.“

„Das kann doch reiner Zufall sein“, sagte Jon. „Ich traue diesem Clemens jedenfalls nicht über den Weg.“

„Dafür hast du ihm aber ganz schön unter die Arme gegriffen gestern“, entgegnete Sheryl vorwurfsvoll. „Du hättest das mal lieber mir erzählen sollen, dann hätte ich dir gleich sagen können, dass die nur für ein Theaterstück proben. Das war doch bestimmt voll offensichtlich!“

Jon hatte zwar arge Zweifel daran, dass Sheryl in ihrem Leben schon einmal ein Theaterstück angeschaut oder gelesen hatte – und wenn, dann hatte sie bestimmt nur die Rollennamen überflogen – aber dass sie ein bisschen beleidigt war, das konnte er schon verstehen. Er selbst hätte sicher nicht anders reagiert, wenn er herausgefunden hätte, dass sie ihm wichtige Beobachtungen vorenthalten hatte. Aber jetzt ließ sich nichts mehr daran ändern, und Jon konnte seiner Kusine nur wieder und wieder versichern, dass es ihm leid tat.

„Es tut mir leid“, versicherte er ihr daher aufs Neue. „Ehrlich. Das ist alles richtig blöd gelaufen. Ich wünschte, ich könnte das alles irgendwie rückgängig machen.“

„Wahrscheinlich hätte Clemens ihnen das Messer so oder so untergeschoben“, sagte Sheryl. „Der hatte es doch von Anfang an drauf abgesehen.“

„Dann glaubt ihr also wirklich, Frank und Jocelyn wurden hereingelegt?“, fragte sie Tara. „Das würde ja bedeuten, dass jemand vom Bordpersonal mit dem Mörder zusammenarbeitet. Oder selbst der Mörder ist.“

„Das hatten wir ja ohnehin schon vermutet“, erinnerte sie Jon. „Und diesem Clemens würde ich das zutrauen, so versessen wie der darauf war, einen Schuldigen zu finden.“

„Aber wenn er ihnen etwas unterschieben wollte, hätte er dann erst so ausführlich die Leute zu dem Streit zwischen Jocelyn und Lavina befragt? Das Messer als Beweis hätte doch eigentlich gereicht, oder? Und die Zimmer haben sie auch vorher schon alle durchsucht, da hätte er auch keinen großartigen Grund für eine weitere Durchsuchung gebraucht.“

„Weiß nicht“, murmelte Jon. „Also meinst du, sie haben das Messer wirklich in ihrem Zimmer gefunden? Dann müsste es ja jemand irgendwie rein geschmuggelt haben.“

„Entweder das“, sagte Tara, „oder einer der beiden ist tatsächlich der Mörder. Können wir das denn wirklich ganz ausschließen?“

„Ausschließen natürlich nicht“, gab Jon zu. „Aber das wirkte alles so ehrlich empört, wie sie da von ihrem Theater geredet haben. Sie müssten schon sehr gute Schauspieler sein, wenn das alles gelogen sein sollte... und dann würde ihre Geschichte ja auch schon wieder stimmen.“

Sheryl schleckte ein paar Pfützen Rabenkrautsirup vom Teller und sagte mit verschmiertem Mund: „Vielleicht sind sie ja beides, also verrückt *und* Schauspieler. Verrückte Schauspieler eben! Jeden Tag diese wirren Texte aufsagen, das kann einen bestimmt voll kirre machen.“

„Auf jeden Fall können wir die Sache nicht auf sich beruhen lassen, oder?“, brachte Jon die für ihn wesentlichste Erkenntnis auf den Punkt.

„Auch wenn unsere Ermittlungen bisher ja nicht so erfolgreich waren.“

„Das stimmt leider“, sagte Tara. „Aber wir haben natürlich auch gerade erst angefangen.“

„Eben – so schnell geben wir nicht auf, oder?“, versuchte sich Jon selbst neuen Mut zuzusprechen. „Was bleibt uns denn auch anderes übrig? Die Reise genießen?“

„Ganz bestimmt nicht“, seufzte die Journalistin. „Nach diesem Ausflug nach Taranis ist mir ja auch so gar nicht zumute...“

„Echt?“ Sheryl schleckte sich mit weit ausgestreckter Zunge die Sirupreste von den Lippen. „Dabei müsste das doch voll deine Insel sein!“

Jon selbst war zwiegespalten, was den anstehenden Landgang betraf. Einerseits war er froh um eine Gelegenheit, kurzzeitig vom Schiff wegzukommen, andererseits konnten ihm irgendwelche Festungen und Kristallminen im Augenblick gleichgültiger nicht sein.

„Sagt mal, wisst ihr, was wir machen sollten?“, warf Sheryl mit plötzlich wieder ernster Miene ein. „Wenn wir im Hafen von Taranis sind, dann gehen wir sofort zur Stadtwache und erzählen denen alles. Die können das Schiff dann mal von oben bis unten auf den Kopf stellen, und dann kriegen sie bestimmt auch raus, wer der Mörder ist.“

„So geht das leider nicht“, sagte Jon. „Nach Paragraph drei, Absatz eins des myrtanischen Schifffahrtsgesetzbuchs gehören alle Schiffe, die sich in myrtanischem Besitz befinden, zum Königreich und unterliegen damit auch der myrtanischen Gesetzgebung und Exekutive. Wenn Stadtwachen eines fremden Reiches das Schiff durchsuchen, dann brechen sie damit also myrtanisches Recht, und das wiederum kann leicht zu einem größeren diplomatischen Konflikt führen.“

„Du meinst, uns wird da niemand helfen?“, fragte Tara.

„Ich fürchte nicht“, seufzte Jon. „Und wenn, dann höchstens mit Worten.“

„Das heißt... wir könnten bloß abhauen, oder?“, überlegte Sheryl.

„Unsere Koffer vom Schiff holen und ein anderes Schiff Richtung Vengard nehmen.“

„Darüber habe ich auch schon nachgedacht“, gestand Jon. „Dann wäre wenigstens unser Leben nicht mehr in Gefahr. Aber wir würden wohl niemals herausfinden, was wirklich hinter all dem steckt, und der Mörder würde womöglich davonkommen.“

Alles in ihm sträubte sich gegen eine solche Flucht. Aber da war auch immer die schreckliche Vorstellung, Sheryls leblosen Körper irgendwo an Bord des Schiffes vorzufinden, mit den gleichen grässlichen Verletzungen, die Lavina hatte erleiden müssen. Durften sie die Gelegenheit, den unberechenbaren Gefahren an Bord der *Omnipotencia* zu entkommen, wirklich ungenutzt lassen? Jon wusste nicht mehr, was er

denken sollte. Das einzige, was er sicher wusste, war, dass er immer noch Hunger hatte.

„Ich hole mir mal noch eine Scheibe“, sagte er und stand mit dem Teller auf, um damit zum anderen Ende des Speisesaals zu gehen, wo am Frühstücksbuffet die Brote und die Aufstriche auslagen. Jon durfte nur noch eine Scheibe Brot mitnehmen, erinnerte er sich – damit die Vorräte für die ganze Reise reichten, wurde streng darauf geachtet, dass jeder Passagier bei einem Frühstück höchstens drei Scheiben aß. Ein Mitarbeiter des Küchenpersonals, der sich selbst etwas wichtigtuerisch als Frühstücksdirektor vorgestellt hatte, stand neben dem Buffet und achtete für gewöhnlich streng darauf, dass diese Vorgabe eingehalten wurde. Im Augenblick war er allerdings nicht ganz bei der Sache, denn er befand sich im angeregten Gespräch mit Manfred, dem Mann im schwarz-violett karierten Sakko, der Jon am ersten Reisetag von seinem Buch erzählt hatte. Als Jon an das Buffet traf, da schüttelte der Frühstücksdirektor dem freundlich lächelnden Manfred gerade überschwänglich die Hand. Jon wusste nicht so recht, ob sie ihn überhaupt bemerkt hatten, und beschloss, sich einfach seine Scheibe Brot zu schmieren und damit zum Tisch zurückzukehren. Aber er hatte gerade erst das Brotmesser gezückt, als sich Manfred auch schon vom Frühstücksdirektor verabschiedet hatte und sich zu ihm umwandte. „Was ist eigentlich die wichtigste Eigenschaft, die ein Kopfgeldjäger haben sollte, um erfolgreich zu sein?“, sprach ihn Manfred unvermittelt an. „Diese Frage wird mir immer wieder gestellt. Die Antwort, die ich immer gebe, verblüff...t die meisten, die irgendetwas Mysterisches wie beispielsweise Instinkt oder Spürsinn erwarten. Aber nein, das sind Dinge, die für den Erfolg eines Kopfgeldjägers oder einer Kopfgeldjägerin nur zu einem Bruchteil ausschlaggebend sind. Was viel wichtiger ist, was sogar das Allerwichtigste sein dürfte: Es ist das Durchhaltevermögen. Wenn du Kopfgeldjäger werden willst, musst du bereit sein, dich in deine Aufgabe zu vertiefen und sie konsequent und konzentriert zu Ende zu bringen. Bringst du diese Bereitschaft mit?“ Jon guckte Manfred überrumpelt an, das Brotmesser immer noch in der

Hand, und wusste nicht, ob jetzt eine Antwort von ihm erwartet wurde. Aber nach kurzer Pause sprach Manfred auch schon weiter, während er unter seinem Sakko ein Buch hervorzog und es Jon präsentierte.

„Dann lass dir helfen, von meinem Ratgeber *Kopfgeldjagd mit Köpfchen*. Lasse dir von mir das solide, erlernbare Handwerk des Erfolgskopfgeldjägers beibringen und fülle damit deine Kassen schnell und nachhaltig auf. Vor über zwanzig Jahren habe ich angefangen, meinen allerersten Kriminellen zu schl... schnappen. Inzwischen sind es weit über fünfzig. Und wenn ich an die Frage zurückdenke, die ich mir damals zu Beginn gestellt habe, kann ich mir ein Schmunzeln nicht verkneifen. Denn mich trieben vor allem... eine Sorge herum: Lohnt sich das alles? Nun, ich kann dir rückblickend versichern: Es lohnt sich in der Tat. Denn durch das Ausliefern von Schwerverbrechern habe ich mir inzwischen ein üppiges Einkommen erarbeitet, um das mich viele beneiden. Von dem Ansehen mal ganz zu schweigen, das man als Einfänger von einem halben Hundert Straftätern nicht ganz zu Unrecht genießt. Aber das selbe kannst du ebenfalls schaffen. – Du hast Zweifel?“
Jon war ganz dankbar für diese Nachfrage und wollte seine Zweifel schon genauer ausführen, aber Manfred hatte auch diesmal nur eine Kunstpause eingelegt.

„Nun, mir hat... zu Beginn kein Mensch zugetraut, dass ich einen Kriminellen überhaupt würde einfangen können – und ihn sogar selbst an das Gfe... Gefängnis übergeben. Über diese meine Absicht haben sie nur alle höhnisch gelacht. Lass dich also keineswegs abhalten, sondern lass dir lieber helfen – von meinem Ratgeber *Kopfgeldjagd mit Köpfchen*. Ich als alter Kopfgeldjäger- und Autorenhase zeige dir in diesem einzigartigen Ratgeber, wie du den Sprung vom g...rünschnäbeligen Jungjäger zum gefeierten Schurkenschreck problemlos meisterst. Dieses Buch zeigt dir einen genialen Weg, wie du völlig ohne die Hilfe teurer Söldner, und damit ohne finanziellem... finanziell bluten zu müssen, die meistgesuchten Straftäter selbst professionell einfangen und eigenhändig erfolgreich gegen bare Münze an die Stadtwache übergeben kannst.“
Jon rechnete damit, dass Manfred das Buch wie bei ihrer ersten

Begegnung wieder wegstecken würde und war ganz überrascht, als er es plötzlich in die Hand gedrückt bekam.

„Mach es gut, geh deinen Weg. Bleib stark und denk immer daran:
Niemals aufgeben! Dein Manfred.“

„Moment... muss ich das jetzt bezahlen oder...?“

Aber der Autor hatte sich schon zum Gehen abgewandt, drehte sich nicht mehr zu ihm um und hatte den Speisesaal kurz danach verlassen.

Perplex starrte Jon auf das Buch in seinen Händen, öffnete es dann und blätterte ein wenig durch die Seiten. Es war ein echtes Buch, keine Frage. Wer verschenkte so etwas denn einfach? Hoffentlich würde Manfred nicht später noch einmal auf ihn zurückkommen und plötzlich Geld dafür verlangen. Über eine ähnliche Betrugsmasche, die vor Jahren an einem Gericht in Trelis verhandelt worden war, hatte er schon einmal für Nebis eine Arbeit verfasst.

„Was brauchst du denn so lange für dein Brot? Kannst du dich nicht für eine Marmelade entscheiden?“ Sheryl war neben ihm aufgetaucht, ihren eigenen leeren Teller in der Hand, und ließ den Blick über die Auswahl am Buffet schweifen. Jon war sich ziemlich sicher, dass sie ihre drei Brotscheiben schon vertilgt hatte, aber das beschäftigte ihn gerade am allerwenigsten.

„Was hast du denn da für ein Buch in der Hand?“, fragte Sheryl, nahm Jon das Messer ab und schnitt sich ein dickes Stück vom Brotlaib ab.

„Hier war gerade wieder dieser Manfred“, erzählte Jon. „Dieser Autor... oder was auch immer das für einer ist. Kopfgeldjäger ist er anscheinend auch. Er hat mir diesen Ratgeber hier gegeben. Ganz umsonst, anscheinend.“

„Echt? Voll nett“, befand Sheryl und warf einen kurzen Blick auf die Vorderseite des Umschlags, während sie die Brotscheibe beschmierte.

„*Kopfgeldjagd mit Köpfchen?*“

„Es geht anscheinend um irgendwelche Tipps, wie man Verbrecher einfangen kann. Passt ja eigentlich gerade ganz gut, was?“

„Ja, total! Meinst du, dieser Manfred will uns dabei helfen, den Mörder zu finden?“ Sheryl guckte aufgeregt von ihrer Brotscheibe hoch. „Ich

meine, das was wir machen, das ist doch quasi sowas wie 'ne Kopfgeldjagd, oder nicht?"

„Naja, so würde ich es eigentlich nicht nennen“, sagte Jon und warf dem Buch einen zweifelnden Blick zu. „Aber wir können ja mal gucken, was da so drinsteht. Viel erwarten würde ich aber nicht, ehrlich gesagt.“

„Wir gucken gleich mal zusammen rein“, beschloss Sheryl und tunkte das Messer in ein weiteres Marmeladenglas, um dem Brot eine Extraschicht zu verpassen. Da wurde allerdings der Frühstücksdirektor auf sie aufmerksam und fasste sie am Ärmel.

„Entschuldigung, meine Dame, aber ich muss Euch darauf aufmerksam machen, dass Eure drei Scheiben Brot pro Frühstück bereits in Empfang genommen wurden. Eine vierte Scheibe ist leider nicht zulässig.“

„Och, männo“, maulte Sheryl. „Die Waldbeermarmelade sieht voll lecker aus, die will ich aber unbedingt noch ausprobieren.“

„Ist schon in Ordnung“, seufzte Jon und nickte dem Frühstücksdirektor zu. „Sie kann meine dritte Scheibe haben.“

Als Harry den Zettel vorsichtig auf eine dicht gewobene Stelle des Netzes legte, da rechnete er halb damit, dass das kleine Stück Papier gleich wieder herunterfallen würde. Aber nicht nur haftete es sogleich an der magischen Seide, es krochen auch langsam einige dünne Fäden aus dem Netz hervor und griffen nach seinen Rändern. Es war das erste Mal, dass Harry mit eigenen Augen sah, wie sich das Netz ausbreitete, wie es neues Wissen in sich aufnahm.

Nachdem er dem Schauspiel eine Weile beigewohnt hatte und die Ecken und Ränder des Zettels bereits zu einem großen Teil von dem Fadengewirr verschluckt worden waren, da legte er selbst die Hand auf das Netz und brachte den Raum zum Leuchten. Zu seiner Überraschung war er nicht allein: Vor dem Zettel schwebte schon eine blau glühende Netzgestalt.

„Hallo Harry“, begrüßte ihn Marie freundlich. „Ich habe gerade gesehen, was du hier geschrieben hast.“

„Das ging aber schnell“, sagte Harry. „Ich hatte gar nicht damit gerechnet, dass das direkt jemandem auffällt.“

„Es hat mich gerade irgendwie hier hingezogen“, erzählte Marie.

„Vielleicht, weil das Netz wusste, dass mich das persönlich betrifft. Es geht doch um mein Zimtsternrezept, oder?“

„Ja genau. Ich habe es heute Morgen ausprobiert, und ich dachte, ich schreibe einfach mal auf, wie mir das so geglückt ist und was ich noch für Verbesserungsvorschläge habe.“

„Ah, also sowas wie ein... Kommentar zum Rezept?“

„Könnte man so sagen, ja“, stimmte ihr Harry zu, der den Begriff ganz gut fand. „Wenn wir das alle machen, wäre das doch keine schlechte Sache, oder? Dann könnten wir unsere Backrezepte gegenseitig verbessern, und man wüsste immer wie die eigenen Rezepte bei den anderen so ankommen. Es müssen ja auch nur ein paar Zeilen sein oder so.“

„Bei dir sind es aber mehr als nur ein paar Zeilen geworden“, sagte Marie hörbar amüsiert. „In dir steckt wohl ein waschechter Rezeptkritiker, was?“

„Naja, als ich schon mal dabei war...“

„Mir gefällt die Idee auch sehr gut. Und deinen Tipp mit der Sirupglasur werde ich nachher gleich mal ausprobieren.“

„Mach das unbedingt, das schmeckt ganz großartig so“, schwärmte Harry. „Übrigens soll das natürlich nicht heißen, dass deine Rezepte nicht auch so schon fantastisch sind. Das habe ich ja auch geschrieben.“

„Ich lese es gerade“, sagte Marie. „Gut, dass ich hier im Netz nicht rot werden kann. Aber sag mal, wieso hast du denn diese hellbraunen Linien auf den Zettel gemalt? Diese gestrichelten, oben und unten?“

„Ach, das hat keinen besonderen Grund. Ich fand einfach, es sieht irgendwie gut aus.“

Tatsächlich war er von der Fülle an unterschiedlichen Tinten fast erschlagen worden, die er auf Sheryls vollgestelltem Schreibtisch in der Ecke des Back- und Verkaufsraums gefunden hatte. Zwar waren die meisten davon Rosa- oder Lilatöne, aber es waren auch ein paar andere

Farben dabei. Er nahm sich vor, sie alle mal einzusetzen, wenn er damit begann, seine eigenen Rezepte zu schreiben.

„Du hast ja eine richtig kreative Ader“, befand Marie. „Das hätte ich dir ehrlich gesagt gar nicht zugetraut.“

„Ich mir auch nicht“, gestand Harry. Er war selbst überrascht davon, wie viel Spaß ihm die Arbeit in der Konditorei bereitetete, seit er das Netz entdeckt hatte. Die ganze Auslage war schon voll mit seinen Kreationen, und je mehr er davon verkaufte, desto mehr Zutaten konnte er sich kaufen. Auch um die Sumpfkrautlieferung musste er sich keine Sorgen mehr machen, denn die war am Morgen bereits abgeholt worden, gut verpackt in einer wahnsinnig leckeren Schoko-Nuss-Torte, die eigentlich viel zu schade dafür gewesen war – er hatte aber gleich noch drei weitere von der Sorte gebacken, die sich auch in Windeseile verkauft hatten.

Wann immer er dazu kam, hatte er außerdem damit begonnen, nach und nach das Chaos zu beseitigen, das er im Laden angerichtet hatte. Für das große Regal würde er noch eine Reparaturanleitung im Netz suchen müssen, aber er war zuversichtlich, das in den nächsten drei Tagen noch hinzubekommen. Wenn Sheryl nächste Woche aus dem Urlaub zurückkam, dann würde er ihr zwar beichten müssen, den Laden gegen ihren Willen wieder geöffnet und alleine betrieben zu haben, aber sie würde auch sehen, dass er diese Aufgabe sehr gut gemeistert und sich mindestens zu einem wertvollen Gehilfen, wenn nicht sogar zu einem gleichwertigen Partner in der Konditorei gemausert hatte. Er freute sich schon auf ihr verblüfftes Gesicht, wenn sie davon hören würde, dass er den König höchstpersönlich mit einer Torte beliefert hatte, und auf ihre leuchtenden Augen, wenn sie von seinen Backwaren naschen würde.

Endlich einmal würde er sie nicht enttäuschen, sondern so positiv überraschen, wie sie sich das wahrscheinlich im Leben nie ausgemalt hätte – er selbst ja noch viel weniger. So wie er Sheryl einschätzte, würde sie ihm seinen kleinen Einbruch in den Laden dann schnell verzeihen. Dann konnten sie gemeinsam an den großartigsten Torten arbeiten, die Vengard je gekostet hatte, und auch der Baron würde keinen Grund

mehr haben, unzufrieden zu sein. Auf kurz oder lang, da war sich Harry sicher, würde er sogar ein neues Ohr bekommen.

„Übrigens habe ich mir noch etwas überlegt“, erzählte Harry. „Ich probiere ja jetzt ständig neue Rezepte aus, und da könnte ich vielleicht jeden Tag ein Backrezept zum Rezept des Tages ernennen. Einfach so als kleine Auszeichnung. Wobei es natürlich noch besser wäre, wenn ich das nicht ganz allein machen würde. Wenn mehrere Leute darüber abstimmen, dann wäre die Auszeichnung auch noch mehr wert.“

„Vielleicht immer du und zwei andere von uns?“, schlug Marie vor. „Die zwei anderen könnten ja jeden Tag wechseln.“

„Genau, und dann entscheiden wir gemeinsam. Die Rezepte des Tages kann ich dann ja auch schön auf einem Zettel auflisten. Das würde uns alle bestimmt noch mehr dazu motivieren, uns immer bessere Rezepte auszudenken.“

„Die Idee ist richtig gut“, fand Marie und klang dabei ehrlich begeistert.

„Du gibst dir ja jetzt schon viel mehr Mühe als die Netzbetreuer vor dir. Da haben sie endlich mal den richtigen für den Posten gefunden.“

Harry hatte zwar das Gefühl, dass er sich bei seinen Tätigkeiten als Netzbetreuer bislang doch sehr auf die Gruppe der Backwarenliebhaber konzentrierte, die ja wohl nur einen kleinen Teil aller Leute ausmachen konnte, die das Netz benutzten. Aber Backrezepte interessierten ihn im Moment nun einmal am meisten, und die beiden Forscher vom Institut konnten froh sein, dass er sich überhaupt so widerstandslos in die Rolle gefügt hatte, die sie ihm aufgedrängt hatten.

„Wie viele Netzbetreuer gab es denn schon vor mir?“, fragte er Marie.

„Drei. Aber die waren immer nach ein paar Tagen wieder weg. Die hatten wohl sehr schnell keine Lust mehr auf das Netz.“

„So wird's mir ganz bestimmt nicht gehen“, versprach Harry. „Ich muss jetzt aber leider wieder nach oben in die Konditorei, die Mittagspause müsste gleich vorbei sein.“

„Klar, lass dich von mir nicht von der Arbeit abhalten“, sagte Marie. „Da wäre noch eine Sache, aber die besprechen wir besser morgen oder so.“

Ich will dich jetzt nicht an deinem ersten richtigen Tag als Netzbetreuer gleich mit sowas belasten.“

Harry wurde zwar wegen dem nahenden Ende der Mittagspause tatsächlich schon etwas unruhig und wollte da lieber kein unnötiges Risiko eingehen, aber neugierig war er schon, was Marie wohl für eine Sache meinte.

„Ein paar Minuten habe ich noch“, sagte er. „Worum geht es denn dabei?“

„Also, es geht um eine Freundin von mir... ich nenne sie einfach mal so“, begann Marie. „Ich habe immer nur im Netz mit ihr gesprochen, aber sie fühlt sich trotzdem wie eine richtige Freundin an. Sie heißt Julia.“

„Hast du mit ihr auch Backrezepte ausgetauscht?“

„Auch, ja, aber wir haben auch über alles mögliche geredet. Bis vor drei Wochen jedenfalls. Dann war sie von einem Tag auf den anderen einfach weg.“

„Aus dem Netz weg, meinst du?“, vergewisserte sich Harry.

„Ja. Zumindest habe ich sie nicht mehr an den Orten im Netz angetroffen, an denen wir immer miteinander gesprochen haben. Und da war sie sonst jeden Tag.“

„Vielleicht hat sie ja auch die Lust am Netz verloren“, mutmaßte er.

„Oder sie ist jetzt an anderen Orten unterwegs. Kann das nicht sein?“

„Wissen kann ich es natürlich nicht. Ich bin ja nicht wie du und kann Leute im Netz einfach so aufspüren wie du mich gestern gefunden hast. Aber ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass sie ohne etwas zu sagen den Kontakt abbrechen würde. Ich glaube, ihr ist irgendwas zugestoßen.“

„Und ich... soll jetzt irgendwie herausfinden was? Aber wie?“

Harry hatte das ungute Gefühl, dass sie seine Kompetenzen als Netzbetreuer deutlich überschätzte. Er war doch kein Stadtwächter, der irgendwelchen Vermisstenfällen nachging.

„Julia war schon so ein bisschen... komisch manchmal in letzter Zeit“, sagte Marie. „So als ob sie irgendwas sehr beschäftigt hätte. Sie hat auch mal angedeutet, dass sie viel im Netz unterwegs ist, also nicht nur wenn

wir beide geredet haben. Ich glaube sie hat... irgendwas gesucht, oder so. Vielleicht hat sie auch mit jemand anderem gesprochen. Aber so genau weiß ich das auch nicht, ich wollte auch nicht fragen. Ich hatte immer das Gefühl, dass sie es für sich behalten möchte.“

„Und du bist ganz sicher, dass sie... also, dass sie nicht vielleicht einfach keine Lust mehr auf eure Gespräche hatte?“ Harry wusste, dass er das vermutlich weniger direkt hätte formulieren können, aber er wollte sicherstellen, dass es überhaupt ein echtes Problem gab, das gelöst werden musste. „Vielleicht ist sie jetzt nur noch an anderen Orten unterwegs und spricht mit anderen Leuten.“

„Ich...“ Marie seufzte. „Ehrlich gesagt denke ich das auch manchmal. Aber so plötzlich... ich will das einfach nicht glauben. Kannst du nicht bitte versuchen, irgendwelche Spuren von ihr im Netz zu finden? Wo sie war, wer mit ihr geredet hat? Du musst mir auch gar nichts Genaues erzählen, wenn sie... wenn sie wirklich nicht mehr mit mir reden will. Ich will nur wissen, dass es ihr gut geht.“

Harry zögerte ein bisschen. Wurde so etwas von ihm als Netzbetreuer wirklich verlangt? Aber Vinton und Crocker hatte ja gesagt, dass er den Leuten helfen sollten, wenn sie Probleme hätten. Und zumindest aus Marias Sicht gab es hier wohl ein Problem.

„Ich kann dir nichts versprechen“, sagte Harry. „Aber ich werde es auf jeden Fall versuchen.“

„Das reicht mir schon.“, sagte Marie. „Noch mehr Versprechen brauche ich auch nicht. Die anderen Netzbetreuer haben mir alle großartige Versprechen gemacht, und dann haben sie sich ganz schnell wieder verzogen.“

„Das mach ich garantiert nicht. Ich muss jetzt aber wirklich zurück in die Konditorei. Gleich heute Abend werde ich mal schauen, was ich machen kann.“

„Danke, Harry. Bis später! Und danke auch nochmal für den Kommentar!“

„Ja, ach, keine Ursache“, sagte Harry. „Hab ich doch gern gemacht.“

„Was darf's sein? Apfelsaft, Wacholder oder Moleratbrause? Also, ich nehm auf jeden Fall die Moleratbrause!“

Sheryl kam mit drei Flaschen zurück zur Sitzecke, in der Jon, Tara und sie jetzt schon seit dem Mittagessen saßen. So mulmig Jon auch dabei zumute war, im gleichen Raum zu sitzen, in dem Lavina ermordet worden war, so wenig andere Möglichkeiten bot das Schiff. Die Enge der Kabine konnte er noch weniger aushalten.

„Apfelsaft“, sagte Tara, und so blieb für Jon der Wacholder übrig. Vielleicht war das ja die Lösung, dachte er bitter: sich die vielen Fragezeichen im Kopf einfach wegsaufen. Von dem Buch, das ihm Manfred gegeben hatte, so viel stand mittlerweile fest, war jedenfalls auch keine Lösung zu erwarten. Es bestand zum größten Teil aus Durchhalteparolen und vagen Verhaltensanweisungen, die eigentlich auch immer nur darauf hinausliefen, dass man sich niemals unterkriegen lassen sollte. Die einzigen wirklich konkreten Tipps drehten sich darum, eine Klausel im dritten Paragraphen des Milizgesetzbuchs so auszunutzen, dass sich bei der Übergabe eines Kriminellen an die Stadtwache unter gewissen Umständen eine höhere Belohnungszahlung erreichen ließ.

„Von Nebis und Samantha sieht man auch nichts mehr, oder?“, fragte Sheryl in die Runde, nachdem sie sich wieder zu ihnen gesetzt hatte.

„Irgendwie ja schon verdächtig, oder?“

„Vorhin sind sie mir mal kurz über den Weg gelaufen“, berichtete Jon.

„Ich glaube, die hocken die meiste Zeit in ihrer Kabine. Nebis scheint wirklich ziemlich mitgenommen zu sein wegen Lavina.“

„Oder Samantha hat Angst sich zu verraten, wenn sie mit anderen Leuten spricht“, mutmaßte seine Kusine. „Und deswegen drängt sie Nebis dazu, in der Kabine zu bleiben. Kann doch sein, oder?“

„Naja. Samantha wirkte vorhin auch ziemlich fertig mit den Nerven.“

„Vielleicht war es ja ihr erster Mord.“

„Sheryl“, seufzte Jon. „Ich versteh ja, dass du sie nicht besonders leiden kannst. Aber deswegen muss sie ja nicht gleich eine Mörderin sein.“

„Außer Frank und Jocelyn ist sie allerdings die einzige mit einem Motiv“,

gab Tara zu bedenken. „Und wie wir wissen, war sie als erste am Tatort. Das macht sie schon ein wenig verdächtig.“

Während Jon in Manfreds Buch gestöbert hatte, war Tara am Morgen damit beschäftigt gewesen, sich bei den Besatzungsmitgliedern nach neuen Informationen umzuhören. Besonders kooperativ waren die meisten von ihnen wohl nicht gewesen, aber ein paar kleine Neuigkeiten hatte Tara aufschnappen können. So wussten sie jetzt auch, dass die beiden mutmaßlichen Theaterbesitzer auf dem Unterdeck in einem der Lagerräume gefangen gehalten wurden – also womöglich direkt unter ihren Füßen. Jon stellte es sich da unten nicht besonders gemütlich vor und hoffte, dass es den beiden gut ging. Obwohl letztendlich das gefundene Messer ausschlaggebend für ihre Festnahme gewesen war, fühlte er sich noch immer ein wenig schuldig. Besonders schlimm war es gewesen, als ihm das Ehepaar, dem er am ersten Tag im Museum noch einen Vortrag über ihre Khorinis-Vorurteile gehalten hatte, nach dem Mittagessen im Vorbeigehen mit grimmiger Miene dazu gratuliert hatte, endlich Vernunft angenommen und sich gegen die *Bekloppten* gewandt zu haben, die das Schiff unterwandern wollten. Allein schon um die beiden eines Besseren zu belehren wünschte er sich, dass Frank und Jocelyn unschuldig waren und sie den wahren Mörder enttarnen konnten.

„Ah, gut, dass ich dich so schnell finde, Jon!“

Jon drehte den Kopf und sah einen ganz offensichtlich sehr aufgeregten Zacharias, der sich ihnen von der geöffneten Bibliothekstür her näherte. In den Händen hielt er ein dickes Buch mit vergilbten Seiten und einem halb abgeblättern Einband.

„Hast du etwa was rausgefunden?“, erkundigte sich Jon. Eigentlich hatte er keine große Lust auf einen weiteren Vortrag über Geistwesen, aber alles war wohl besser als ratlos auf das trübe Meer hinaus zu starren.

„Guten Tag, Tara“, begrüßte der Bibliothekar die Journalistin, als er die Sitzgruppe erreicht hatte. „Und du bist...?“

„Alena“, stellte sich Sheryl vor. „Ich bin Jons Frau.“

Jon war ein bisschen beeindruckt, dass sie ihre Rolle immer noch so selbstverständlich beherrschte. Sie hatten ja eigentlich alle ganz andere Sachen im Kopf.

„Ah, freut mich“, sagte Zacharias, der sich aber sichtlich beherrschen musste, um die höflichen Begrüßungen nicht zu überspringen und direkt auf sein eigentliches Thema zu sprechen zu kommen. Er zog einen der freien Sessel zurück, ließ sich darauf nieder und legte das Buch auf dem kleinen Tisch in der Mitte ab.

„Ja, Jon, ich habe in der Tat etwas herausgefunden“, verkündete er. „Es war vielleicht mein Fehler, mich so sehr auf Geistwesen zu konzentrieren, dass ich alles andere darüber vernachlässigt habe. Nachdem ich den gesamten Bibliotheksbestand zu diesem Thema konsultiert hatte, ohne allerdings fündig zu werden, bin ich dazu übergegangen, mich auf der Suche nach einer Erklärung für die Kratzspuren mit anderen magischen oder übernatürlichen Phänomenen zu befassen. Schließlich sind mir einige Beschreibungsbände legendärer Artefakte der Weltgeschichte in die Hände gefallen. Und was soll ich sagen... seht selbst.“

Der Bibliothekar klappte das Buch an einer Stelle in der Mitte auf, an der ein Wollfaden als Lesezeichen herausragte, und drehte es dann so um, dass sie es alle drei gut einsehen konnten. Auf der linken Seite stand ein Text in altertümlicher Schrift, den Jon auf Anhieb gar nicht entziffern konnte. Die rechte Seite allerdings zeigte eine mit schwarzer Tinte gefertigte Zeichnung: Zu sehen war darauf ein Mann mit einem dünnen Band um die Stirn, der vor einem quaderförmigen Haus stand. Durch ein Fenster war eine Frau mit einem angstvollen Gesichtsausdruck zu sehen – aber es war nicht sie, die Jon als erstes ins Auge fiel, sondern die Tür des Hauses. Fünf lange Kratzer waren daran zu erkennen, verursacht offenbar von einer Art krallenförmigem Handschuh an der rechten Hand des Mannes.

„Die Kralle von Harax“, sagte Zacharias und deutete mit dem Finger auf die Abbildung des Artefakts in der Zeichnung.

„Was soll das sein?“

Sheryl beugte sich mit ihrer offenen Brauseflasche so weit über das Buch, dass sie Zacharias mit besorgter Miene sanft an der Schulter zurück drückte.

„Ein offenbar seit Langem verschollenes Artefakt, dem keinerlei magische Fähigkeiten nachgesagt werden, das allerdings wohl eine gewisse Bekanntheit unter Historikern genießt. Ich selbst hatte bis vorhin nur den Namen einmal aufgeschnappt, vermutlich, als ich damals dieses Buch hier für die Bibliothek angeschafft und quergelesen hatte.“

Zacharias räusperte sich und zeigte mit dem Finger auf den Mann, der die Kralle an der Hand trug. „Die Geschichte des Artefakts ist sehr eng mit derjenigen seines Trägers verbunden, des Kriegerfürsten Harax aus dem fernen Süden. Hier steht, dass er mit seiner Flotte vor ungefähr eintausend Jahren an der Südküste von Varant gelandet ist, gemeinsam mit einer Heerschar von Kriegern. Innerhalb kürzester Zeit konnten sie große Teile des südlichen Varant erobern und einen Herrschersitz errichten, von dem aus Harax die Region einige Jahrzehnte lang regiert hat. Er muss dabei mit äußerster Härte vorgegangen sein. Und hier kommt jetzt auch die Kralle ins Spiel.“

„Ich kann's mir schon denken“, sagte Sheryl und verzog das Gesicht. „Er hat den Leuten die Herzen rausgerissen oder so?“

„Vielleicht, aber davon steht hier nichts“, entgegnete der Bibliothekar.

„Laut diesem Buch hat Harax in seinem Wüstenpalast einen Harem errichtet, in dem er abseits der Schlachten wohl den Großteil seiner Zeit verbracht hat. Wenn der Kriegerfürst seiner Haremsfrauen müde wurde, dann pflegte er eine Reise durch sein Herrschaftsgebiet zu unternehmen. Hatte er ein Dorf oder eine Stadt erreicht, so blieb er dort den Tag über und hielt Ausschau nach Frauen und Mädchen, die ihm gefielen. Und wenn die Nacht hereinbrach, dann ging er von Tür zu Tür und hinterließ ein Zeichen an den Türen, hinter denen die Frauen schliefen, die er in seinen Harem aufnehmen wollte. Fünf lange Kratzer, in das Holz geritzt mit der Kralle aus dunklem Metall, die er an seiner rechten Hand trug. Wenn die Frauen und Mädchen der Stadt also nachts in ihren Betten lagen, dann taten sie das wohl mit hellwachem Kopf und klopfendem

Herzen, darauf hoffend, dass das Kratzen nicht an ihrer Tür zu hören sein würde.“

„Und wenn sie dann einfach nicht in den Palast gegangen sind?“, hakte Jon nach. „Dann wurden sie wahrscheinlich gezwungen? Oder umgebracht?“

„Dazu steht hier nichts“, sagte Zacharias. „Aber man kann wohl nicht davon ausgehen, dass Harax eine Weigerung akzeptiert hat.“

„Willst du damit sagen, jemand an Bord spielt das gerade nach?“, fragte Tara skeptisch. „Jemand hat die Kralle nachgeschmiedet und kratzt in der Rolle dieses Harax damit an den Türen herum?“

Jon musste unwillkürlich an Jocelyn und Frank denken, als sie das sagte. Das klang jetzt leider durchaus nach etwas, das den beiden vielleicht zuzutrauen war – wer wusste schon, für welche Stücke sie sonst noch probten? Von echtem Irrsinn war ein solches Verhalten dann allerdings schon kaum noch zu unterscheiden, und eigentlich hatten sie bei ihrer Rechtfertigungsrede im Speisesaal nicht mehr besonders verrückt auf ihn gewirkt.

„Das wäre eine Möglichkeit“, sagte der Bibliothekar. „Aber ich fürchte, es gibt noch eine andere. Im Buch heißt es, dass Harax von einem Bündnis der umliegenden Nomadenvölker schließlich besiegt werden konnte. Der Kriegerfürst wurde gefangen genommen und zur Strafe für seine Untaten bei lebendigem Leibe mumifiziert. Verbunden war damit der Glaube, dass seine Seele auf diese Weise nicht in das Reich Beliards hinabgleiten würde, sodass ihr Friede und Erlösung verwehrt bleiben sollten. Allerdings hatte dieses Ritual wohl ungeahnte Nebenwirkungen. Der Text ist in dieser Hinsicht nicht sehr ausführlich, aber es scheint so, als ob Harax in späteren Jahren mehrfach von den Toten auferstand und erneut für Unheil sorgte. Damit hatte es erst ein Ende, als sein Körper in einen versiegelten Sarkophag gesperrt und in einer geheimen Kammer im Tempel von Al Shedim eingeschlossen wurde.“

„Al Shedim?“ Jon zog scharf die Luft ein. „Ist das nicht der Tempel, aus dem hier im Museum Fundstücke ausgestellt werden?“

Sheryl starrte ihn mit aufgerissenen Augen an. „Du... du meinst jetzt aber nicht, dass der Sarkophag, der da rumsteht...?“

„Er könnte durchaus aus der Zeit stammen, von der im Buch die Rede ist“, sagte Zacharias. „Vielleicht versteht ihr jetzt, warum mich diese Entdeckung so aufwühlt.“

„Aber es wurde doch mit dem Sarkophag keine Mumie auf das Schiff gebracht, oder?“, erkundigte sich Tara mit gerunzelter Stirn. „Man würde doch keine Leiche in einem Museum an Bord eines Kreuzfahrtschiffs ausstellen, oder etwa doch? Verletzt das nicht die Totenruhe?“

„Da wäre ich mir nicht so sicher“, sagte Jon. „Es fehlen da bisher die Präzedenzfälle, aber ich würde Paragraph sieben der Bestattungsrichtlinien so interpretieren, dass er sich vollumfänglich nur auf Menschen bezieht, die seit der Gründung des myrthanischen Reiches verstorben sind. In diesem Fall wäre die Ausstellung menschlicher Gebeine früherer Zivilisationen zu Bildungszwecken vermutlich gestattet.“

„Wen kümmern denn jetzt irgendwelche Gesetze?“, brauste Sheryl auf. „Zacharias, ist da eine Mumie drin oder nicht?“

„Ich weiß es leider auch nicht“, sagte der Bibliothekar. „Ich bin nur für die Bibliothek zuständig, das Museum liegt in Clemens' Verantwortung. Ich habe zwar die beiden Skulpturen der Geistwesen beigeleitet, aber mit den übrigen Exponaten kenne ich mich auch nicht besser aus als ihr. Die kleine Ausstellung zum Tempel von Al Shedim ist allerdings noch sehr neu, die Exponate wurden alle erst kurz vor der Abfahrt an Bord gebracht. Ich glaube, es sind Leihgaben aus dem archäologischen Museum von Vengard.“

„Also mal angenommen, da war wirklich eine Mumie im Sarkophag“, überlegte Tara. „Und mal angenommen, sie ist irgendwie zum Leben erwacht... müsste das dann nicht längst aufgefallen sein? Eine untote Mumie, die durch das Schiff streift, die kann doch nicht tagelang unbemerkt bleiben.“

„Vielleicht kommt sie ja nur nachts raus“, mutmaßte Sheryl. „Es wurde ja auch immer nur in der Nacht an den Türen gekratzt. Und wenn die Sonne rauskommt, dann legt sie sich vielleicht zurück in den Sarkophag.“

„Das würde bedeuten, dass sie da jetzt auch liegt“, sagte Jon. „Es gibt jedenfalls nur eine Möglichkeit, es herauszufinden.“

Sheryl war schon aufgestanden und kippte sich den letzten Rest Moleratbrause herunter. „Du sagst es, schnell zum Museum!“

„Moment!“, hielt sie Zacharias auf. „Ich will es zwar noch gar nicht so recht glauben, aber wenn wir dort wirklich auf den wieder erwachten Kriegerfürsten Harax stoßen sollten, dann müssen wir auf alles gefasst sein.“

„Du hast recht“, sagte Jon. „Wir sollten zumindest nicht unbewaffnet sein.“

„Stimmt schon... und irgendwas zur Verteidigung brauchen wir auch“, ergänzte Sheryl. „Wenn er mit der Krallen nach uns schlägt!“

„Tja, und wo kriegen wir das alles her?“

Zum ersten Mal erkannte Jon einen Nachteil an den vor gut zehn Jahren eingeführten Gesetzen, die den Besitz von Waffen nur noch in absoluten Ausnahmefällen gestatteten. Zu den Zeiten, als noch jede Markthändlerin mit einem Kurzschwert oder einem Knüppel am Gürtel durch die Straßen gelaufen war, hatte es zwar deutlich mehr Mord und Totschlag gegeben, aber zumindest waren die Leute jederzeit für eine Konfrontation mit einer untoten Mumie gewappnet gewesen.

Zacharias klappte das Buch zu, klemmte es sich unter den Arm und stand auf.

„Ich schätze, da müssen wir wohl ein wenig erfinderisch werden.“

Eine gute halbe Stunde später hatten sich Jon, Sheryl, Tara und Zacharias mit vier aus dem Speisesaal geborgten Besteckmessern in der rechten und vier dicken Wälzern in der linken Hand in einem Halbkreis um den Sarkophag versammelt. Die Beschaffung der Messer war kein großes Problem gewesen, aber danach hatten sie noch einige Zeit damit

verbracht, Zacharias dabei zuzusehen, wie er mit gequälter Miene durch die Bibliothek ging und versuchte, sich für vier seiner seitenstärksten Bücher zu entscheiden, die er zur Abwehr eines Krallenangriffs zu opfern bereit war. Die Stimmung war dabei zunächst noch aufgekratzt und fast euphorisch gewesen, da die Lösung des Rätsels so kurz bevor zu stehen schien, aber als sie das Museum schließlich betreten hatten, da hatte Jon in drei angespannte Gesichter geblickt. Er selbst fühlte sich hin und her gerissen zwischen der Gewissheit, dass sie im Inneren des Sarkophags bloß staubige Luft vorfinden würden, weil alles bloß ein altes Märchen gewesen war, und der Angst, in einem Kampf mit der Mumie womöglich trotz ihrer Überzahl unterlegen zu sein. Er selbst hatte in seinem ganzen Leben noch keinen richtigen Kampf bestritten, und bei Tara und Zacharias erwartete er in dieser Hinsicht auch nicht besonders viel. Von Sheryl wusste er zumindest, dass sie sich früher mal mit ein paar Nachbarsjungs gekloppt hatte, aber dieser Kriegerfürst würde mit Sicherheit ein anderes Kaliber sein. Vielleicht hätten sie doch besser Clemens von der Sache erzählen sollen, damit der seine Männer auf die Sache ansetzen konnte, ging es Jon wieder durch den Kopf. Aber der Schiffsverwalter ging ja davon aus, dass die Mörder bereits gefasst waren – und im schlimmsten Fall hätte er womöglich das Museum abriegelt, wenn er davon gehört hätte, dass sie an einem der Exponate herumhantieren wollten. Wenn sie Klarheit wollten, dann gab es keine andere Möglichkeit, als selbst nachzuschauen.

„Okay, dann... öffnen wir ihn mal, oder?“, fragte Sheryl in die nervöse Runde. „Wer will?“

Ein paar Momente banges Schweigens vergingen, dann seufzte Zacharias auf und sagte: „Na gut, ich mach es. Aber ihr seid dicht hinter mir, ja?“

Als der Bibliothekar vortrat und die Hände auf den Deckel legte, da schaute Jon noch einmal kurz zur Tür, um sich zu vergewissern, dass niemand herein kam. Besonders wahrscheinlich kam es ihm aber nicht vor, denn so gut wie alle Passagiere hatten sich das Museum vermutlich schon an einem der ersten Tage angeschaut – bei dem schlechten Wetter

hatte es ja auch nicht viel anderes zu tun gegeben. Für häufigere Besuche war das Museum dann aber doch deutlich zu klein, sodass sich inzwischen wohl nur noch selten Besucher hinein verirrten.

„Da rührt sich nichts“, sagte Zacharias, nachdem er vergeblich am Deckel herumgedrückt hatte. „Ich habe fast schon damit gerechnet. Wenn das tatsächlich der Sarkophag ist, in dem Harax' Körper verwahrt wurde, dann wird es einen besonderen Verschluss gegeben haben, um eine Flucht zu verhindern. Vielleicht ein versteckter Mechanismus...“

Er ging in die Knie, legte Messer und Buch auf dem Boden ab und tastete die Seite des Steinbehältnisses ab. Gleich darauf machten sich auch Tara und Sheryl auf die Suche nach einem geheimen Öffnungsmechanismus. Jon beugte sich vorsichtig über den Deckel und prüfte ihn auf Auffälligkeiten, aber außer der Bemalung war nichts Besonderes zu erkennen. Und aus den verschlungenen Linien und Symbolen in rot, weiß und blau konnte er sich keinen Reim machen – das konnte alles und nichts bedeuten.

„Ich glaub ich hab was!“, rief Sheryl aufgeregt. Sie deutete auf eine Stelle an der Längsseite des Sarkophags, links des Kopfendes. Als sich Jon neben sie vor den Steinsarg kniete, da erkannte er feine Rillen im Stein, die eine kaum wahrnehmbare rechteckige Form beschrieben.

„Du hast recht, sieht aus wie ein Knopf.“

„An dieser Seite ist auch einer“, rief Zacharias, der die andere Längsseite unter die Lupe genommen hatte. „Vielleicht müssen beide Knöpfe gleichzeitig gedrückt werden, um ihn zu öffnen.“

„Wieso kann man den Sarkophag überhaupt öffnen?“, fragte Tara plötzlich. „Harax sollte doch bis in alle Ewigkeit gefangen gehalten werden, oder?“

„Eine gute Frage, auf die ich noch keine verlässliche Antwort habe“, erwiderte Zacharias. „Vielleicht wollten die Priester des Tempels regelmäßig überprüfen, dass ihm nicht unbemerkt die Flucht gelungen war. Durch den Mechanismus mit den beiden Knöpfen wurde dann sichergestellt, dass nur zwei Priester gemeinsam den Sarkophag öffnen

konnten und nicht ein einzelner Verräter den Kriegerfürsten befreien konnte.“

„Aber wäre es dann nicht die bessere Lösung gewesen, ihn einfach komplett einzumauern? Wie hätte er denn dann noch fliehen sollen?“

„Du willst wahrscheinlich darauf hinaus, dass wir hier doch einen ganz anderen Sarkophag vor uns haben, nehme ich an?“, gab Zacharias zurück. Jon fragte sich, ob er wirklich ein bisschen eingeschnappt war oder ob er sich das nur einbildete.

„Naja, recht hat sie schon“, sprang er der Journalistin bei. „Bisher könnte es noch jeder Sarkophag sein. Oder gab es in Al Shedim keine anderen?“

„Natürlich, sehr viele sogar“, sagte der Bibliothekar. „Aber keiner von ihnen könnte für die Krallenzeichen an den Türen verantwortlich sein.“

„Wollen wir jetzt noch länger hier rumstehen und quatschen oder können wir das Teil vielleicht endlich mal aufmachen?“, unterbrach sie die hibbelige Sheryl. „Ich dreh sonst noch total durch vor Aufregung!“

„Also gut.“ Zacharias legte die Hand auf den Knopf an seiner Seite und nickte ihr zu. „Wir drücken auf Drei, ja?“

„Alles klar.“ Sheryl biss sich auf die Lippen, lockerte kurz die Hand und legte sie dann auf ihren eigenen Knopf.

Jon und Tara wechselten einen Blick. Wenn aus dem Sarkophag tatsächlich eine angriffslustige Mumie hervorspringen sollte, dann würden sie beide rechtzeitig zur Stelle sein müssen, denn Sheryl und Zacharias mussten ja im Fall der Fälle erst noch nach ihren Messern greifen.

„Eins... zwei... drei... Jetzt!“

Ein tiefes Grollen war aus dem Inneren des Sarkophags zu vernehmen, als die beiden Knöpfe einrasteten. Kurz darauf erklang ein leises Klicken und der Deckel des Steinsargs bewegte sich rumpelnd und wie von Geisterhand geführt zu Sheryls Seite hin, bis er schließlich verharrte, sodass der Sarkophag in halb geöffnetem Zustand verblieb. Hastig nahmen Zacharias und Sheryl ihre Messer vom Boden auf, und alle vier brachten sich mit erhobenen Büchern vor dem steinernen Behältnis in Stellung.

Einige zum Zerreißen gespannte Augenblicke lang hörte Jon nur das Hämmern seines pulsierenden Herzens in seinem Kopf widerhallen. Dann drang ein leises Husten aus dem Inneren des Sarkophags hervor, gefolgt von dem gehauchten Wort einer kraftlosen Stimme: „Hallo...?“ Jon ließ Messer und Buch fallen und stürzte nach vorn, um einen Blick durch die Öffnung zu werfen. Im Halbdunkel des entsperreten Steinsargs war der Körper einer Frau auszumachen. Die Haare hingen ihr zerzaust und wirr über das bleiche Gesicht, und ihr Mund mit dem verschmierten Lippenstift zitterte, als ihre verstört zuckenden Augen seinen Blick suchten. Ihr Kleid war halb zerrissen und über und über mit Staub bedeckt, aber an einigen Stellen schaute noch immer der Seidenstoff hervor und glitzerte in allen Farben des Regenbogens.

„Alena!“, brachte Jon fassungslos hervor. „Wir dachten du bist – Schnell, wir müssen ihr da raushelfen!“

Mit vereinten Kräften schoben sie den Deckel des Sarkophags noch etwas weiter auf, bis die Öffnung groß genug war, dass sie Alena aus ihrem Gefängnis befreien konnten. Sie war so schwach und wackelig auf den Beinen, dass sie nicht allein stehen konnte, und Sheryl holte rasch einen Stuhl aus der anderen Ecke des Museums, damit sie sich setzen konnte.

„Wasser...“, krächzte Alena hervor, und Tara hastete los, um ihr ein Glas Wasser aus dem Empfangsraum zu beschaffen. Derweil wischte ihr Sheryl mit einem Ärmel den Staub aus dem Gesicht, damit sie wieder besser atmen konnte.

„Wir dachten alle, du hättest dich umgebracht, oder... oder du wärest ermordet worden!“, rief Jon, der noch gar nicht richtig begreifen konnte, dass Alena tatsächlich wieder da war. „Was in aller Welt hast du denn in dem Ding gemacht?“

„Es... tut mir so leid... Jon“, wimmerte Alena. „Das war die blödeste Idee... meines Lebens...“

„Du bist da *freiwillig* reingestiegen?“, begriff Jon. „Aber – aber wieso?“

„Als ich dich getroffen habe, da... da hast du so glücklich gewirkt mit deiner Frau und... deiner neuen Arbeit am Gericht...“ Sie brach in einen neuen Hustenanfall aus und hielt sich röchelnd die Hand vor den Mund,

während ihr Sheryl den Staub vom Kleid klopfte. „Ich wollte nur sehen... ob ich dir noch irgendwie wichtig bin...“

„Mensch, Alena! Dazu hättest du doch keinen Selbstmord vortäuschen müssen! Weißt du eigentlich, was ich mir für Vorwürfe gemacht habe?“ „Ich wollte doch gar nicht so... so lange da drin bleiben...“, fuhr sie mit krächziger Stimme fort. „Nur zwei Stunden, oder... oder drei... Aber dann habe ich den Deckel nicht mehr aufbekommen. Da ist irgendwas... eingerastet. Und niemand hat mich rufen gehört. Ich dachte... ich dachte, ich muss sterben...“

„Du warst mehr als *zwei Tage* in dem Sarkophag?“, sagte Sheryl fassungslos. „Du musst ja total ausgetrocknet sein!“

„Ja... Ich bin nur froh, dass ich vorher noch auf der Toilette war. Sonst... sah das wohl noch ganz anders aus da drin.“ Alena brachte ein mühsames Lächeln hervor, und Sheryl strich ihr beruhigend über die Wange.

„Ich kann mir gar nicht vorstellen wie das gewesen sein muss“, sagte Jon beim erneuten Blick auf den offenen Steinsarg. „Zwei Tage in der Dunkelheit und Enge...“

„Für dich... war es bestimmt auch nicht einfach“, erwiderte Alena gequält. „Ich wollte doch nur sehen... wie du reagierst, wenn du denkst, dass ich... aber... aber... zwei Tage lang...“

„Ich hab natürlich wer weiß was gedacht“, sagte Jon. „Du hast ja auch nur dieses eine Wort geschrieben. Da hab ich natürlich mit dem Schlimmsten gerechnet.“

„Ich dachte, wenn ich nur so wenig schreibe, dann... dann kommst du noch mehr ins Grübeln.“ Alena presste die Augen zusammen, und eine Träne rollte ihre Wange herunter. Vermutlich war es das letzte bisschen Tränenflüssigkeit, das ihr nach zwei Tagen noch geblieben war, dachte Jon. „Das... das war alles so furchtbar blöd... es tut mir so leid...“

„Ist ja schon gut.“ Er ging vor ihrem Stuhl in die Hocke und nahm sie vorsichtig in den Arm. „Hauptsache du bist noch am Leben. Und verheiratet bin ich übrigens auch nicht.“

„Nicht?“, entfuhr es dem erstaunten Zacharias, der dem Gespräch bisher nur schweigend und etwas betreten beigewohnt hatte.

„Ja, äh, das... das erkläre ich später.“

„Du... bist also nicht böse?“, fragte Alena, und er löste sie aus der Umarmung.

„Im Moment nicht“, sagte er lächelnd. „Aber das kommt bestimmt später noch, keine Sorge. Erst mal bin ich einfach nur erleichtert.“

„Einen schönen guten Nachmittag, liebe Freunde an Bord der *Omnipotencia!*“, plärrte die Stimme des Kapitäns plötzlich in dröhnender Lautstärke zu ihnen herab. „Wir ihr wisst, steht jetzt gleich eigentlich ein Landgang auf der schönen Kristallinsel Taranis an. Leider müssen wir den wohl noch ein bisschen verschieben, denn am Horizont habe ich gerade eine waschechte Wasserhose entdecken müssen, der wir lieber nicht in die Quere kommen sollten. Sowas kann hier in den Gewässern leider schon mal vorkommen, wenn auf Taranis die Kristalle ein bisschen doller glühen als sonst. Wir schippern jetzt aber erst mal gemütlich 'ne Runde weiter und gucken mal, ob wir von der anderen Seite an die Insel rankommen. Dann sind wir natürlich was später da, aber dafür bleiben wir dann auch was länger. Wird schon schiefgehen! Ich meld' mich wenn ich mehr weiß. Bis dahin, lasst es euch gutgehen! Euer Kapitän Morris.“

„Diesmal läuft aber auch gar nichts nach Plan“, seufzte Zacharias.

„Naja, wir haben jetzt ja eh ganz andere Sachen um die Ohren“, sagte Sheryl und drückte Alenas Hand. „Erst mal sehen wir zu, dass wir dich wieder aufpäppeln.“

„Da ist noch eine Sache, die ich nicht ganz verstehe“, wandte sich der Bibliothekar an die Gerettete. „Hast du nicht gesagt, dass du allein in den Sarkophag gestiegen bist?“

Alena nickte matt. „Wenn es einer mitbekommen hätte... dann wäre ich ja sicher wieder schnell befreit worden.“

„Aber wie hast du den Mechanismus aufbekommen können? Dazu müssen doch die beiden Knöpfe gedrückt werden, und das geht nur zu zweit.“

„Welche Knöpfe?“, erwiderte Alena stirnrunzelnd. „Ich hab einfach den Deckel... zur Seite geschoben und bin rein gestiegen. Zuerst dachte ich, dass ich ihn gar nicht mehr... gar nicht mehr richtig zu kriege, aber dann ging es einfacher als gedacht. Es hat Klick gemacht und dann... war er zu und ging auch nicht mehr auf.“

„Was hat das denn zu bedeuten?“, fragte Jon den Bibliothekar. „Also war der Sarkophag vorher nicht richtig verschlossen?“

„Das ist in der Tat bemerkenswert.“ Zacharias strich sich mit dem Finger über die Lippen. „Womöglich wurde er zuvor schon einmal geöffnet, und beim Schließen des Deckels ist der Mechanismus nicht richtig eingerastet.“

„Willst du damit sagen, jemand hat...“ Jon wollte es kaum aussprechen, so absurd klang es. „...die Mumie befreit?“

„Wenn Harax tatsächlich in diesem Sarg gelegen hat, dann kann er ihn nicht ohne Hilfe von außen verlassen haben. Jemand muss den Mechanismus für ihn geöffnet haben. Genauer gesagt, zwei Jemande müssen es getan haben.“

„Naja, solange wir nicht sicher wissen, dass wir es wirklich mit Harax zu tun haben, sollten wir lieber keine wilden Theorien spinnen“, fand Jon.

„Vielleicht ist der Sarkophag auch leer auf das Schiff gekommen und der Deckel wurde nach dem Transport einfach nicht richtig geschlossen. Im Vengarder Museum wird der Deckel ja vielleicht sogar getrennt vom Rest aufbewahrt, wer weiß.“

„Hm“, machte Zacharias. „Das wäre natürlich denkbar, wenn auch sehr langweilig.“

„Ist es dir lieber, dass hier eine irre Mumie durch das Schiff läuft?“, rief Sheryl kopfschüttelnd herüber.

„Dass irgendein *Irrer* auf dem Schiff ist, das steht ja wohl außer Frage“, verteidigte sich Zacharias. „Mir ist es dann im Zweifel lieber, es ist ein Irrer von Interesse.“

„Ich habe wohl... eine Menge verpasst, kann das sein?“, meldete sich Alena erschöpft zu Wort.

„Keine Sorge, wir bringen dich gleich auf den neuesten Stand“, versprach ihr Sheryl. „Ansonsten können wir gerade ja wohl eh nichts mehr machen.“

„Da ist noch eine Sache, die ich überprüfen möchte“, kündigte Zacharias an. „Im Buch ist die Rede von einem Diener Harax', der ihm bis zuletzt die Treue gehalten haben soll. Nachdem Harax in Al Shedim eingeschlossen wurde, soll er eine Prophezeiung ausgesprochen haben, die eine Rückkehr des Kriegerfürsten für das Jahr angekündigt hat, in dem ein bestimmtes Sternbild am Nachthimmel zu sehen sein würde.“

„Jetzt auch noch eine Prophezeiung?“, erwiderte Jon skeptisch. „Ich weiß ja nicht. Verrennst du dich da nicht ein bisschen in was?“

„Du hast die Zeit vor der Verbannung der Götter nicht gekannt, Jon. Viele Prophezeiungen sind blanker Unsinn, natürlich, aber einige sind in vergangenen Zeiten schon eingetreten. Ich möchte nur nichts unüberprüft lassen.“

„Na gut“, sagte Jon. „Wie soll dieses Sternbild denn aussehen?“

„Im Buch ist eine Zeichnung davon abgebildet. Im Jahr, in dem Harax weggesperrt wurde, soll nur ein einziger Stern davon am Himmel gestanden haben. Aber die Prophezeiung besagt, dass über die Jahrhunderte hinweg weitere Sterne erscheinen sollen, bis das Sternbild komplett ist.“

„Steht da auch, wie lange das dauern soll? Also bis das Sternbild komplett ist?“

„Nicht genau, nein“, sagte Zacharias. „Aber ich denke, man kann von einem sehr, sehr langen Zeitraum ausgehen.“

„Es ist ja aber auch schon echt lange her, dass die Mumie vergraben wurde“, erinnerte sie Sheryl. „Das heißt, es könnte inzwischen schon so weit sein, oder?“

„Vielleicht ja, vielleicht nein“, gab sich der Bibliothekar einmal mehr unentschieden. „Deshalb werde ich heute Abend einen Blick in den Himmel riskieren, wenn es dunkel ist. Im Moment ist die Wolkendecke ja etwas aufgerissen, vielleicht habe ich Glück und die im Buch beschriebene Position am Firmament ist unverdeckt.“

„Schaden kann es wohl nicht, das mal zu überprüfen, da hast du schon recht“, gab Jon nach.

Im gleichen Moment kam Tara mit einer Flasche Wasser und einem Glas zurück, begleitet von Clemens und zwei uniformierten Männern von der Besatzung.

„Tatsächlich“, sagte Clemens sichtlich erstaunt, als er Alena und den geöffneten Steinsarg sah. „Ich habe es gar nicht glauben wollen, als mir Tara erzählt hat, dass Alena die ganze Zeit im Sarkophag gewesen ist. Das ist natürlich eine sehr erfreuliche Entwicklung.“

Tara goss rasch etwas Wasser ins Glas und setzte es der gierig trinkenden Alena an den Mund.

„Clemens ist mir auf der Treppe entgegen gelaufen“, berichtete die Journalistin. „Da habe ich ihm alles erzählt, damit sie nicht länger nach Alena suchen müssen.“

Jon hatte zwar seine Zweifel daran, dass in letzter Zeit noch großartig gesucht worden war, aber dass Clemens hier war, das war ihm sehr recht. Jetzt konnten sie vielleicht die letzten entscheidenden Fragen klären.

„Clemens, kannst du uns etwas über den Sarkophag sagen?“, wandte er sich daher direkt an den Schiffsverwalter. „War er geöffnet, als er auf das Schiff gekommen ist?“

„Nein, er war sogar fest verriegelt“, sagte Clemens. „Die Dame vom Museum hat mir noch gesagt, dass es einen versteckten Mechanismus gibt, um ihn zu öffnen, aber dass er auf keinen Fall betätigt werden darf, weil der Sarkophag ansonsten irreparable Schäden erleiden könnte. Ich hoffe natürlich sehr, dass diese Schäden jetzt nicht tatsächlich eingetreten sind. Dafür würde die Passagierin selbstverständlich entsprechend aufkommen müssen.“

„Ich... ich habe keinen Mechanismus...“

„Nur die Ruhe, Alena“, sprach ihr Sheryl gut zu. „Das wissen wir ja.“

„Du hast den Sarkophag also auf das Schiff bringen lassen, ohne zu wissen was drin ist?“, fragte Jon kritisch nach.

„Da ist nichts *drin*“, gab Clemens barsch zurück. „Die darin bestattete Leiche wurde bereits direkt nach dem Fund des Sarkophags entnommen und wird derzeit im anthropologischen Museum von Mora Sul ausgestellt.“

„Das hat dir auch die Dame vom Museum gesagt?“

„Ja, das hat sie allerdings.“ Clemens' spiegelglatte Stirn kräuselte sich.

„Worauf sollen all diese Fragen eigentlich hinauslaufen? Ich glaube, ich verdiene eine Erklärung.“

Jon bedachte den geöffneten Sarkophag mit einem mulmigen Blick.

„Wir könnten da vielleicht ein Mumienproblem haben.“

Erschöpft ließ sich Harry auf den Drehstuhl sinken und legte den Schlapphut, den er sich gekauft hatte, um seine verkrusteten Kopfwunden etwas besser zu verdecken als seine fransigen Haare das konnten, auf dem Tresen ab. So angenehm der Tag bis Ladenschluss gewesen war, so anstrengend war er danach geworden. Gleich fünf Säcke Roggenmehl hatte er von Cromwells Mühle am Stadtrand bis zur Konditorei tragen müssen, und dass in jedem von ihnen ein paar Kurzschwert versteckt waren, hatte die Schlepperei auch nicht gerade angenehmer gemacht. Er konnte sich auch schon vorstellen, was Sheryl sagen würde, wenn sie sah, dass er den Lagerraum mit noch mehr Roggenmehl vollgestopft hatte. Vermutlich würde sie ihn für einen kompletten Idioten halten – wenn er bis dahin keine hübsche kleine Kollektion erstklassiger Kuchen auf Roggenmehlbasis gebacken hatte, von der sich seine Chefin eines Besseren belehren lassen konnte. Diese Herausforderung gedachte er natürlich anzunehmen, und sie war ihm auch wesentlich lieber als die lästigen Lieferungen für den Baron zu erledigen. Wenn Sheryl erst einmal wieder da war, war ihm bewusst, würden diese Lieferungen natürlich auch nicht leichter zu bewältigen sein. Es war die eine Sache, eine fünfstöckige Cremetorte mit Kurzschwertfüllung zu backen, aber eine ganz andere, sie unauffällig im gleichen Raum mit einer Person zu backen, die davon nichts mitbekommen durfte. Wenigstens in dieser Woche würde ihm das

Problem aber noch erspart bleiben, und mit ein bisschen Glück würden in Zukunft ja vielleicht die Sumpfkrautlieferungen in der Mehrzahl sein, die mit deutlich weniger Scherereien verknüpft waren.

Harry gönnte sich den Zimtstern mit dem abgebrochenen Zacken, den er am Nachmittag zur Seite gelegt hatte, und als er das Gefühl hatte, wieder einigermaßen zu Atem gekommen zu sein, da stand er auf und stieg die Leiter hinab in das unterirdische Gewölbe. Eigentlich fühlte er sich nach der ganzen Anstrengung viel zu schlapp, um noch auf Spurensuche im Netz zu gehen, aber in der Mittagspause am nächsten Tag wollte er es auch nicht machen: Dann würde er wieder das Risiko eingehen müssen, die Zeit zu vergessen und womöglich einen Boten oder Kunden des Barons zu verpassen. Er beschloss also, es zumindest zu versuchen – mehr hatte er Marie ja auch gar nicht versprochen.

Diesmal war er immer noch allein, nachdem er sich mit dem Netz verbunden hatte. Etwas ratlos verlor er sich mit müdem Blick im blauen Glühen, das ihn jetzt wieder umgab, und überlegte, wie er eigentlich anfangen wollte. Was genau wusste er überhaupt über Maries Freundin? Eigentlich nicht viel mehr außer ihren Namen, Julia, und dass sie sich über das Netz mit Marie getroffen hatte. War es überhaupt möglich, sie selbst oder die Spuren, die sie im Netz hinterlassen hatte, anhand dieser spärlichen Anhaltspunkte ausfindig zu machen? Für einen Moment fühlte sich Harry sehr verloren und hatte das Gefühl, den Erwartungen, die man an ihn als Netzbetreuer jetzt stellte, gar nicht gerecht werden zu können. Dann aber erinnerte er sich daran, was Raid und die beiden Männer vom Institut gesagt hatten: Dass er das Wissen in den Köpfen anderer Menschen im Netz erspüren konnte. Und die Erinnerungen, die Marie an ihre Freundin hatte, gehörten die nicht auch zu diesem Wissen? Wie er Marie erreichen konnte, das wusste er. Vielleicht konnte er über sie dann auch eine Verbindung zu Julia aufbauen.

Jetzt blieb nur noch zu hoffen, dass Marie gerade überhaupt im Netz war, dachte Harry, bevor er sich konzentrierte und ihre Zimtsternrezepte vor seinem inneren Auge noch einmal durchging.

...die gequirlte Butter im offenen Topf leicht andünsten und bereits mit einem Hauch von Zimt bestreuen...

Wieder fühlte sich Harry, als würde ihm die ganze Welt aus den Fingern gleiten. In rasender Geschwindigkeit jagten Bücherregale, Tempelhallen und schummrige Kaminzimmer an ihm vorbei, während er den glühenden Fäden des Netzes folgte, immer seiner Intuition folgend. Für den Hauch einer Sekunde spürte er plötzlich Maries Präsenz, ihre Gedanken, ihre Erinnerungen – die erste zufällige Begegnung mit Julia – ein Gespräch über Schokowaffeln – Schwärmereien über Jakob – Witze, die nur sie beide verstanden – gemeinsame Langeweile – Rituale und Gewohnheiten – Vertrautheit – Freundschaft –
Dann ein Blick hinab in einen Kellerraum.

Harry schwebte über der höchsten Reihe eines großen Bücherregals, die das Netz durch ein kleines Loch zwischen den Ziegeln knapp unter der Decke erreicht hatte. Das Zimmer war nur durch eine brennende Fackel erleuchtet, die es in leicht flackerndes orangerotes Licht tauchte.

Unterhalb der Fackel sah er einen kleinen Haufen weiterer, unbenutzter Fackeln auf dem Boden liegen, daneben einen schmutzigen Teller und ein verschmiertes Wasserglas. In einer Ecke des Raumes schaute unter einer braunen Decke das kränkliche Gesicht einer jungen Frau hervor, die mit angewinkelten Beinen an der Wand kauerte. Die Haare glänzten fettig im Fackellicht, sehr langsam hob und senkte sich die Decke im Rhythmus ihres Atems. Der Blick der Frau war gesenkt und starr auf die zitternden Finger gerichtet, mit denen sie die Decke gefasst hielt.

Harry betrachtete sie eine Weile von seiner erhöhten Position aus. Sie war nicht mit dem Netz verbunden, also war sein leuchtender Körper auch nicht sichtbar für sie. Aber das bedeutete umgekehrt auch, dass er keine Möglichkeit hatte, Kontakt mit ihr aufzunehmen. Er wusste nicht einmal wie er überprüfen konnte, dass diese Frau wirklich Julia war.

Wenn sie es war, dann hatte Marie allerdings wohl recht behalten, was das Verschwinden ihrer Freundin anging – dann befand sich Julia in ernsthaften Schwierigkeiten. Denn obwohl der Raum ganz offensichtlich ursprünglich einmal als Abstellraum genutzt worden war und noch

immer voller Kisten und alter Möbel war, strahlte jetzt alles in ihm die schwere Hoffnungslosigkeit eines Gefängnisses aus. Die einzige Tür war aus Eisen, und in der gegenüberliegenden Ecke der kauern Frau erahnte Harry in einer geöffneten Bretterkiste etwas, das er lieber nicht genauer in Augenschein nehmen wollte. Es sah jedenfalls nicht danach aus, als ob die Frau den Raum verlassen durfte, um ihre Notdurft zu verrichten.

Ratlos blickte Harry auf die Gefangene hinab. Wie konnte er herausfinden, wer sie war? Wenn sie doch bloß einmal das Bücherregal hochgeklettert wäre und das Netz berührt hätte, damit sie miteinander reden konnten... Aber entweder wusste sie gar nicht, was das Netz war – dann war sie wohl kaum Julia – oder aber sie hatte die paar dünnen Fäden, die sich von der dunklen Raumdecke zum Bücherregal zogen, einfach nicht bemerkt. In jedem Fall sah es nicht danach aus, als würde sie es in nächster Zeit herausfinden, denn sie saß ja ganz offensichtlich schon seit einer längeren Weile so da. Er musste also einen anderen Weg finden. Vielleicht half es, wenn er versuchte, mehr über Julia herauszufinden – vielleicht hatte irgendwer im Netz einmal ihr tatsächliches Gesicht gesehen, vielleicht gab es ein Portrait von ihr oder andere Informationen, die ihm weiterhelfen konnten. Hier kam er jedenfalls nicht weiter.

Er konzentrierte sich erneut, rief sich alles, was er aus Maries Kopf mitgenommen hatte, ins Gedächtnis, und ließ sich vom Netz erfassen. Er folgte dem Faden durch die Lücke zwischen den Steinen, über einen Schreibtisch voller sich stapelnder Dokumente, durch eine halb im Morast versunkene Sumpfhütte, vorbei an einem gewaltig aufragenden und von Menschen behausten Baum, in eine Halle voller singender Nordmänner mit gehobenen Humpen – die Inschrift am abgebrochenen Kopf einer Statue – das nie gelesene Tagebuch einer skelettierten Leiche – und schließlich – ein halbdunkler Raum.

Wieder ein Lagerraum, dachte Harry, aber einer von ganz anderer Art. Reihe an Reihe waren große quaderförmige Bretterkisten aufgestapelt, und in der Mitte des Raums waren einige von ihnen geöffnet worden.

Was Harry darin erkennen konnte, waren von tiefen Rissen durchsetzte Teile uralter Säulen, schwere Steintafeln und Keramikschalen. Neben einem großen Zettelkasten, vor dem er schwebte, stand ein Schreibtisch, an dem eine einsame Kerze leuchtete. Eine schon etwas ältere Frau, Harry schätzte sie auf mindestens sechzig, saß in einem hölzernen Rollstuhl davor und hatte einige Papiere vor sich ausgebreitet, in denen sie las. Sie waren nicht mit dem Netz verbunden, aber er konnte nah genug heranschweben, um sie zu lesen. Offenbar handelte es sich um kurze Beschreibungen von Lieferungen, die einem Museum zugestellt worden waren, dem archäologischen Museum von Vengard. Harry überlegte, ob dieser Lagerraum wohl Teil eben dieses Museums war. Aber was hatte das alles mit Julia zu tun? Arbeitete sie hier? Hatte sie hier irgendetwas gesucht?

Ja, da war tatsächlich etwas. Etwas im Raum, das mit ihr zu tun hatte. Eine einzelne Notiz, handgeschrieben auf einem der tausenden Papiere des Zettelkastens – ein Wandteppich, vier Schalen, sieben Steintafeln – ein Sarkophag –

Ausgeliehen an das Museum der Omnipotencia bis zum Frühling des folgenden Jahres.

Harry stutzte, als der Name in seinem Kopf auftauchte. Er war sich ziemlich sicher, diesen Namen schon einmal aufgeschnappt zu haben, und er wusste auch wo: In der Konditorei war das gewesen, als Sheryl über ihre anstehende Reise gesprochen hatte. *Omnipotencia*, das war der Name des Kreuzfahrtschiffs, auf dem sie gerade war. Wo da eine Verbindung mit Julia bestehen sollte, darauf konnte er sich allerdings keinen Reim machen. War er womöglich unkonzentriert gewesen, spukten ihm da etwa immer noch die Gedanken an seine Arbeit in der Konditorei im Kopf herum? Vielleicht hatte ihn das Netz deshalb zu einer Information geführt, die mit Sheryl und nicht mit Julia zu tun hatte. Ratlos schwebte Harry neben dem Schreibtisch und schaute der Frau beim Blättern in den Papieren zu. Das Netz wirkte plötzlich wieder sehr einschüchternd auf ihn, ein gewaltiges Wirrsal aus Fäden, in denen man sich heillos verheddern konnte. Aber da war noch ein Faden, ein ganz

bestimmter, zu dem es ihn hinzog, ohne dass er sagen konnte warum. Er wusste nicht mehr zu entscheiden, ob er noch auf der richtigen Spur war oder ob er sich längst verlaufen hatte, aber er konnte nicht anders, als dem Gefühl nachzugeben und dem Faden zu folgen.

Harry bedachte die Frau mit einem letzten nachdenklichen Blick. Dann ließ er sich vom magischen Sog seines Instinkts mitreißen und entlang des Fadens durch den Untergrund Vengards ziehen – mitten durch einen gewaltigen Müllberg hindurch – ein Wulst aus Fett und Haaren, durch die Kanäle eines verlassenen Untergrunds – durch einen Spalt hinaus ans Licht – der Fischerhafen, wo die kleinen Holzboote vor Anker lagen, zwischen den Felsen der Steinküste hindurch bis ans Meer, und dann – Harry wollte nach Luft schnappen, aber es ging nicht – dann hinab unter die Wasseroberfläche, hinunter zum Meeresboden und immer weiter – dunkle Felsen in der klammen Finsternis, rote Schlingpflanzen, und immer tiefer hinab – ein bleicher Fisch mit weiß flimmernden Auswulstungen, die dünnen Arme eines Kraken – nur ein einziger blau glühender Faden in einem Meer aus verschlingender Schwärze – und dann, irgendwann, wieder ein Lichtstrahl von weit oben – eine Steigung, ein Ansteigen aus der Tiefe – und schließlich, das Auftauchen – der Strand einer nebelumhüllten Insel aus geborstenem Felsgestein – die Gemäuer einer alten Burg mit gewaltigem Turm – aber es hörte nicht auf, es ging weiter, immer weiter, und Harry wollte es aufhalten, aber er konnte nicht – war gepackt von einem unentrinnbaren Sog, immer weiter und die Mauern hoch – bis ins Innere, bis ins Zentrum dieser Burg, bis in den Turm hinein – und dann hinauf, immer weiter hinauf bis über die Wolken hinaus – hinein in die Eiseskälte eines niemals endenden Winters – ein gefrorenes Schiff, ein einsamer Mann aus Eis inmitten von Millionen blau glühender Fäden – und ein Name.

Voskos.

Der Mann aus Eis öffnete die Augen und Harry zerstieb in tausend blaue Funken.

„Sollen wir dir nicht doch noch irgendwas bringen? Einen Apfel, eine Banane, oder vielleicht eine Moleratbrause?“

„Nein, nein... danke... ich glaube, ich brauche einfach nur etwas Ruhe.“

„Die kriegst du jetzt auch. Wir lassen dich schön schlafen, keine Sorge.“ Sheryl befühlte noch einmal mit dem Handrücken Alenas Stirn und stand dann von der Bettkante auf.

„Na kommt, lassen wir Alena mal in Frieden“, sagte sie und fügte an Tara gerichtet hinzu: „Nicht dass du noch auf die Idee kommst, dein Aufnahmegerät einzuschalten.“

„Keine Sorge“, beruhigte sie Tara mit leichtem Schmunzeln. „Da kann ich mich schon noch ein bisschen gedulden.“

In Jons Bauchgegend regte sich wieder ein mulmiges Gefühl, als er die Journalistin das sagen hörte. Es war wohl leider zu befürchten, dass Alenas missglücktes Versteckspiel interessant genug war, um es in ihre Reportage zu schaffen, und dann konnte eigentlich auch nicht unerwähnt bleiben, dass es da einen gewissen Zusammenhang mit ihrer geschiedenen Ehe gab. Hoffentlich würde sich Tara noch an ihr Versprechen erinnern, Jons und Sheryls Geheimnis für sich zu behalten. Als sie hinaus auf den Korridor des dritten Decks traten, da konnte Jon nicht anders, als sich zunächst nach beiden Seiten umzusehen. Der Gedanke, dass eine untote Mumie unbemerkt durch die Gänge des Schiffs streifte, schien zwar eigentlich absurd, aber ganz abschütteln konnte er ihn auch nicht.

„Sollen wir mal gucken, ob sie noch was vom Abendessen übrig haben?“, fragte Sheryl in die Runde. „Vielleicht haben wir ja Glück.“

Da sie Alena nicht hatten allein lassen wollen, hatten sie sich den Hauptgang des Abendessens mit einer Sondererlaubnis von Clemens in ihre Kabine mitgebracht. Alena hatte ein bisschen Rübenstampf zu sich genommen, um ihren Magen zumindest ein klein wenig zu füllen, und auch Jon war mit seiner Portion eigentlich gut satt geworden. Dass Sheryl den Nachttisch vermisste, hatte er sich allerdings schon gedacht.

„Da würde ich mir jetzt keine großen Hoffnungen machen“, sagte er. „Ist ja schon zappenduster draußen. Aber gucken können wir natürlich mal.“

Er war eigentlich ganz froh darüber, dass Sheryl den Vorschlag gemacht hatte – denn eine richtige Idee, wie sie jetzt auf der Suche nach dem Mörder oder einer mörderischen Mumie weitermachen sollten, hatte er bisher noch nicht. Clemens hatte sich nicht besonders überzeugt von der Theorie eines tausend Jahre alten Untoten gezeigt, der auf dem Schiff mordete, aber er hatte sich immerhin dazu breitschlagen lassen, eine weitere Untersuchung des Schiffs anzuordnen. Wie Jon bereits erwartet hatte, war allerdings nichts dabei herausgekommen, und damit schien die Sache für Clemens fürs Erste erledigt zu sein. Es war offensichtlich, dass er noch immer Frank und Jocelyn für den Mord verantwortlich machte, und je mehr Zeit ohne einen weiteren Zwischenfall verging, desto stärker wurden Jons Zweifel, ob es nicht seine eigene Urteilskraft war, an der es haperte. Gleichzeitig ging ihm aber auch die Geschichte nicht aus dem Kopf, die Zacharias über den Kriegerfürsten erzählt hatte. Wenn die Mumie durch die Kratzer an den Türen tatsächlich Frauen für den eigenen Harem markieren wollte, dann war Sheryl womöglich in großer Gefahr. Lavina war ja bereits gestorben, nachdem die Kratzer an ihrer Tür aufgetaucht waren – wer wusste also schon, ob Sheryl nicht die nächste war? Dieser Harax schien ja schließlich schon zu Lebzeiten keinen Spaß verstanden zu haben, wenn seinen Befehlen nicht gehorcht wurde, also hielt er es als Mumie sicher ähnlich. Und wenn der Kriegerfürst tatsächlich als Untoter an Bord sein Unwesen trieb, so unvorstellbar ihm das auch immer noch vorkam, dann musste es zwei Menschen gegeben haben, die ihn aus dem Sarkophag befreit hatten. Wie er es drehte oder wendete, es lief immer darauf hinaus, dass nicht allen auf diesem Schiff zu trauen war.

Als sie zur Treppe kamen, mussten sie sich an drei ihrer Mitreisenden vorbei quetschen, die sich gerade mit Clemens und einem weiteren Angehörigen des Bordpersonals unterhielten und dabei nicht besonders glücklich wirkten. Jon schnappte im Vorbeigehen ein paar Beschwerden darüber auf, dass nun auch noch der Landgang auf Taranis ausgefallen war – nach der ersten Durchsage am Nachmittag hatte es bald eine zweite gegeben, in der Morris ihnen eröffnet hatte, dass eine sichere

Fahrt zum Hafen leider nicht zu machen sei. Bemängelt wurde außerdem, dass die auf der Urkunde gegebene Sonnengarantie nicht eingelöst werde und dass man sich auch nicht sicher auf dem Schiff fühlen könne, wenn zwei heimtückische Mörder in der Nähe waren, ganz gleich ob in Gefangenschaft oder nicht. Jon konnte die Beschwerden gut verstehen – mit einer erholsamen Kreuzfahrt hatte diese ganze Reise bisher ja in der Tat nicht viel zu tun gehabt. Und an seine Aufnahmeschrift, an die hatte er auch schon seit Ewigkeiten keinen Gedanken mehr verschwendet. Das änderte sich auch jetzt nicht, denn hastige Schritte auf der Holzterrasse waren plötzlich zu hören, und kurz darauf kam ein aufgeregter Zacharias die Treppe herunter gestürmt, die zu den oberen Decks führte. Unter den rechten Arm hatte er drei Bücher geklemmt.

„Welcher Drachensnapper ist dir denn über den Weg gelaufen?“, fragte Sheryl verwundert. „Alles in Ordnung?“

„Nein, gar nichts ist in Ordnung. Ich muss euch unbedingt etwas sagen – aber nicht hier“, fügte er mit einem Blick auf die Passagiere hinzu, die sich gerade mit Clemens unterhielten. Der Schiffsverwalter hatte sich allerdings schon mit gerunzelter Stirn von den Reisegästen abgewendet.

„Ich nehme an, das geht auch mich etwas an?“

Zacharias nickte. „Kommt mit.“

Zu viert folgten sie dem Bibliothekar die Treppe hinunter und hörten hinter sich noch ein paar empörte Rufe von den Mitreisenden, die sich ganz offensichtlich im Stich gelassen fühlten. Jon achtete gar nicht darauf und grübelte bereits darüber nach, was Zacharias wohl herausgefunden haben konnte. Er hoffte bloß, dass sich der Bibliothekar nicht allzu sehr in seine Prophezeiung vertieft und sich da irgendetwas Spinnertes zusammengereimt hatte, das ihnen kein Stück weiterhelfen würde – aber das würde sich wohl gleich herausstellen.

Zacharias führte sie durch den Empfangsraum in die menschenleere Bibliothek und schloss die Tür hinter ihnen. Dann legte er seine Bücher auf dem Schreibtisch ab, setzte sich auf die Tischkante und stieß einen Schwall Luft aus.

„Also, raus mit der Sprache“, forderte Clemens. „Worum geht es?“
„Ich war gerade auf dem Aussichtsdeck“, begann Zacharias, den Jon bisher noch nicht so aufgewühlt erlebt hatte. „In einem alten Buch stand etwas von einer Prophezeiung im Zusammenhang mit Harax – zwei von euch habe ich ja heute Nachmittag schon davon erzählt. Jedenfalls war da ein bestimmtes Sternbild von Bedeutung.“

„Hast du das etwa gefunden?“, fiel ihm Sheryl neugierig ins Wort. „Also stimmt das echt mit der Prophezeiung?“

„Ich habe gar nichts gefunden“, sagte Zacharias. „Zwar konnte ich trotz der Bewölkung einen Teil des Sternenhimmels einsehen, allerdings... waren es nicht die richtigen Sterne.“

„Also nicht die Sterne dieses bestimmten Sternbilds?“, hakte Tara nach.

„Nein, nein, ich meine... Es stehen die ganz falschen Sterne am Himmel.“ Zacharias blickte sie mit weit geöffneten Augen einen nach dem anderen an. „Das ist nicht der Himmel der Südsee.“

Für einen Moment herrschte sprachlose Stille in der Bibliothek.

„Aber... welcher Himmel denn dann...?“, meldete sich Sheryl zögerlich zu Wort.

„Ich habe noch keine genauen Messungen vornehmen können, aber ich habe versucht, die Sternbilder mit den mir vorliegenden Sternkarten aus den astronomischen Werken meiner Bibliothek abzugleichen, und bin zu einem recht eindeutigen Ergebnis gekommen. Wir sind irgendwo in den östlichsten Ausläufern des östlichen Archipels.“

„W... was?“, entfuhr es Sheryl. „Aber das kann doch gar nicht sein.“

„Ja, wir sind doch an Faranga vorbei gefahren“, stimmte ihr Tara mit verwirrtem Blick zu. „Und an Calador, die Küste haben wir mit eigenen Augen gesehen. Wie sollen wir denn da auf einmal zum östlichen Archipel gekommen sein?“

„Was auch immer das für eine Küste war, es war mit großer Wahrscheinlichkeit nicht die von Calador“, eröffnete ihnen der Bibliothekar. „Ich habe sie leider nicht selbst gesehen, aber möglicherweise sind wir zu diesem Zeitpunkt an Narva, einer der größeren Inseln im Zentrum des Archipels, vorbeigefahren. Wenn wir

von einer direkten Route von Khorinis an unsere derzeitige Position ausgehen, dann würde das Sinn ergeben.“

„Du willst damit sagen, wir sind seit Khorinis nur noch nach Osten gefahren?“, fasste Jon verstört zusammen. „Aber was ist mit der Aschewolke über Faranga? Die haben wir doch gesehen.“

„Bist du dir sicher?“, gab Zacharias zurück. „Da war eine dunkle Wolke am Horizont, ja, aber für mich hat sie nicht anders ausgesehen als eine Gewitterwolke. Vielleicht haben wir darin nur gesehen, was wir sehen wollten.“

„So richtig besonders hat sie echt nicht ausgesehen“, erinnerte sich Sheryl. „Oh Mann, das würde natürlich das miese Wetter erklären... im östlichen Archipel kommt ja das ganze Jahr über die Sonne nicht raus.“

„Moment, Moment“, ging Jon dazwischen. „Aber das ist doch Wahnsinn. Wir sollen die ganze Zeit in die falsche Richtung gefahren sein? Clemens, sag doch auch mal was dazu. Das kann doch nicht sein, oder?“

Der Schiffsverwalter erwiderte seinen Blick mit starrer Miene.

„Ich... ich bin für die Steuerung des Schiffs natürlich nicht zuständig“, sagte er langsam. „Das macht alles der Kapitän aus seinem Häuschen heraus.“

„Der gleiche Kapitän, der uns die ganze Zeit neue Ausreden dafür erzählt hat, warum wir nie an einer Insel anlegen konnten!“, begriff Sheryl. „Das gibt's doch nicht! Mir ging die Fröhlichkeit von diesem Typen ja die ganze Zeit schon auf den Keks, aber dass er uns auch noch ständig angelogen hat dabei...“

„Zacharias, bist du dir wirklich sicher?“, wandte sich Tara noch einmal an den Bibliothekar. „Das sind schwere Anschuldigungen, alles auf der Basis von ein paar Sternen...“

„Diese paar Sterne sind die einzigen, die uns ganz sicher die Wahrheit sagen“, gab Zacharias unwirsch zurück. „Und die Sterne sagen, wir sind im östlichen Archipel. Glaubt ihr etwa, ich würde euch alle verrückt machen, wenn ich das nicht genauestens überprüft hätte?“

„Entschuldigung“, sagte Tara etwas kleinlaut. „Ich kann das nur alles gar nicht glauben.“

„Ich habe bewusst erst einmal nur euch darüber informiert, damit sich die Nachricht nicht direkt im ganzen Schiff herumspricht“, erklärte Zacharias. „Das würde verständlicherweise für eine große Unruhe sorgen, und die würde es sicher nicht leichter für uns machen, die Hintergründe in Erfahrung zu bringen.“

„Da hast du bestimmt recht“, sagte Jon. „Aber die Menschen auf diesem Schiff haben ein Recht, zu erfahren, dass sie betrogen wurden. Wir müssen so schnell wie möglich herausfinden, was hier gespielt wird.“

„Der Kapitän wird uns auf jeden Fall umgehend Rede und Antwort stehen müssen“, beschloss Clemens, jetzt wieder etwas gefasster.

„Kommt mit, wir statten ihm auf der Stelle einen Besuch ab.“

Sie verließen die Bibliothek und folgten dem Schiffsverwalter durch den Empfangsraum in den Personalbereich, und dann durch den langen Korridor bis zur Tür, die hinaus auf das Oberdeck führte. Zu dieser späten Stunde war sie schon abgeschlossen, aber Clemens zog einen Schlüsselbund aus seiner Tasche, suchte nach dem richtigen Exemplar und schloss die Tür für sie auf.

Draußen war wieder ein etwas rauerer Wind aufgekommen, der wohl auch die Löcher in der Wolkendecke aufgerissen hatte. Wellen schlugen an die Außenseiten des Schiffs, und an der Reling zu beiden Seiten des Oberdecks spritzte die Gischt hoch. Jon erschrak ein bisschen bei diesem Anblick – in den letzten Tagen hatte er oft fast vergessen, überhaupt auf einem Schiff zu sein, so gut wurden die Wellenbewegungen und Schwankungen von den ausgefeilten magitechnischen Apparaturen der *Omnipotencia* abgefangen. Auch vom Aussichtsdeck aus hatte sich Jon immer in sicherer Entfernung zum Ozean gefühlt, aber hier auf dem Oberdeck mit seiner unmittelbaren Nähe zur Wasseroberfläche war die Gefahr, die von den tödlichen Tiefen des Meeres ausging, plötzlich viel greifbarer als zuvor.

Gemeinsam schritten sie über den Bretterweg, der bis zur Tür des kleinen Kapitänshäuschens führte. Jon versuchte einen Blick durch eines der Fenster zu werfen, aber sie waren von innen mit Gardinen abgehängt.

„Morris!“, brüllte Clemens und klopfte mehrmals energisch an die Tür.

„Morris, mach auf! Wir müssen reden!“

Aus dem Inneren der Hütte war nichts zu hören, aber das Brausen der Wellen war auch laut genug, um Schritte oder andere leise Geräusche zu übertönen.

„Morris!“, rief Clemens wieder und klopfte erneut. „Mach endlich auf! Ich bin es, Clemens!“

„Hast du einen Schlüssel dafür?“, fragte Jon, als sich immer noch nichts tat.

„Ich habe als einziger einen Zweitschlüssel, aber eigentlich ist der ausschließlich für Notfälle vorgesehen“, erwiderte Clemens und suchte zögerlich nach dem entsprechenden Schlüssel am Bund. „Der Kapitän legt großen Wert auf seine Privatsphäre.“

„Das ist ja wohl ein Notfall“, fand Sheryl und rieb sich die angewinkelten Arme, auf der sich im kalten Wind eine Gänsehaut gebildet hatte.

„Ich denke auch, mir bleibt nichts anderes übrig“, sagte Clemens. Er wartete noch einige Sekunden ab, dann versuchte er die Tür aufzudrücken. Als das erwartungsgemäß scheiterte, steckte er den Schlüssel ins Schloss und drehte zweimal um. Vorsichtig stieß er die Tür nach innen auf, und sie konnten einen Blick in die Kajüte dahinter werfen. Das Reich des Kapitäns war offenbar Wohn- und Arbeitsbereich zugleich: Es gab ein Bett, einen Tisch, auf dem noch ein paar Teller mit Essensresten standen, einen gepolsterten Stuhl und einige Schränke an den Wänden. Auf der ihnen gegenüberliegenden Seite hing ein großer dunkler Vorhang, der, wie Jon vermutete, ein frontales Aussichtsfenster verdeckte. Davor waren einige magitechnische Apparaturen angebracht, unter denen vor allem das große Steuerrad ins Auge stach. Mehrere dicke Eisenketten waren um das Rad gewickelt und mit eisernen Nieten am Boden sowie an den Wänden festgemacht. Der blaue Teppichboden war an den Stellen, an denen die Niete im Boden saßen, aufgerissen, sodass der Holzboden darunter sichtbar wurde. Jon bemerkte einen größeren Haufen Teppichfetzen vor einem der Schränke. Vom Kapitän, das war beim ersten Blick schon klar gewesen, fehlte dagegen jede Spur.

„Morris?“, fragte Clemens trotzdem sinnlos in den verlassenen Raum hinein.

„Das Schiff wird gar nicht gesteuert?“, erkannte Jon. „Es sieht ja so aus, als wäre das Steuerrad mit den Ketten einfach auf eine bestimmte Position eingestellt.“

„Ich kann mir das auch nicht erklären“, sagte Clemens. „Morris verlässt seine Hütte für gewöhnlich nur, wenn wir an Land anlegen.“

„Heute Nachmittag muss er ja noch hier gewesen sein“, merkte Tara an. „Da haben wir noch seine Durchsagen gehört.“

„Stimmt“, sagte Jon. „Aber wo könnte er denn hin sein?“

„Tja, es ist ja gerade ein Sarkophag freigeworden“, bemerkte Sheryl mit verzweifelm Grinsen. „Mensch, das kann doch nicht sein, dass hier ständig Leute verschwinden!“

„Er muss irgendwie geahnt haben, dass wir ihm auf die Schliche gekommen sind“, vermutete der Bibliothekar.

„Dann könnten es ihm aber höchstens die Leute verraten haben, die eben an der Treppe waren als wir dir begegnet sind, Zacharias“, überlegte Tara. „Wenn einer von ihnen mit Morris unter einer Decke steckt, dann könnte er bei deinem Verhalten dort vielleicht Verdacht geschöpft und dem Kapitän Bescheid gesagt haben. Das kommt mir allerdings etwas weit hergeholt vor, jeden Reisegast gleich als Komplizen zu verdächtigen. Aber ansonsten kann er es eigentlich nicht geahnt haben. Oder hast du noch jemandem davon erzählt, Zacharias?“

„Nein, wie gesagt, nur euch.“

„Selbst wenn er es geahnt hat, wo will er denn dann hin?“ Jon hob ratlos die Hände. „Vom Schiff fliehen kann er ja schlecht.“

„Ich werde auf jeden Fall eine weitere Durchsuchung des gesamten Schiffs veranlassen“, kündigte Clemens an. „Wo Morris auch steckt, wir werden ihn finden.“

Jon hatte da zwar angesichts der mageren Erfolgsbilanzen der bisherigen Durchsuchungen seine argen Zweifel, aber er wusste auch nicht, was er mehr von Clemens hätte verlangen können. Dass seine Leute vielleicht nicht die allergrößten Spürnasen hatten, dafür konnte er ja auch nichts.

„Wir sollten auch versuchen, so schnell wie möglich diese Ketten zu lösen und das Schiff in eine andere Richtung zu steuern“, sagte Jon.

„Dafür werde ich auch ein paar Männer abstellen“, versprach Clemens.

„Die Nieten sind ja alle im Holz festgemacht, die werden sich schon lösen lassen. Und wenn wir dazu die halbe Hütte auseinander nehmen müssen.“

„Leute, sagt mal...“, warf Sheryl ein. „Wo genau fahren wir denn eigentlich hin? Hast du da eine Ahnung, Zacharias?“

„Genau habe ich das noch nicht überprüft“, sagte der Bibliothekar. „Aber wenn wir nicht über die Grenzen unserer bekannten Welt hinausfahren, dann kommen nur einige kleinere Inseln hier am östlichen Rand des Archipels als Ziel infrage. Immer vorausgesetzt, es gibt überhaupt ein Ziel.“

„Welche Inseln sind das?“, wollte Jon wissen. „Sind die bewohnt?“

„Wenn, dann ist darüber zumindest nichts bekannt“, antwortete Zacharias. „Eine der Inseln genießt allerdings eine gewisse Bekanntheit, weil sie während des zweiten Orkkriegs einmal von einer Gruppe myrtanischer Flüchtlinge besiedelt wurde. Der Versuch muss allerdings ein kolossaler Fehlschlag gewesen sein. Es gab wohl viele Tote und nur wenige haben es wieder von der Insel zurück ans Festland geschafft. Was genau damals geschehen ist, darüber gibt es allerdings sehr unterschiedliche Erzählungen.“

„Und heute?“, fragte Jon. „Heute wohnt da niemand mehr?“

„Nein. Myrtanische Schiffe fahren für gewöhnlich auch nicht so weit in den Osten. Mir ist nur noch eine Episode aus den Erzählungen des Abenteurers Ludos des Älteren bekannt, der behauptet hat, auf der Insel von schönen jungen Frauen entführt und auf bizarrste Weise von ihnen gequält worden zu sein. Aber das ist wohl eine Geschichte, die wie so vieles aus Ludos' Feder eher in das Reich der Fantasie gehört.“

Sheryl war während der Ausführungen des Bibliothekars weiter durch den Raum gegangen und neben dem kleinen Berg von Teppichfetzen stehen geblieben. Mit gerunzelter Stirn ging sie in die Knie und räumte die Stoffstücke mit beiden Händen zur Seite, bis der Holzboden darunter

sichtbar geworden war. Auch hier waren große Teile des Teppichbodens entfernt worden. Sheryl kratzte sich am Kopf und zeigte mit dem Finger auf eine jetzt sichtbar gewordene Stelle am unteren Schrankende, wo ein kleiner dunkelroter Fleck zu sehen war.

„Sagt mal... spinn ich, oder ist das hier Blut?“

Bernard öffnete das Säckchen und ließ einige der kleinen weißen Samenkörner über die Platte seines Alchemietischs rieseln.

Feldrübensamen. Als sie auf der Insel angekommen waren, da hatten sie damit gerechnet, den Inhalt dieses Säckchens innerhalb weniger Wochen verpflanzt zu haben, aber es war anders gekommen. Jetzt würde wenigstens eines von ihnen seinen Platz finden.

Er suchte sich ein besonders rundes Samenkorn aus und schloss die linke Hand darum. Mit der rechten nahm er den tiefblauen Trank, den er in der Nacht gebraut hatte, den ersten Manatrank, den er seit vielen Monaten in den Händen hielt.

Bernard stand von seinem Hocker auf, löschte das Kerzenlicht und ging hinaus in den Sonnenaufgang. Das warme Orange der aufsteigenden Sonnenkugel ließ ihn manchmal alle Verzweiflung vergessen, aber immer nur solange bis er daran zurückdachte, wie viele solcher Sonnenaufgänge er gemeinsam mit Lea am Strand beobachtet hatte.

Damals, als alle noch voller Hoffnung gewesen waren. Als er geglaubt hatte, in seinem Leben niemals mehr einen Manatrank anzurühren.

Keine Menschenseele begegnete ihm, als er durch das morgendliche Lager bis zu den Toren der kleinen Palisade ging. Wer nicht verletzt im Krankenzelt lag, der versuchte den beständigen Durst im Schlaf zu vergessen, so lange es eben ging. Auch er selbst fühlte sich an jedem neuen Morgen wieder etwas kraftloser, wenn er sich mit Mühe aus dem Bett quälte, wenn er Lea einen Kuss gab, den sie unerwidert hinnahm, und sich auf wackeligen Beinen an die Arbeit begab. Er und alle anderen in diesem Lager, sie würden keine Woche mehr durchhalten. An einem der nächsten Morgen würde Lea nicht einmal mehr leise seufzen, wenn seine Lippen ihre hohle Wange berührten. Sie würde nur noch liegen

und schweigen. Wenn dieser Morgen gekommen war, dann war sie nur noch eine ausgetrocknete Hülle, ein menschlicher Sarg für ihr totes Kind, das nie einen Tropfen Wasser gekannt hatte. Bernard wusste, dass er diesen Morgen nicht erleben wollte. Er wollte nichts mehr als sie alle drei leben sehen, und in der Nacht hatte er seine Entscheidung getroffen. Unter wolkenlosem Himmel schleppte sich Bernard zum Palisadentor und löste unter leisem Ächzen die beiden großen Holzriegel. Knarrend öffnete sich das Tor unter seinem Druck, und er setzte den Weg nach draußen fort. Nicht weit entfernt, noch in Sichtweite der Palisaden, befand sich eine große karge Senke, in der nur hier und da ein einsamer verdorrter Grashalm aus dem Boden ragte. Sie hatten auch hier gebohrt und nach unterirdischem Wasser gesucht, aber es gab nichts an dieser Stelle: Kein Wasser, aber auch keinen Schwefel. Es war eine gute Stelle, fand Bernard.

Er ging weiter, bis er in der Mitte der Fläche angekommen war, und ließ sich dann stöhnend zu Boden sinken. Nachdem er einen kurzen Schwindelanfall verwunden hatte, stellte er den Manatrank vorsichtig auf dem Boden ab und grub mit den Fingern eine kleine Mulde in den Boden. In diese Vertiefung legte er das Samenkorn ab, nahm dann den Manatrank wieder auf, öffnete ihn und benetzte den Samen mit der blauen Flüssigkeit, bis er sich vollständig mit ihr vollgesaugt hatte. Dann verschloss er den Trank wieder, legte ihn erneut zu Boden und bedeckte den Samen mit spröder Erde, bis die Mulde wieder verschwunden war. Bernard blickte zum Himmel. Er wusste nicht, was es war, das er noch erwartete – ein letzter Ratschlag, ein warnendes Zeichen, eine Ermutigung? Aber da war nichts. Keine Wolke, kein Zeichen. Nur der leere Morgenhimmel.

Er legte die linke Hand auf den Boden über dem vergrabenen Samen, dann die rechte darüber, und schloss die Augen. Leise, aber mit fester Stimme kamen die Worte aus seinem Mund.

„Lebenswasser, kommt von weit...“

Er fühlte, wie sich ein leichtes Zittern vom Erdreich in seine Hände ausbreitete.

„Odemhauch des Wuchses...“

In der Ferne erklang ein dumpfes Grollen, das in seinen Ohren widerhallte.

„Eingegossen in die Saat...“

Der Geruch von frischem Regen stieg ihm in die Nase. Jetzt waren es nur noch fünf Worte. Fünf Worte, dann gab es kein Zurück mehr.

„Bring's bevor's zu spät ist.“

Bernard riss die Hände vom Boden, ging mühsam in die Höhe und stolperte hastig rückwärts, stieß dabei mit dem Fuß achtlos den Manatrank von sich, der über den staubigen Boden kullerte. So schnell ihn sein entkräfteter Körper noch rennen ließ, so schnell rannte er zurück in Richtung der Palisaden, während er hinter sich den Boden aufreißen hörte. Keuchend warf er einen Blick zurück, sah in der Ferne Bäume stürzen, sah wie der Steilhang hinauf zum Hügel in der Mitte entzwei gerissen wurde, wie sich zu allen Seiten hin Abgründe auftaten.

Dann hörte er das Wasser. Es preschte durch die neu entstandenen Schluchten, aus allen Ritzen spritzte es empor, und unter seinen Füßen hörte er das Brausen eines gewaltigen Stroms. Alles Wasser der Insel floss zusammen, alles rauschte dem Samenkorn entgegen, das zu leuchten begonnen hatte unter seiner dünnen Schicht aus Sand. Und als Bernard ächzend am Palisadentor ankam, sich mit dem Rücken daran anlehnte und zu Boden rutschte, da brach das Erdreich unter dem Samenkorn auf und eine gewaltige Fontäne schoss daraus hervor, ein lebendiger Springbrunnen, der die Senke rasch in einen stetig wachsenden Teich verwandelte.

Rufe waren aus dem Lager zu hören. Rosa hastete an Bernard vorbei an das Ufer des neu entstandenen Gewässers, um begierig nach Wasser zu schöpfen. Gleich darauf folgte ihr der humpelnde Bradley, dann Michael, und auch Sancho kam heraus gerannt, fiel unter der Fontäne auf die Knie und bekam im Regen des sprudelnden Wassers einen nicht enden wollenden Lachanfall. Bald waren alle im Lager, die noch in der Lage waren zu gehen, am anschwellenden See versammelt. Gemeinsam tranken und lachten sie in ungläubiger Freude, und wer den eigenen

Durst gelöscht hatte, der füllte Flaschen und Schläuche ab, um die Kranken und Verletzten im Lager zu versorgen.

Bernard sah das alles mit an. Dann richtete er den Blick zum Himmel, an dem eine einzelne kleine Wolke zu sehen war.

„Adanos, vergib mir.“

Antigua

Fünfter Tag der Reise

„... und deswegen sind jetzt natürlich alle ganz schön in Aufruhr“, beendete Sheryl ihre Erzählung. „Mittlerweile weiß nämlich wohl auch die letzte Schlafmütze unter den Passagieren, was los ist.“

„Ja, jetzt hast du es mir ja erzählt.“

Jon war ein bisschen erleichtert, als er das Lächeln auf Alenas Lippen sah. An diesem Morgen wirkte sie schon viel lebendiger als am Tag zuvor. Die zwei Tage im Sarkophag würden wohl keine bleibenden Spuren bei ihr hinterlassen, zumindest nicht körperlich.

„Dich hatte ich nicht gemeint“, sagte Sheryl und strubbelte ihr freundschaftlich durch die Haare. „Du hattest dir den Schlaf ja wohl auch mal voll verdient. In dem kalten Steinding hast du doch bestimmt kein Auge zugekriegt, oder?“

„Nein“, sagte Alena leise. Sie lag noch im Bett und kuschelte sich unter der Decke an ihr Kissen. „Ich hatte auch viel zu viel Angst. Die halbe Zeit habe ich mir eingebildet, dass mir die Luft ausgeht. Und wenn ihr mich nicht gefunden hättet... ganz ohne Wasser... ich weiß nicht, ob ich noch einen Tag durchgehalten hätte.“

„Ist ja zum Glück nochmal gut gegangen“, sagte Jon, der neben dem Fenster saß und den Blick über die unruhige See schweifen ließ. „Da können wir uns aber wirklich bei Zacharias bedanken. Wenn er nicht gewesen wäre, dann wären wir bestimmt nicht so schnell auf die Idee gekommen, im Sarkophag nachzusehen. Und wir würden wahrscheinlich auch immer noch glauben, in der Südsee zu sein.“

„Macht mich ja ganz wahnsinnig, dass wir immer noch in die gleiche Richtung fahren“, sagte Sheryl. „Wer weiß schon wohin wir da eigentlich unterwegs sind...“

Jon nickte beklommen.

„Im Prinzip hat irgendjemand an Bord das ganze Schiff entführt“, brachte er es auf den Punkt. „Und wir wissen immer noch nicht, wohin wir eigentlich entführt werden.“

„Und sie kriegen das Steuerrad wirklich nicht mehr bewegt?“, fragte Alena noch einmal nach. „Da muss es doch eine Möglichkeit geben, oder?“

„Die Ketten sind natürlich längst ab“, berichtete Jon. „Aber bewegen lässt es sich trotzdem nicht mehr. Clemens meinte, es sieht aus als ob es jemand mit großer Hitze an seiner Position festgeschweißt hätte. Das wird eine Weile dauern, bis sie das alles wieder so gelöst haben, dass man das Schiff damit steuern kann.“

„Wer soll das denn gemacht haben?“, erwiderte Alena. „Ein so heißes Feuer sollte es auf dem Schiff gar nicht geben, oder?“

„Nein, deswegen kann sich auch niemand einen Reim darauf machen. Sie versuchen wohl gerade, den Antrieb anzuhalten, damit das Schiff erst mal auf der Stelle bleibt, aber so einfach scheint das auch nicht zu sein. Da wurde wohl ordentlich manipuliert.“

„Wer macht denn sowas?“, seufzte Alena. „Ja, guckt mich nicht so an, ich weiß schon was ihr sagen wollt. Aber so eine Schiffsentführung ist ja wohl nochmal was ganz anderes, oder?“

„Besonders nett war deine Aktion jetzt auch nicht gerade“, erinnerte sie Jon noch einmal und bemühte sich dabei um einen strengen Blick. „Aber du wurdest ja schon mehr als genug dafür bestraft.“

Es klopfte zweimal, dann wurde die Tür geöffnet und Tara kam herein. Im Schlepptau hatte sie den Bibliothekar, in dessen Gesicht er schon wieder den mitteilungsbedürftigen Ausdruck erkannte, den es immer hatte, wenn er ihnen von irgendwelchen neuen Erkenntnissen berichten wollte. Jon fragte sich, was es diesmal war.

„Tara hat mir gesagt, dass ihr hier bei Alena seid“, berichtete Zacharias.

„Es ist doch in Ordnung, wenn ich kurz mit rein komme?“

„Klar“, sagte Sheryl. „Könnte dann zwar ein bisschen eng werden, aber das geht schon.“

Die Journalistin besetzte den freien Stuhl neben Jon, während Sheryl bei Alena auf der Bettkante sitzen blieb. Zacharias hingegen blieb einfach in der Mitte des Raumes stehen und schien auch viel zu aufgeregt zu sein, um sich zu setzen.

„Ich habe die Nacht noch einmal für eine ausgiebige Recherche genutzt“, berichtete er, legte eines der beiden Bücher, die er mitgebracht hatte, auf einer Ecke des Bettes ab und öffnete das andere. Es war das gleiche Buch, das sie sich schon gestern im Empfangsraum angeschaut hatten, und Jon erkannte das Bild, das ihnen Zacharias zeigte, sofort wieder.

„Als ich diese Darstellung des Kriegerfürsten Harax noch einmal genauer betrachtet habe“, fuhr der glatzköpfige Mann fort, „da ist mir ein Detail aufgefallen, dem ich vorher nicht genug Aufmerksamkeit geschenkt habe. Seht ihr das Band, das um seine Stirn verläuft?“

Tara nickte. „Ist das eine Art von Schmuck? Oder so etwas wie eine Krone?“

„Weder noch“, sagte Zacharias. „Ich brauchte eine Weile, bis ich darauf gekommen bin, aber dann ist mir endlich aufgegangen, an was es mich erinnert hat.“

Er legte das Buch offen auf der Bettdecke über Alenas Beinen ab und nahm das andere, schmalere Buch zur Hand, um anhand eines Lesezeichens eine Doppelseite darin aufzuschlagen und ihnen zu zeigen. Diesmal waren es mehrere Zeichnungen, auf denen allesamt bräunliche Bänder zu sehen waren, oder vielleicht auch das gleiche Band aus unterschiedlichen Perspektiven.

„Das Band des Sphärenwandels“, stellte es Zacharias vor. „So werde ich es zumindest nennen, wenn ich ein Buch darüber verfasse. Bisher hat es nämlich noch keinen Namen. In den Legenden Varants ist jedoch auffallend häufig von einem magischen Stoff in langen Bändern die Rede, der es den Menschen erlauben sollte, mit den Schatten zu verschmelzen. Historiker gehen meist davon aus, dass dabei bloß von Stoffen in sandfarbenen Tarnfarben die Rede ist, aber ich glaube, wir haben es mit etwas ganz anderem zu tun.“

„Und zwar?“, fragte Jon.

„Nun, ich habe mich noch ein wenig schlau gemacht über unseren Freund Harax“, berichtete Zacharias weiter. „Es gibt mehr als nur eine Erzählung über ihn, die davon berichtet, wie er und seine Krieger wie aus dem Nichts in der Mitte einer gut bewachten Stadt auftauchen und

sie von innen heraus einnehmen konnten. Die meisten seiner Gegner sahen ihn nicht einmal kommen, da hatte ihnen seine Krallen schon die Kehle durchgeschnitten. In einem Buch habe ich eine ganz besonders bemerkenswerte Passage gefunden, in der Harax als *Shukran Kam Safar* vorgestellt wird, als der *Mann, der mit den Geistern fliegt*. Für mich fügt sich das alles zu einem schlüssigen Gesamtbild zusammen.“

„Du meinst wahrscheinlich, Harax war ein Geistwesen?“, mutmaßte Jon. Es überraschte ihn nicht, dass Zacharias wieder bei seinem Lieblingsthema angekommen war.

„Keines im eigentlichen Definitionssinne“, sagte der Bibliothekar. „Ich glaube jedoch, dass er eine Möglichkeit gefunden hat, in die Sphäre der Geister überzuwechseln. Alle Quellen laufen auf den einen Schluss heraus: Das Band des Sphärenwandels war diese Möglichkeit. In der Sphäre der Geister war er für seine Gegner nicht zu sehen und nicht zu verletzen, und wenn er wieder in die materielle Sphäre übergetreten ist, dann war es für sie meist schon zu spät. Harax und seine Krieger kamen buchstäblich aus dem Nichts.“

„Das würde zumindest erklären, wieso wir die Mumie nie gesehen haben“, sagte Tara.

„Das heißt... sie könnte jederzeit hinter uns auftauchen und uns aufschlitzen?“, schloss Sheryl mit ängstlichem Blick. „Dann muss man sich ja echt wundern, dass hier überhaupt noch irgendwer am Leben ist.“

„Aber Harax wurde trotzdem irgendwann besiegt?“, fragte Jon, in der Hoffnung, dass ihnen diese Episode irgendwie Mut machen konnte. Zacharias nickte. „Und auch dieser Aspekt fügt sich stimmig in das Gesamtbild ein. Als sein Bezwinger gilt nämlich Imichet der Dritte, der vor etwa neunhundertfünfzig Jahren über Al Shedim geherrscht hat. Ich habe schon seit Längerem den Verdacht, dass es sich bei Imichet um ein Geistwesen gehandelt hat – dafür sprechen die unterschiedlichsten Indizien, für deren Darlegung uns jetzt leider nicht die Zeit bleibt, auch wenn sie hochinteressant sind. Als Geistwesen, das heißt als Geist in einem materiellen Körper, war Imichet vermutlich in der Lage, beide

Sphären gleichzeitig zu durchschreiten, sodass Harax' faszinierender Trick bei ihm wirkungslos blieb.“

„Er konnte ihn also die ganze Zeit sehen?“, begriff Sheryl.

„Ganz genau. Diese Begegnung dürfte Harax' großes Unglück gewesen sein. Nach Jahren der Überlegenheit war er auf einen gleichwertigen Gegner vermutlich nicht mehr vorbereitet. Imichet besiegte ihn im Kampf und raubte sein Band des Sphärenwandels.“

„Aber was ist mit seinen Krieger?“, hakte Jon nach. „Wenn sie auch alle aus dem Nichts kamen, müssten sie dann nicht die gleichen Bänder gehabt haben?“

„Allerdings. Ich bin sogar auf einen Text gestoßen, in dem die Stimmbänder seiner Krieger schwarz auf weiß erwähnt werden. Ich gehe allerdings davon aus, dass es sich dabei ursprünglich um ein einziges langes Band gehandelt hat, das in viele Teile zerschnitten wurde, um zur gleichen Zeit von mehreren Personen getragen werden zu können. Dafür spricht, dass es seine Wirkung offenbar nur dann entfalten konnte, wenn Harax und seine Krieger nah beieinander waren. Als sich die Gruppe bei einer Schlacht im Tal von Makan kurzzeitig zerstreute, da bedeutete dies beinahe ihre Niederlage. Was mit den Krieger nach Harax' erstem Tod geschah, geht aus den Quellen, die ich entdecken konnte, leider nicht ganz eindeutig hervor. Sicher scheint aber, dass sie Harax auch nach seinem Niedergang die Treue gehalten haben. Ich habe da eine sehr reizvolle These, für die mir leider noch die belastbaren Indizien fehlen, aber vielleicht interessiert sie euch ja trotzdem.“

„Schieß los“, forderte ihn Sheryl auf.

„Also gut. Wie ihr wisst, wurde Harax von seinen Bezwingern nicht sofort getötet, sondern zunächst gefangen genommen und zu einem späteren Zeitpunkt bei lebendigem Leibe mumifiziert“, rekapitulierte Zacharias. „Meine These besagt nun Folgendes: Als seine Anhänger den Tempel von Al Shedim stürmten, Harax' Leiche und sein geraubtes Band bargen und seine nie ins Totenreich hinab gefahrene Seele in seinem Körper zu neuem Leben erweckten, da entfernten sie die Bandagen, die ihm die Priester von Al Shedim angelegt hatten, und legten ihm

stattdessen nicht nur Harax' eigenes Band, sondern auch die Bänder an, die sie selbst trugen. Jeder gab sein Band des Sphärenwandels, sodass Harax vollständig darin eingehüllt wurde und seine Verbindung zur Sphäre der Geister nie wieder so leicht getrennt werden konnte wie bei seiner ersten Niederlage.“

„Das dürfte seine Anhängerschaft aber stark geschwächt haben, oder?“, warf Tara ein. „Schließlich waren sie danach ja nur noch ganz gewöhnliche Kämpfer.“

„Korrekt“, sagte Zacharias. „Aber das ist noch nicht alles. In dem Text, den ich gerade erwähnt habe, ist davon die Rede, dass die Bänder der Krieger mit einem *Kada Abhara* versehen wurden, einem *Zauber der Seele*. An dieser Stelle trete ich nun ausdrücklich ins Reich der Spekulation ein, aber was wäre, wenn seine Krieger ihrem Herrn ein ganz besonderes Geschenk gemacht hätten, nämlich das Geschenk wahrer Unsterblichkeit? Sie wussten, dass sie selbst sterblich waren und irgendwann nicht mehr auf der Welt sein würden, um Harax nach der nächsten Niederlage ein weiteres Mal neues Leben einzuhauchen. Also gaben sie jedem in naher oder ferner Zukunft lebenden Menschen mit einer Sehnsucht nach Macht einen guten Grund, um diese Aufgabe für sie zu übernehmen. Mein Gedanke ist folgender: Könnte es nicht sein, dass eine bloße Berührung eines der Bänder durch einen lebendigen Menschen genügt, um den Seelenzauber darin zu erwecken und Harax zurück in die Welt der Lebenden zu bringen? Der Lohn für den Helfer wäre das Band selbst, das Harax an ihn abgeben würde. Durch diesen Handel wäre Harax' Unsterblichkeit über Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende gesichert, denn über kurz oder lang würde es immer jemanden geben, der sich von der Versuchung großer Macht zu einer solchen Tat hinreißen lassen würde.“

Jon wusste nicht, ob er die vielen Informationen alle richtig aufgenommen hatte, und wie ernst er Zacharias' Ideen überhaupt nehmen wollte, aber zumindest war es eine Erklärung dafür, wieso überhaupt jemand die Mumie würde befreien wollen.

„Mal angenommen, das würde alles so stimmen“, sagte er. „Dann würde das bedeuten, dass hier jemand an Bord ist, der unbedingt in die Sphäre der Geister übertreten wollte?“

„Dann müsste der aber immer in der Nähe der Mumie bleiben, damit das klappt, oder?“, fragte Sheryl.

„Meine Vermutung ist, dass ein Band, das sich zu weit vom Großteil der übrigen Bänder entfernt, seine Verbindung zur Sphäre der Geister verliert, ja“, bestätigte Zacharias. „Aber wie groß genau die Entfernung sein darf, darüber möchte ich nicht spekulieren. Dazu fehlen mir jegliche Anhaltspunkte.“

Eine Pause trat ein, in der sie das alles erst einmal sacken lassen musste. Wahrscheinlich versuchte jeder einzelne von ihnen für sich einzuordnen, ob an Zacharias' Ideen etwas dran sein konnte oder ob sie damit nur ihre Zeit verschwendeten. Jon wäre sehr geneigt gewesen, das alles für Quatsch zu halten, wenn es sich nicht schon zweimal als gute Idee herausgestellt hätte, Zacharias Gehör zu schenken. Dass der Bibliothekar allerdings nicht einmal selbst restlos überzeugt von seinen Thesen war, machte es nicht einfacher, seine Darlegungen für bare Münze zu nehmen.

„Wenn ich das alles so in meine Reportage schreibe, wird mich mein Chef für verrückt erklären“, kommentierte schließlich Tara mit dem schwachen Anflug eines schiefen Grinsens.

„Oder es wird direkt die Reportage deines Lebens“, entgegnete Sheryl.

„Stell dir mal vor, wir finden die Mumie wirklich, und es gibt ein ganzes Schiff voller Zeugen. Dann kannst du mit der passenden Reportage dazu bestimmt voll abräumen!“

„Ich fürchte ja eher, die Mumie findet uns“, meldete sich Alena vom Bett aus zu Wort. „Das klingt alles ganz schön angsteinflößend. Und ich lege mich auch noch in ihren Sarkophag rein...“

Sheryl strich ihr beruhigend über die Hand, als draußen auf dem Flur Schritte zu hören waren.

„Zacharias? Jon, Tara, Alena?“, hörten sie Clemens' Stimme rufen. „Ist jemand von euch hier?“

Der Bibliothekar legte das Buch zu dem anderen aufs Bett und öffnete die Tür.

„Wir sind hier, in Alenas Zimmer“, sagte er und ließ ihn herein.

„Ah, es sind sogar beide Alenas hier“, sagte Clemens, und es entstand eine kurze, für Jon sehr unangenehme Stille. Der Schiffsverwalter war der einzige im Raum, der nicht über den Eheschwindel Bescheid wusste – Zacharias hatten sie mittlerweile ja auch einweihen müssen, und die echte Alena natürlich sowieso. Alle hatten Jon versichert, dichtzuhalten, aber er wusste natürlich, dass die Wahrscheinlichkeit, dass doch etwas durchsickerte, mit jedem Mitwisser wuchs. Im Augenblick war ihm das alles aber so egal, dass er sich für sein Gehabe zu Beginn der Reise schon fast ein bisschen schämte.

„Eigentlich suche ich vor allem nach dir, Zacharias. Ich dachte mir schon, dass du in Gesellschaft der anderen bist. Ihr scheint mir ja mittlerweile eine eingeschworene Gemeinschaft zu sein.“

„Ja, voll“, sagte Sheryl strahlend, als hätten sie gerade einen Freizeitverein gegründet.

„Was ist es denn?“, erkundigte sich Zacharias mit wirrem Blick. Offenbar war er mit den Gedanken noch nicht aus der Wüste zurückgekehrt.

„Bei der Durchsuchung haben wir dieses Buch hier in der Kabine eines der Bordbediensteten gefunden.“ Er drückte ihm einen dicken Wälzer mit grünem Einband in die Hand, den der Bibliothekar mit gekräuselter Stirn beäugte. „Es war unter dem Teppichboden versteckt, kann man sich das vorstellen? Einer unserer eigenen Leute stiehlt ein Buch aus der Bibliothek und versteckt es bei sich unter dem Teppichboden. Mir ist das ausgesprochen unangenehm und im Namen des ganzen Bordpersonals möchte ich mich bei dir entschuldigen, Zacharias. Selbstverständlich wird der Vorfall schärfste Konsequenzen haben.“

„Welches Buch ist das denn?“, fragte Sheryl neugierig und stand auf, um sich über Zacharias' Schulter zu beugen.

„Es handelt sich um ein naturkundliches Nachschlagewerk“, erklärte Zacharias, schlug das Buch auf und blätterte durch die Seiten. „Ein Bestimmungsbuch für Bäume, Sträucher und andere Gewächse.“

„Da ist ja was raus gefallen“, bemerkte Alena. Sie hatte sich mit dem Kissen auf den Oberschenkeln im Bett aufgesetzt und deutete auf eine Stelle am Boden.

„Tatsächlich“, sagte Zacharias, bückte sich und hob ein kleines, braunes Blatt auf, das zwischen den Seiten offenbar plattgedrückt worden war.

„Das habe ich doch schon mal gesehen“, erkannte Jon überrascht. „Sh-Alena, Erinnerst du dich noch? Das hatte doch Lavina dabei, als wir sie vorgestern morgen vor dem Frühstück getroffen haben.“

„Du hast recht!“, erkannte jetzt auch Sheryl aufgeregt. „Ich hab mich noch gefragt, wo sie das wohl her hat. So viele Topfpflanzen gibt’s ja hier an Bord gar nicht.“

„Lavina hatte genau dieses Blatt dabei?“, hakte Clemens nach. „Kurz vor ihrem Tod?“

„Ich bin mir ziemlich sicher“, sagte Jon. „Also, zumindest sah es genauso aus.“

Zacharias hatte bereits damit begonnen, im Buch zu blättern und war offenbar schnell fündig geworden.

„Schaut mal, das hier müsste es sein“, sagte er und zeigte ihnen die aufgeschlagene Seite. „Das Blatt der kleinen Trockenstachelpalme, heimisch ausschließlich an den Küsten der Insel Narva.“

„Narva?“ Jon merkte auf. „Du meinstest doch, das war vielleicht die Insel, an der wir vorgestern vorbei gefahren sind, als wir eigentlich dachten, vor Calador zu sein, oder? Kann es sein, dass das Blatt von der Küste aufs Schiff geweht ist?“

„Wenn ich mich richtig entsinne, war es ausgesprochen stürmisch an diesem Morgen“, sagte der Schiffsverwalter. „Denkbar wäre es sicherlich.“

„Lavina hat auf jeden Fall erzählt, dass sie auf dem Aussichtsdeck war, das weiß ich noch voll gut“, erinnerte sich Sheryl aufgeregt. „Da könnte ihr das Blatt ja zugeflogen sein.“

Jon nickte und wandte sich an Zacharias. „Von dir weiß ich, dass Lavina am Vormittag in die Bibliothek gegangen ist und das Regal mit den

Sachbüchern durchsucht hat. Könnte sie vielleicht genau dieses Buch hier gesucht und mitgenommen haben?“

„Möglich. Ich habe geschlafen, als Lavina gegangen ist. Vielleicht wollte sie das Buch ausleihen und mich nicht wecken.“

„Dann hat Lavina also schon vorgestern rausgekriegt, dass wir gar nicht in der Südsee sind!“, platzte es aus Sheryl heraus. „Jon, meinst du etwa – meinst du, sie wurde deswegen umgebracht?“

„Denkbar ist es“, erwiderte er nachdenklich. „Lavina ist auch bei uns im Büro immer an den Pflanzen zugange, und an Bord gab es bei dem schlechten Wetter ja nicht so viel zu tun. Ich kann mir gut vorstellen, dass sie einfach mal nachsehen wollte, welches Blatt ihr da zugeflogen ist. Vermutlich hat sie auch deshalb so lange gebraucht, das richtige Buch zu finden, weil sie davon ausgegangen ist, dass sie bei den Südseepflanzen nachschauen muss. Aber irgendwann wird sie dann die Wahrheit entdeckt haben.“

„Gut möglich“, sagte Tara. „Aber hätte sie dann nicht direkt jemandem davon erzählt? So schnell kann sie der Mörder wohl kaum erwischt haben, da müsste er sie ja schon unter Beobachtung gehabt haben.“

„Vielleicht kann er sie sehr wohl so schnell erwischt haben.“ Jon hob den Finger. „Nämlich dann, wenn sie es ausgerechnet demjenigen erzählen wollte, der für die Entführung des Schiffes selbst verantwortlich ist und der sie daher um jeden Preis geheim halten wollte.“

„Also Kapitän Morris?“, erwiderte Zacharias.

„Er ist wohl zumindest unser größter Verdächtiger“, sagte Jon. „Vielleicht hat sie an seiner Tür geklopft, um ihn mit ihren Entdeckungen zu konfrontieren.“

„Das kann ich mir echt gut vorstellen“, stimmte ihm Sheryl zu. „Sie hatte ja auch eine ziemlich direkte Art, da wird sie das nicht erst überall rumerzählt haben.“

„Und der Kapitän hat dann kurzen Prozess mit ihr gemacht, damit die Wahrheit nicht ans Licht kommen konnte“, vermutete Jon. „Vielleicht wurde sie sogar schon in der Hütte angegriffen – das würde auch das Blut erklären, das wir am Schrank gefunden haben. Es waren ja mehrere

Stiche, die ihr zugefügt wurden. Denkbar, dass sie den ersten bereits in der Hütte erlitten hat, sie sich dann aber noch bis in den Empfangsraum hat flüchten können. Dort hat sie Morris dann eingeholt und sein Werk vollendet.“

„Dann wissen wir jetzt, dass Morris einen Komplizen hat“, sagte Zacharias. „Du hast doch gesagt, dass das Buch in der Kabine eines Bediensteten gefunden wurde, nicht wahr, Clemens? Wer es für Morris verborgen hat, der wird wohl mit in der Sache drin stecken.“

Der Schiffsverwalter lehnte sich an die Wand neben der Zimmertür und kniff kurz die Augen zusammen. Vermutlich hatte er in letzter Zeit auch nicht besonders viel Schlaf abbekommen, dachte Jon.

„Richard arbeitet schon seit Jahren hier an Bord. Kaum zu glauben, dass er an einer solchen Schiffsentführung beteiligt sein sollte. Andererseits gilt das für Morris natürlich genauso.“

„Das war Richard, bei dem das Buch gefunden wurde?“ Jon warf seiner Kusine einen Blick zu. „Der war doch auch da, als wir Lavinas Leiche gefunden haben, oder?“

„Ja, weiß ich auch noch“, bestätigte Sheryl.

„Vielleicht hatte Lavina das Buch dabei, als sie zu Morris gegangen ist“, überlegte Jon, „um ihre Behauptungen direkt beweisen zu können. Und als Morris sie umgebracht hat, da hatte er vielleicht keine Zeit mehr, das Buch aufzuheben, weil er Schritte auf der Treppe gehört hat.“

„Genau – Samantha!“, sagte Sheryl. „Sie war ja die erste, die Lavina gefunden hat.“

„Als Richard dazu gekommen ist, hat er das Buch womöglich gesehen und Eins und Eins zusammengezählt. Da hat er es vor der Spurensicherung schnell verschwinden lassen.“

Wenn es überhaupt eine Spurensicherung gegeben hat, setzte Jon in Gedanken hinzu, aber das wollte er vor Clemens lieber nicht laut aussprechen.

„Zu zweit hätten Morris und Richard natürlich auch den Mechanismus des Sarkophags bedienen und Harax befreien können“, sagte Zacharias.

„Auch wenn mir noch nicht ganz klar ist, wieso das für ihren Plan notwendig war, ist wohl nicht davon auszugehen, dass hier zwei

Verbrecherduos unabhängig voneinander am Werk sind.“

„Das wäre schon ein gewaltiger Zufall“, pflichtete ihm Tara bei.

„Um herauszufinden, was der ganze Plan bezwecken soll, müssten wir aber natürlich erst einmal wissen, wohin das Schiff überhaupt gebracht werden soll“, sagte Jon.

Clemens räusperte sich. „Außerdem darf ich darauf hinweisen, dass die Mörder bereits gefasst wurden. Das Messer ist ein eindeutiges Beweisstück, daran gibt es wohl nichts zu rütteln.“

Jon musste sich zusammenreißen, um nicht die Augen zu verdrehen.

„Richard hat doch Zugang zu allen Kabinen, oder etwa nicht? Er kann das Messer jederzeit im Zimmer von Jocelyn und Frank platziert haben, um den Verdacht von ihm und Morris abzulenken.“

„Ich finde auch, du solltest die so schnell wie möglich freilassen, Clemens“, forderte Sheryl. „Die hocken doch jetzt schon seit über einem Tag da unten in der Kälte, die Armen.“

„Nicht so schnell“, raunzte der Schiffsverwalter. „Erst einmal werde ich mir Richards Version der Geschichte anhören. Ich werde die beiden Beschuldigten erst freilassen, wenn ich mir sicher sein kann, dass danach die Morde nicht wieder losgehen.“

„Es war nur *ein* Mord“, erinnerte ihn Sheryl säuerlich, „und den haben wir doch gerade aufgeklärt.“

„Genau, ich lebe ja noch“, rief Alena vom Bett aus.

„Ich stimme zu, dass eure Überlegungen plausibel klingen“, lenkte Clemens ein wenig ein. „Aber ihr müsst verstehen, dass ich verantwortlich für die Sicherheit meiner Passagiere bin. Im Zweifel nehme ich lieber eine Klage wegen Freiheitsberaubung als einen weiteren Toten in Kauf. Ich werde Richard umgehend festnehmen lassen, und Morris selbstverständlich auch, sobald wir ihn ausfindig machen konnten. Dann werden vorerst alle vier in Gewahrsam bleiben, bis wir Klarheit haben.“

Jon konnte schon nachvollziehen, dass Clemens aus seiner Position heraus so handeln musste. Es tat ihm nur leid für Jocelyn und Frank, von deren Unschuld er mittlerweile sehr überzeugt war. Er konnte sich auch

nicht vorstellen, dass es die beiden im Lagerraum besonders gemütlich hatten.

„Dann beeil dich aber wenigstens, alles aus dem Mistkerl rauszukitzeln“, forderte Sheryl. „Wenn die beiden da unten an ’ner Lungenentzündung sterben, hast du das dann nämlich auch auf dem Gewissen.“

„Ich werde alles Nötige veranlassen“, versprach Clemens, nickte ihnen knapp zu und öffnete die Tür. Als er schon auf dem Gang stand und sie wieder hinter sich zuschlagen wollte, da blickte er noch einmal in den Raum zurück und erstarrte. Jon runzelte die Stirn, und als er seinem Blick zum Fenster folgte, da begriff er die Reaktion des Verwalters. Draußen auf dem Meer zeichnete sich die Silhouette eines großen Segelschiffs vor der aufgehenden Sonne ab.

„Das hat einfach keinen Zweck, Crocker. Die sterben uns weg wie die Fliegen.“

„Ich versteh das nicht. Wieso bringt es jeden um, den wir darauf ansetzen?“

„Es ist irgendwas, was mit dieser Julia zu tun hat. Irgendwas Tödliches.“

„Wenn doch einer von denen nur mal so lange durchhalten würde, dass wir einen echten Anhaltspunkt hätten.“

„Ich hab dir gleich gesagt, wir sollten es lassen. Jetzt haben wir wieder eine Leiche am Hals. Na, den hier wird wenigstens keiner vermissen.“

„Sag das nicht. Nächste Woche kommt seine Chefin wieder, du hast es doch gehört.“

„Die findet schon jemand Neuen. Guck mal wie der aussieht. Der hätte es doch eh keine zwei Wochen mehr gemacht.“

„Du bist ekelhaft, Vinton.“

„Hast du seine Nase gesehen? *Die* ist ekelhaft.“

„Weißt du was? Den Nächsten kannst du alleine aussuchen. Dann kannst du dir eine Nase ausgucken, die dir besser in den Kram passt.“

„Es gibt keinen Nächsten, Crocker. Wir blasen die Sache ab. Ernsthaft, das war’s.“

„Komm schon. Willst du wieder den ganzen Tag Manalampen konstruieren? Wir haben jetzt ein *Projekt*, Vinton, ein eigenes Projekt!“

„Wenn es das denn wäre. Sieh's ein, wir haben keine Ahnung, wie das Ding funktioniert. Wie sollen wir das jemals veröffentlichen, wenn wir nicht wissen, warum es Leute umbringt? Willst du da wirklich deinen Namen drunter schreiben?“

„Wir kriegen das in den Griff. Diesmal war's ein Reinform, okay. Geschenk. Vielleicht haben wir beim Nächsten mehr Erfolg. Hauptsache, wir bleiben dran an der Sache.“

„Du bist ein Psychopath, Crocker. Denk auch mal an die Leute.“

„Mach ich ja. Also, was stellen wir mit ihm an? Unfall mit dem Kuchenmesser?“

„Was ist mit dem Regal da hinten? Das sieht jetzt schon so kaputt aus.“

„Gute Idee. Wir legen ihn da drüben hin und dann lassen wir das Regal nochmal auf ihn drauf fallen. Das sollte reichen.“

„Erschlagen vom Regal. Das Schicksal kann so grausam sein.“

„Okay, tragen wir ihn erst mal rüber. Aber diesmal nimmst du die Beine. Ich hatte die schon auf der Leiter die ganze Zeit im Gesicht.“

Zwei Hände griffen nach Harrys Schultern, zwei andere nach seinen Füßen. Bevor sie ihn vom Boden hochheben konnten, schlug er die Augen auf und schüttelte sie energisch ab.

„Ich bin nicht *tot*, ihr Arschlöcher!“, krächzte er, als die beiden Forscher mit entsetzten Gesichtern rückwärts von ihm wichen.

„Das... das wollten wir auch gar nicht andeuten...“

„Endlich bist du aufgewacht, wir haben schon die ganze Zeit gewartet...“

„Spart euch das“, blaffte er und schleppte sich zum Drehstuhl, wo er sich erschöpft fallen ließ. „Ich hab alles mit angehört. Ihr habt mich verarscht.“

„Harry, hör mal, das ist ein Missverständnis.“

„Ich weiß auch nicht, was du gehört haben willst. Weißt du was er meint, Crocker?“

„Ich habe nicht die geringste Ahnung, Vinton.“

„Da hast du ausnahmsweise mal recht“, sagte Harry. „Ihr habt nicht die geringste Ahnung vom Netz, oder? Es keine Erfindung eures Instituts, hab ich recht? Ihr habt nur versucht, es als eure auszugeben.“

„Das sind schwere Vorwürfe, Harry. Sehr unschön.“

„Du solltest äußerst vorsichtig sein, was du da sagst.“

„Das königliche Institut für Magitechik ist eine namhafte Institution und anerkannt weit über die Grenzen des Königreichs hinaus.“

„Wir sind enttäuscht von dir, Harry. Wir hatten so große Erwartungen in dich gesetzt.“

„Ich glaube nicht, dass unter solchen Umständen eine weitere Zusammenarbeit mit dir möglich ist.“

„Leider müssen wir dich auffordern, deine Arbeit als Netzbetreuer umgehend einzustellen.“

Harry rollte auf dem Drehstuhl zu einem der Arbeitstische und zog ein großes Kuchenmesser aus einem Messerblock.

„Verpisst euch“, sagte er. „Jetzt sofort.“

„Natürlich.“

„Selbstverständlich.“

Ein besorgter Ausdruck trat auf die Gesichter der beiden Männer, und sie beeilten sich, die Konditorei zu verlassen. Harry beobachtete mit gezücktem Messer ihren Abgang, während vor seinen schmerzenden Augen tausende blaue Funken flimmerten. Als er das Läuten der Türglocke hörte, legte er das Messer wieder zurück und atmete seufzend aus. Beim Blick auf die Tür wünschte er sich fast, das Messer auch tatsächlich eingesetzt zu haben, denn sie hatten das Schloss mit beispielloser Stümperhaftigkeit aufgebrochen. Das würde er auf jeden Fall ersetzen müssen, bevor Sheryl wiederkam. Aber vielleicht würde er im Netz eine Anleitung finden, um das selbst zu erledigen.

Das Netz.

Die Erinnerungen an den vergangenen Abend kamen nur bruchstückhaft zurück. Da war die Gefangene im Kellerraum gewesen. Die Lieferung auf die *Omnipotencia*. Und dann...

Voskos.

Harry schreckte vom Stuhl hoch und achtete gar nicht auf die aufplatzenden Schmerzen in seinem Schädel. Alles war plötzlich wieder ganz deutlich da – alles was er im Bruchteil eines Augenblicks in den Gedanken und Erinnerungen des gefrorenen Mannes erspürt hatte. Sheryl und ihr Vetter, sie waren in gewaltiger Gefahr. Er musste sie irgendwie warnen – aber das Schiff war in ständiger Bewegung, das Netz würde sich dorthin nicht ausbreiten können. Wie sollte er sie also von hier aus kontaktieren? Selbst wenn er genug Geld gehabt hätte, um ein Schiff am Hafen für die Verfolgung des Kreuzfahrtschiffs zu bezahlen, dann würde es niemals rechtzeitig aufholen können, nicht einmal wenn es das schnellste Schiff Vengards war. Die *Omnipotencia* selbst verfügte ja bereits über einen der schnellsten Antriebe, und sie hatte bereits mehr als vier Tage Vorsprung. Auf dem Seeweg konnte er sie nicht erreichen, über das Netz auch nicht... aber er musste unbedingt etwas tun, irgendeinen Weg finden! Unmöglich konnte er untätig hier herumsitzen, während Sheryl unwissentlich in ihr Verderben fuhr. Es blieb nicht mehr viel Zeit, bis vielleicht schon alles zu spät war und –

„Stadtwache Vengard. Keine Bewegung!“

Ein grauhaariger Mann in der Uniform eines Hauptmanns der Stadtwache war durch die Tür getreten und zielte mit einer gespannten Armbrust auf ihn. An ihm vorbei stürmten fünf, sechs, sieben Stadtwachen in den Raum und umringten den rosa Drehstuhl, auf dem er saß, mit gezückten Schwertern. Einer packte seine Hände und drehte sie ihm schmerzhaft hinter den Rücken, ein anderer band sie ihm mit einem festen Seil zusammen.

„Durchsuchen!“, wies der Hauptmann seine Männer an, die sich sofort daran machten, den gesamten Back- und Verkaufsraum auseinander zu nehmen. Zwei von ihnen öffneten die Tür zum Nebenraum und verschwanden darin, einer blieb neben Harry stehen und beobachtete ihn mit konzentrierter Miene.

„W- was hat das zu bedeuten?“, rief Harry dem Hauptmann zu, der

gerade die Armbrust entlud und wegsteckte. „Wir sind ein ordentlicher Konditoreibetrieb! Wir haben, wir haben schon den *König* beliefert!“

„Spar dir den Atem“, bellte ihn der Mann in der glänzenden rot-silbernen Uniform an. „Wir wissen genau, wen du beliefert hast. Zu deinem Pech ist es dir offenbar nicht gelungen, deine rechtschaffenen von deinen verbrecherischen Kunden zu unterscheiden. Eine deiner *rechtschaffenen* Kundinnen hat *das* hier in ihrer Schoko-Nuss-Torte gefunden.“

Er griff in eine broschenbesetzte Ledertasche, die an seinem Gürtel hing, und zog mit spitzen Fingern einen Stängel Sumpfkraut heraus, an dem noch ein paar Schokokrümel klebten. Harry lief es eiskalt den Rücken herunter. Wieso hatte er auch unbedingt noch drei weitere Schoko-Nuss-Torten für den normalen Verkauf backen müssen? Er hatte doch ahnen müssen, dass er da schnell durcheinander kommen konnte. Der verdammte Spaß am Backen hatte ihn einfach zu leichtsinnig werden lassen, und nun würde er keine Gelegenheit mehr bekommen, seinen Fehler wieder auszubügeln.

„Fündig geworden!“, meldete eine der Stadtwachen, die gerade zurück aus dem Nebenraum kam, und kippte einen Sack Roggenmehl mitten auf dem Boden aus. Deutlich sichtbar blitzten die Schneiden dreier Kurzschwerter aus dem Mehlberg hervor.

„Wie erwartet“, sagte der Hauptmann. „Da haben wir offenbar einen größeren Schmugglerring ausgehoben. Gute Arbeit, Männer. Seht zu, dass ihr herausfindet, wo dieses Mehl herkommt.“

„Sehr wohl, Hauptmann.“

„Und du...“, fügte er hinzu und blickte Harry in die Augen. „Du begleitest uns jetzt ins Gefängnis. Zehn Jahre werden das mindestens, so viel kann ich dir schon mal versprechen.“

Er wandte sich zur Tür um und gab seinen Männern über die Schulter ein Zeichen.

„Führt ihn ab.“

Auf dem Aussichtsdeck herrschte ein Gedränge wie noch nie zuvor auf der Reise. Es gab kaum einen Passagier, der die Ankunft des fremden Schiffs nicht mit eigenen Augen beobachten wollte – und dazu gab es keinen besseren Ort als an der Reling auf dem höchsten Dach der *Omnipotencia*. Gleich links neben Jon hatte sich der dicke Mann aus Khorinis einen Platz an der Reling gesichert, und etwas weiter hinten sah Jon die vier dunklen Mäntel der Bruderschaft. Nebis und Samantha waren offenbar unter den ersten gewesen und hatten einen der Plätze mit der wahrscheinlich besten Aussicht bekommen. Er hatte ihnen kurz zugnickt, als sie einmal in seine Richtung gesehen hatten, und Nebis hatte den Gruß stumm erwidert.

Neben Jon selbst waren auch Tara und Zacharias mitgekommen; Alena dagegen hatte sich noch zu schwach gefühlt und war gemeinsam mit Sheryl, die sie nicht hatte allein lassen wollen, in ihrem Zimmer geblieben. Durch ihr Fenster würden die beiden allerdings wohl auch das meiste davon mitbekommen, was sich gleich auf dem Oberdeck unter ihren Köpfen abspielen würde. Clemens und zehn seiner Männer hatten sich dort aufgestellt und warteten darauf, dass das fremde Segelschiff andocken und die unverhofften Gäste an Bord gehen würden. Da es ihnen ohnehin nicht möglich gewesen wäre, dem Schiff irgendwie auszuweichen, hatte Clemens beschlossen, dass es das Vernünftigste war, die Neuankömmlinge freundlich zu empfangen und auf das Beste zu hoffen. Trotzdem steckte an jedem Gürtel der elf Männer auf dem Oberdeck ein Kurzschwert in der Scheide. Jon hatte schon vermutet, dass einige der Besatzungsmitglieder eine Sonderberechtigung zum Führen einer Waffe hatten und man die Waffen bloß im Regelfall als Passagier nie zu Gesicht bekam. Die Begegnung mit einer fremden Schiffsmannschaft, deren Absichten völlig unklar waren, hatte allerdings verständlicherweise Anlass genug dazu gegeben, die Schwerter hervorzuholen. Jon hoffte inständig, dass sie nicht zum Einsatz kommen mussten, denn er konnte sich nicht vorstellen, dass die Männer, die sich da unten hinter Clemens auf der Stelle stehend die Füße vertraten, besonders gute Kämpfer waren. Vermutlich war das für jeden von ihnen

die erste Kreuzfahrt seit Jahren – wenn nicht die erste überhaupt –, in der sie überhaupt Hand an ihre Schwertknäufe gelegt hatten.

„Jetzt mach doch bitte nicht so ein Gesicht“, bat er Tara, als er nach rechts zu ihr hinüber geblickt hatte. „Du machst mich ja auch ganz nervös.“

„Entschuldigung“, murmelte sie leise und fummelte an ihrem Pferdeschwanz herum.

Tatsächlich wirkte die Journalistin so zittrig und nervenschwach wie seit ihren ersten Gesprächen nicht mehr. Hatte er zwischenzeitlich noch den Eindruck gewonnen, dass sie während ihrer Ermittlungen mehr und mehr an Souveränität hinzu gewonnen hatte, so schien sie die Sichtung des Schiffs wieder schwer aus der Bahn geworfen zu haben. Jon musste selbst mit sich kämpfen, um nicht den Mut zu verlieren, als er sich ausmalte, wie die nächsten Minuten im schlimmsten Fall verlaufen konnten. Wenn er in die Gesichter der anderen Menschen an der Reling blickte, dann sah er in vielen von ihnen die blanke Furcht davor, dass sie nun den Kriminellen in die Hände fallen würden, in die sie ihre Entführer getrieben hatten – was immer diese Kriminellen dann auch mit ihnen vorhatten. Jon hatte sich natürlich auch gefragt, ob es Zufall sein konnte, dass sie auf offenem Meer am fernen Rande des Archipels auf ein anderes Schiff trafen. Zacharias hatte ja gesagt, dass myrtanische Schiffe für gewöhnlich nicht so weit hinaus fahren, wie wahrscheinlich war es also, dass sie hier auf freundliche Helfer trafen, die gerade zufällig in der Gegend gewesen waren? Gleichzeitig hatte die fremde Schiffsbesatzung bisher allerdings auch keinerlei Zeichen von Aggression gezeigt. Mittlerweile war das Schiff so nah heran gekommen, dass Jon die Gesichter einiger der Männer sehen konnte, die dort bei der Arbeit waren. Die meisten von ihnen sahen viel glatter und gepflegter aus, als er das von einer Bande rüddiger Schurken erwarten würde. Die Männer trugen die unterschiedlichste Kleidung von schlichter Handwerkerkluft bis hin zu feinen Gewändern, die Jon für die Tätigkeit auf einem Segelschiff völlig ungeeignet vorkamen. Fast, dachte er, sahen diese Leute selbst aus wie die Passagiere einer Kreuzfahrt, nur vielleicht auf einem Schiff, bei dem sich auch die weniger Betuchten einen Platz

sichern konnten – und bei dem nur Männer zugelassen waren, denn eine Frau hatte Jon noch nicht ausmachen können.

„Guckt mal“, sagte er zu Tara und Zacharias. „Die sehen doch eigentlich ganz nett aus, oder? Ich glaube, das wird halb so schlimm.“

„Mir geht es wie dir, Tara, ich habe kein gutes Gefühl dabei.“ Der Bibliothekar fuhr sich angespannt mit der Hand über die Glatze, auf der sich rötliche Flecken gebildet hatten. „So ein Schiff sollte nicht in dieser Gegend unterwegs sein.“

„Meinst du, sie wurden vielleicht auch entführt?“, kam Jon ein neuer Gedanke. „Aber es sieht eigentlich nicht danach aus... die sind da ja alle ganz normal zugange an den Segeln. Und einen Manaantrieb haben die auf dem Schiff bestimmt nicht.“

„Das kann ich mir auch nicht vorstellen“, sagte Zacharias. „Aber ich schätze, wir werden gleich erfahren, was es mit dem Schiff auf sich hat.“ Tatsächlich lagen die beiden Gefährte jetzt Längsseite an Längsseite, und nur noch ein schmaler Streifen Wasser trennte sie voneinander. Einige der fremden Männer begannen jetzt damit, Planken mit Trittbalken auszufahren. Gespannt beobachteten Jon und die anderen, wie eine Planke nach der anderen laut klappernd auf der Reling des Oberdecks aufkam, bis fünf von ihnen ausgelegt waren. Die Männer, Jon zählte vierzehn von ihnen, machten sie zunächst an ihrem eigenen Schiff fest, dann gingen sie über die Bretter an Bord der *Omnipotencia* und banden sie dort mit Seilen an der Reling fest. Clemens und seine Bewaffneten wichen ein wenig zurück, als die Eindringlinge wie selbstverständlich über das Oberdeck liefen. Mit weiteren Seilen wurden die beiden Schiffe aneinander fest gemacht, ohne dass die fremden Männer dabei ein Wort an die Uniformierten richteten.

Längst waren auch auf dem Aussichtsdeck die Gespräche verstummt. Alle Blicke richteten sich auf das Geschehen an Bord der beiden nun aneinander gebundenen Schiffe, das sich in gespenstischer Stille abspielte. Nicht einmal die Wellen störten diese Stille, denn auch der Wind hatte deutlich nachgelassen und die Wasseroberfläche war beinahe spiegelglatt. Als die Männer ihre Arbeit beendet hatten, da stellten sie

sich zwischen den Enden der Planken in einer Reihe auf dem Oberdeck auf, die ausdruckslosen Gesichter Clemens und seinen Untergebenen zugewandt. Eine gute Minute verging, bevor sich auf dem angedockten Schiff wieder etwas rührte. Zwei Männer, von denen Jon nicht sagen konnte, aus welcher Ecke des Schiffes sie plötzlich gekommen waren, begannen damit eine schlaffe Fahne zu hissen, von der bisher nur zu erkennen war, dass sie eine rötlich-orangene Färbung hatte. Gleichzeitig kam über die Stufen einer Treppe, die am Heck in den Bauch des Schiffes hinunterführte, jemand nach oben auf das Deck gelaufen. Im ersten Moment erschrak Jon, weil er glaubte, die Person im roten Mantel hätte einen Tierkopf, aber dann begriff er, dass es eine rot und weiß gefärbte Stoffmaske war, die sie im Gesicht trug – fast wie eine zu tief nach unten gezogene Wollmütze mit angenähter weißer Schnauze und zwei Auslassungen für die Augen. Die Stoffmaske verdeckte den Rest ihrer Gesichtshaut vollkommen, aber die kurvenreiche Figur und die wallenden roten Haare ließen keinen anderen Schluss zu, als dass es sich um eine Frau handelte.

Sie ging bis zur Reling ihres eigenen Schiffes, griff sie mit den Händen und beugte sich daran vor. Jon war fest davon überzeugt, dass sie Clemens gleich etwas zurufen wollte, aber dann zuckte das Maskengesicht plötzlich hoch, und die Frau winkte ihm und den anderen Menschen auf dem Aussichtsdeck zu.

„Habt ihr Spaß auf eurer Kreuzfahrt?“, hallte ihre voluminöse Stimme zu ihnen nach oben. „Hey! Ich habe gefragt, ob ihr Spaß habt!“

Jon und seine Nebenleute wechselten zögerliche Blicke. Sollten sie darauf jetzt wirklich etwas antworten? Die Frau mit der Tiermaske schien jedenfalls auf eine Antwort zu warten, aber als keine kam, da zuckte sie mit den Schultern und rief: „Wenn ihr keinen habt, dann werde ich jetzt eben welchen mit euch haben.“

Im gleichen Augenblick war die Flagge ganz oben am Mast des fremden Schiffes angekommen und wurde aufgespannt. Auf orange-rötlichem Untergrund war das Zeichen eines Totenkopfs mit gekreuzten Knochen zu sehen. Wie auf ein unsichtbares Zeichen hin stürmten die auf dem

Oberdeck aufgereihten Männer nach vorn, griffen im Laufen mit beiden Händen in die Taschen ihrer Kleidung und zogen jeweils einen Dolch mit weißer, leicht gebogener Klinge hervor – wie die Zähne eines Raubfisches kamen sie Jon vor, als er den Angriff auf Clemens' Männer mit schockstarrem Blick mit ansah. Die Bediensteten in der meerblauen Uniform zogen mit bebenden Händen ihre Waffen und stolperten zurück, bis sie mit dem Rücken an der Reling angekommen waren. Clemens stieß einen markigen Kampfschrei aus und holte mit einem wuchtigen Schlag nach dem heran laufenden Angreifer aus, aber der duckte sich einfach darunter hinweg. Im nächsten Moment hatte sein Kontrahent ihm mit einer blitzschnellen Bewegung seiner beiden weißen Krummdolche bereits das Schwert aus der Hand geschlagen, das durch die Luft flog und ein paar Schritte weiter scheppernd auf dem Holzboden aufkam. Clemens versuchte noch, es zu erreichen, aber sein Kontrahent war schneller. Mit einem raubtierhaften Sprung riss er den schreienden Schiffsverwalter zu Boden, während sich seine anstürmenden Gefährten auf die übrigen hilflos mit ihren Schwertern fuchtelnden Uniformierten stürzten. Auf dem gegnerischen Schiff waren gleichzeitig weitere Männer aufgetaucht, immer mehr kamen aus dem Unterdeck hochgelaufen und strömten mit gezückten Dolchen über die fünf Planken an Bord der *Omnipotencia*, während ihre maskierte Anführerin alles von ihrem Platz an der Reling aus beobachtete. Auf dem Aussichtsdeck war längst Panik ausgebrochen. Viele rannten durch die offene Tür zurück ins Schiffsinnere und die Treppe hinunter, andere liefen verzweifelt im Kreis, einer war gar auf die Knie gesunken und suchte im Himmel nach einem Gott, den es nicht mehr gab. Jon warf Zacharias einen Blick zu, dann packte er die leichenblasse Tara an der Schulter und rief: „Sheryl, Alena – wir müssen sofort zu ihnen!“ Als sie sich nicht rührte, da packte er sie bei der Hand und riss sie mit sich, und endlich setzte sie sich in Bewegung. Zu dritt hasteten sie die Treppe hinunter, überholten dabei einen älteren Mann, der auf der Treppe gestürzt war und sich gerade wieder aufgerichtet hatte, und wären beinahe in eine Frau mit wirrem Blick hinein gerannt, die den

umgekehrten Weg schon wieder nach oben nahm. Angstvolle Rufe waren überall zu hören, irgendwo wurde geweint, und auch die Schreie der Kämpfenden schallten dumpf von draußen herein, bis sie kurz darauf verstummten. Jon war mit Tara in der Hand und Zacharias im Schlepptau auf dem vierten Deck angekommen, warf aber nur einen knappen Blick auf die chaotische Situation im Korridor, wo sich Menschen heulend in den Armen lagen und andere mit schweißnasser Stirn nach einem Versteck Ausschau hielten. Sie nahmen direkt die Treppe hinunter auf das dritte Deck, quetschten sich an an den vier Männern der Bruderschaft vorbei, die dort gerade angekommen waren und wohl vor dem Treppenabsatz eine spontane Beratungssitzung abhalten wollten, und hasteten zu Alenas Kabine.

Jon riss die Tür auf und wollte schon hinein stürzen – aber was er sah, das ließ ihn auf der Stelle innehalten. Das Zimmer war völlig verwüstet. Was einmal Tisch, Stühle, Schrank und Bett gewesen waren, das lag jetzt in hunderte Holzschnetzel zerfetzt überall im Raum verteilt, dazwischen die Reste der kaputt gerissenen Bettdecke und die roten Festlandscavengerfedern, die im zerplatzten Kissen gesteckt hatten. Alle Wände waren über und über mit langen Kratzern versehen, die sich kreuzten und zu wirren Mustern miteinander verbanden. Vor dem Fenster stand mit dem Rücken zu ihm eine Gestalt, eingewickelt in hellbraune Bänder, und schaute hinaus, den rechten Arm mit der blitzenden Metallkralle wie zu einer Drohgebärde erhoben.

Als Jon wie festgefroren im Türrahmen verharrte, zerrte ihn Zacharias zurück auf den Gang und schloss vorsichtig die Tür. Jetzt erst sah er die fünf langen Kratzer im Holz der Außenseite.

„H... Harax!“, zischte ihm der Bibliothekar zu und sah dabei aus, als konnte er sich nicht zwischen Entsetzen und Begeisterung entscheiden.

„Er ist es wirklich! Die Kralle – hast du gesehen? Ich wusste es! Ich wusste es!“

Mit glasigem Blick stolperte Jon von der Tür weg und weiter in den Korridor hinein. Die Mumie konnte jederzeit durch die Tür brechen, und dann wollte er auf keinen Fall in der Nähe sein.

„Wir – wir müssen Sheryl und Alena finden“, brachte er hervor, als er notdürftig verdaut hatte, dass Zacharias' Theorien gerade Realität geworden waren. „Da... da war kein Blut im Raum, also... sie müssen irgendwo...“

„Jon! Wir sind hier hinten!“

Er war selten so froh gewesen, Sheryls Stimme zu hören, wie in diesem Augenblick. Ihr Kopf schaute hinter der geöffneten Tür zu ihrer eigenen Kabine hervor, und sie winkte Jon nervös zu. Schnell rannten sie alle drei zu ihr, betraten das Zimmer und schlossen die Tür hinter sich.

„Wir sind hier rüber gegangen, weil wir dachten, dass die Aussicht von hier aus noch besser ist“, berichtete Sheryl atemlos. Alena hatte sich im Bett aufgerichtet und begrüßte sie nickend mit angstvollem Blick.

„Das war die beste Idee eures Lebens!“ Erleichtert drückte Jon seine Kusine kurz an sich. „In Alenas Zimmer hat die verdammte Mumie gewütet!“

„W- was? Die Mumie? Habt ihr sie etwa -?“

„Ja, haben wir“, sagte Jon. „Aber sie uns zum Glück nicht. Trotzdem könnte sie hier jeden Moment reinkommen.“

„Das stimmt“, sagte Zacharias besorgt. „Und wenn meine Theorien über das Band ebenfalls zutreffen sollten, dann müsste sie dazu wohl nicht einmal die Tür öffnen.“

„Oh scheiße“, entfuhr es Jon. „Das darf doch alles nicht wahr sein.“

Er warf einen hastigen Blick aus dem Fenster und sah, dass das Oberdeck fast menschenleer war. Nur zwei der Angreifer waren noch dort und sammelten die am Boden liegenden Schwerter ihrer Opfer auf. Sie mussten Clemens und die Bediensteten irgendwo hin verschleppt haben, aber Jon wusste nicht zu sagen wohin. Auf dem feindlichen Schiff regte sich nichts mehr, und auch von der Anführerin mit der Tiermaske fehlte jede Spur.

„Sie sind vorhin fast alle rein gelaufen, in den Personalbereich“, berichtete Alena, als sie Jons fragenden Blick sah. „Wahrscheinlich stürmen sie gerade alle Decks.“

Er versuchte, aus den vielen Rufen und schallenden Schritten, die vom Korridor und den anderen Decks zu ihnen herein drangen, herauszuhören, ob ihre Gegner schon in der Nähe waren, aber das klang alles eher nach ihren aufgescheuchten Mitreisenden. Vermutlich waren sie noch im ersten Deck oder in den Lagerräumen des Unterdecks unterwegs.

„Jon, weißt du noch, die Durchsage am Vengarder Hafen?“, erinnerte ihn Sheryl plötzlich aufgeregt. „Das müssen die Piraten sein, wegen denen keine Schiffe mehr hier raus wollten! Die haben bestimmt schon ganz viele andere Kreuzfahrtschiffe auf dem Gewissen!“

„Piraten? So weit im Osten?“, mischte sich Zacharias ein. „Hier bekommen sie für gewöhnlich aber nicht so viel Beute.“

„Guck dir die Flagge doch an!“ Sheryl deutete hinaus durchs Fenster auf die gehisste rote Totenkopffahne. „Wenn das keine Piratenflagge ist, was denn sonst?“

„Wenn diese Piraten für unsere Entführung verantwortlich sind, dann wussten sie ja vermutlich, dass wir hier sein würden“, gab Jon zu bedenken. „Vielleicht haben sie uns absichtlich in diese entlegene Gegend geführt, damit sie jetzt unser Schiff kapern können, ohne dass ein königliches

Schiff sie dabei stören kann.“

„Hm. Möglich, allerdings...“

„Ist doch auch egal“, schnitt ihm Sheryl das Wort ab. „Was machen wir denn jetzt? Wenn wir hier einfach stehen bleiben und quatschen, dann machen uns gleich die Piraten kalt! Oder – oder die Mumie! Wir müssen hier irgendwie weg!“

„Aber wohin denn?“ Verzweifelt sah sich Jon im Raum um, der natürlich nicht den Ansatz eines geeigneten Verstecks bot. Als er Taras fiebrigen Blick und das Zittern auf ihren Lippen sah, da rutschte ihm das Herz gleich noch ein Stückchen tiefer in die Hose. Hatten sie überhaupt eine Chance?

„Wir sind auf einem Schiff! Wir können nirgendwo hin!“

„Der Sarkophag böte vielleicht ein geeignetes Versteck für einen oder zwei von uns an“, sagte Zacharias. „Es ist natürlich ein gewisses Risiko damit verbunden, weil zwei andere von uns ihn später wieder aufschließen müssten, aber...“

„Auf gar keinen Fall!“, rief Alena. „Alles, aber bitte nicht das!“
„Wer weiß auch schon, ob sie den Sarkophag nicht als Beute mit auf ihr Schiff nehmen?“, wandte Jon ein. „Das kommt mir auch viel zu riskant vor.“

„Die Wand!“, rief Sheryl plötzlich und packte Jon am Arm. „Weißt du nicht mehr? Die Wand!“

„Was... was denn für eine Wand?“, entgegnete Jon perplex.

„Als du an einem Abend gegen den Netten gespielt hast“, erinnerte sie ihn, „da hat Pascal doch diese tragbare Holzwand zwischen euch aufgestellt – damit ihr nicht sehen konntet, wie viel Wurst der andere abschneidet! Wenn wir die schräg an eine Ecke stellen, dann sieht es vielleicht so aus, als ob die einfach so zum Raum gehört, und wir können uns dann dahinter verstecken!“

„Aber... meinst du wirklich, das fällt nicht auf?“

„Keine Ahnung, fällt euch denn irgendwas Besseres ein?“

Jon ließ den Blick hastig über die Gesichter schweifen und sah auf keinem von ihnen den Hauch einer Idee.

„Okay, versuchen wir es“, sagte er. „Dann müssen wir aber in den Speiseraum und darauf hoffen, dass die Piraten noch nicht in der Etage unter uns angekommen sind.“

„Ja, wenn wir es machen, dann jetzt gleich“, stimmte Alena zu. „Je länger wir warten, desto wahrscheinlicher ist es, dass die Piraten uns zuvorkommen.“

„Kannst du denn überhaupt gehen?“, fragte Jon seine frühere Ehefrau.

„Das wird schon klappen“, versicherte sie ihm. „Eben habe ich es ja auch mit Sheryl von meiner Kabine hierher geschafft.“

„Dann los“, sagte Jon, öffnete die Tür und schaute in den Korridor. Der Dicke aus Khorinis hastete gerade schnaufend in Richtung Treppe, aber von den Piraten war noch nichts zu sehen. Sheryl half Alena aus dem

Bett und schlang ihren Arm um ihre Hüfte, um sie zu stützen.

Gemeinsam verließen sie das Zimmer und rannten so schnell es mit der schwindeligen Alena ging durch den Korridor.

„Oh nein, guckt mal!“, rief Sheryl und deutete auf die Tür zu Alenas Kabine, die in fünf Einzelteilen mitten auf dem Flur lag. Ein Blick durch den leeren Türrahmen verriet ihnen, dass die Mumie nicht mehr im Zimmer war. Vor ihrem Abgang hatte sie allerdings auch noch das Fenster und große Teile des Teppichbodens in kleine Teilchen zerlegt.

„Das... das war die Mumie?“, entfuhr es Alena beim Blick in ihr verwüstetes Zimmer.

„Lasst uns hoffen, dass wir der nicht mehr begegnen“, sagte Jon. „Los jetzt, schnell weiter.“

Er nahm immer zwei Stufen auf einmal, als er die Treppe hinab sprang, aber kurz bevor er unten angekommen war, da hielt er inne und lugte vorsichtig um die Ecke. Der Gang des zweiten Decks war völlig menschenleer, weder Passagiere noch Piraten waren zu sehen.

„Alles in Ordnung!“, raunte er nach oben, wo Sheryl gerade Alena die Treppe herunter half, hinter ihr Tara und Zacharias. Als alle unten waren, eilten sie die paar Schritte über den Korridor bis zur Tür, die in den Speisesaal führte.

„Weißt du noch, wo Pascal diese Wand hingestellt hat?“, flüsterte er Sheryl zu, kurz bevor sie die Tür erreichten.

„Ich glaub schon! Da gibt es doch so einen kleinen Lagerraum ganz links, oder? Los, schnell, mach auf!“

Jon nickte hastig. Er legte die Finger um die Klinke, drückte sie nach unten und stieß die Tür auf. Direkt dahinter waren ein paar noch nicht abgeräumte Buffettische vom Frühstück zu sehen, auf denen noch ein paar Brote, Obst und Marmeladengläser verstreut waren. Davor stand mit dem Rücken zu ihnen eine Frau, deren leuchtend rote Haare auf ihren orangeroten Mantel hinab fielen. Als sie die Neuankömmlinge bemerkte, drehte sie sich zu ihnen um und nahm einen Bissen von der mit Marmelade beschmierten Brotscheibe, die sie in der Hand hielt. Die

Stoffmaske war bis knapp über die Nasenspitze hochgezogen, an der Jon drei silbern glänzende Ringe aufblitzen sah.

Zwei Hände packten ihn von hinten an den Armen, zwangen ihn in die Knie und drückten ihn mit Gewalt nach vorn, sodass seine Stirn auf dem Boden aufschlug. Neben ihm gingen auch Sheryl, Zacharias und Alena schreiend zu Boden, als sich die Piraten, die den Korridor stürmten, mit dem Gewicht ihres Körpers auf sie warfen.

Jon hob den Kopf, so weit es der Druck des Seeräubers auf seinem Rücken zuließ, und blickte mit dröhnendem Schädel in das halbe Maskengesicht der Frau. Die Piratenanführerin schluckte das zerkaute Brotstück herunter, leckte sich über die Lippen und sagte:

„Flammenbeermarmelade, ganz ausgezeichnet. Die Füchsin dankt.“

Schnaufend ging Bernard in die Hocke, um das letzte große Fass gemeinsam mit Sancho auf dem Boden der neu errichteten Lagerhütte abzusetzen, und wischte sich geschafft den Schweiß von der Stirn.

„Das war’s dann“, sagte Sancho und klopfte Bernard auf die Schulter.

„Dreißig große Fässer. Damit kommen wir ’ne ganze Weile klar.“

„Wir bräuchten mehr“, sagte Bernard. „Die Risse im Untergrund werden jeden Tag mehr. Über kurz oder lang wird einer von ihnen das Erdreich unter dem See aufreißen, und dann sind diese Wasserfässer unser einziger Vorrat.“

Der Lageranführer zuckte mit den Schultern. „Dann machst du dein kleines Zauberkunststück halt nochmal und wir haben einen neuen See. Wo ist das Problem?“

Bernard fuhr sich seufzend mit der Hand durch das schweißnasse Gesicht. „Das kann ich auf keinen Fall tun. Du siehst doch, welche Folgen es schon beim ersten Mal gehabt hat. Die Insel zerbricht, Sancho. Ich glaube... ich glaube, ich habe einen schweren Fehler begangen.“

„Schwerer Fehler? Soll das’n Witz sein? Wir wär’n alle längst tot, wenn du uns nicht endlich den Arsch gerettet hättest! Mit den paar Erdbeben kommen wir schon klar. Alles besser als verdursten.“

Verdursten, wiederholte Bernard in Gedanken. So wie die Ureinwohner, die nun schon seit gut drei Wochen ohne Wasser waren. Nachdem er den Zauber gewirkt hatte, waren einige Tage vergangen, bis sie in ihre Inselhälfte eingedrungen waren und den neuen See bemerkt hatten, in den jedes Tröpfchen Flüssigkeit der Insel geflossen war. Zu diesem Zeitpunkt hatte Sancho die Palisade bereits um den See ausweiten lassen, und die Kämpfe mit den geschwächten Eingeborenen, die zunehmend verzweifelter einen Weg zum See gesucht hatten, waren zu ihren Gunsten ausgegangen. Nun war schon seit mehr als einer Woche nichts mehr von ihnen zu sehen gewesen. Bradley hatte sich alleine zu ihrer Siedlung durchgeschlagen und war mit der Nachricht zurückgekommen, dass sie vollständig verwaist war. Keine Menschen, aber auch keine Leichen. Sie mussten einen anderen Rückzugsort in ihrem Gebiet gesucht haben, aber welcher es auch war, Wasser konnte es dort nicht geben. Vermutlich waren sie längst alle tot. Die einzigen, die jetzt noch von der anderen Seite zu ihnen herüber kamen, waren die Rotwölfe, die manchmal an den zerklüfteten Hängen kauerten und auf ihr Lager hinabblickten, aber auch sie sahen längst mager und schwach aus. Das Leben auf der Insel schwand dahin, und ihre beiden Lager waren die einzigen Oasen in einer gebrochenen Einöde.

„Vielleicht sollten wir die Insel verlassen, Sancho. Jetzt haben wir genug Wasser für eine längere Überfahrt.“

„Na klar, wir bauen hier die ganzen Palisaden und ein neues Lagerhaus und alles, und dann verziehen wir uns gleich wieder.“ Sancho zeigte ihm einen Vogel. „Du weißt am besten wie viele Leute für das alles hier schon krepieren sind. Was würden die sagen, wenn wir uns jetzt einfach vom Acker machen?“

„Dass nicht noch mehr Menschen sterben sollen?“, entgegnete Bernard. „Diese Insel hat keine Zukunft mehr. Ich habe sie ihr genommen. Aber wenigstens wir sollten noch eine haben, irgendwo an einem anderen Ort.“

„Bernard, hast du in den letzten Tagen eigentlich mal in den Himmel geguckt?“ Sancho legte den Arm um seine Schultern und schob ihn

durch die offene Tür nach draußen. Der Himmel hatte sich seit dem Tag, an dem Bernard den See geschaffen hatte, immer weiter zugezogen. Als er jetzt hinauf blickte, da sah er eine dichte, schwarzgraue Decke, in der er keine Lücke mehr entdecken konnte.

„Es wird jeden Moment anfangen zu regnen“, sagte Sancho. „Und dann gibt es überall auf der Insel Wasser. Die Erdbeben werden früher oder später auch wieder aufhören, und dann machen wir es uns hier so richtig schön gemütlich. Also entspann dich mal. Du machst dir zu viele Gedanken.“

Bernard war davon nicht überzeugt. Er glaubte jedes Mal einen eisigen Luftzug zu verspüren, wenn er in den aufgetürmten Wolkenberg über ihren Köpfen starrte, aber ein Tropfen war bisher noch nicht herunter gekommen. Kein einziger.

„Habt ihr es endlich geschafft?“ Lea kam aus ihrer gemeinsamen Hütte und ging zu ihnen herüber, um Bernard einen Kuss zu geben. Momente wie dieser waren die einzigen, in denen Bernard das Gefühl hatte, das Richtige getan zu haben.

„Alles erledigt“, bestätigte Sancho zufrieden grinsend. „Jetzt könnt ihr beiden euch wieder in eure Kuschelhöhle verziehen.“

Bernard nahm Lea in den Arm, und unwillkürlich wanderte sein Blick hinunter zu ihrem Bauch, der sich schon sichtbar unter dem Stoff ihrer Kleidung abzeichnete. Er konnte nur hoffen, dass ihr Kind den Wassermangel seiner ersten Lebenswochen im Mutterbauch verwunden hatte und zu einem gesunden jungen Menschen heranwachsen würde. Wenn er sich nicht gerade wünschte, den Zauber niemals gesprochen zu haben, dann wünschte er sich, ihn schon viel eher gesprochen und ihnen die schreckliche Zeit der Entbehrung erspart zu haben.

Sie wollten sich gerade von Sancho verabschieden, als sie aufgeregte Rufe von den Palisaden vernahmen. Rosa hastete zum Tor, um es zu öffnen, und winkte sie dabei aus der Ferne zu sich. Bernard, Lea und Sancho eilten zu ihr, und als sie beim offenen Tor angelangt waren, da sahen sie auch schon, wer der Neankömmling war: Mit abgehetzter Miene quälte sich Armin die letzten Schritte in das Lager, ließ sich dann

auf den Boden fallen und blieb dort hechelnd auf dem Rücken liegen. Seine Hose war an einem Bein zerrissen, und am linken Arm zeichnete sich ein blutiger Fleck auf dem Ärmelstoff ab.

„Was ist passiert?“, fragte Sancho, nachdem sie sich um ihn herum versammelt hatten und immer mehr Menschen im Lager auf die Situation aufmerksam wurden. Mittlerweile kamen fast täglich Besucher aus Jasons Lager herüber, um Flaschen und Schläuche mit Seewasser abzufüllen – Sancho hatte bislang großzügig auf eine Gegenleistung verzichtet, auch wenn Bernard fürchtete, dass es dabei nicht lange bleiben würde –, aber es war offensichtlich, dass dieser Besuch kein gewöhnlicher war. Armin schien so schnell gerannt zu sein, wie es sein Körper zuließ.

„Die Rotwölfe“, keuchte er und hielt sich mit schmerzverzerrter Miene den Arm. „Sie sind in der Nacht gekommen... Dutzende von ihnen, vielleicht... vielleicht hundert...“

„Hundert von den Biestern?“, entfuhr es Sancho. „Scheiße noch eins. Hätte nicht mal gedacht, dass es auf der ganzen Insel so viele von denen gibt. Haben sie euch angegriffen?“

„Nein“, presste Armin hervor. „Sie sind nur um das Lager geschlichen, haben sich davor gesetzt und... abgewartet. Und am Morgen, da sind sie wieder fortgegangen, als... als hätte sie einer gerufen. Einer nach dem anderen ist wieder in die Wildnis verschwunden. Wir dachten, wir wären wieder in Sicherheit. Aber dann – aber dann ist das Rotwolffieber ausgebrochen.“

„So schnell?“, wunderte sich Bernard. „Bislang wurde es nur durch Bisse übertragen, und dann ist es auch erst nach einigen Tagen ausgebrochen.“

„Ja, es ging alles ganz schnell“, erzählte Armin mit aufgerissenen Augen. „Zuerst hatte Adam den Schaum vorm Mund. Lilly und Alessandro wollten ihm helfen und haben ihn ins Bett gelegt, aber dann hatte Alessandro plötzlich selbst Schaum vorm Mund und... und Adam hat Lilly ins Gesicht gebissen und ihr... er hat ihr... oh Adanos, steh uns bei!“

„Das ist unmöglich“, sagte Bernard. „Die Erkrankten haben immer Anzeichen von Aggression gezeigt, aber nicht in diesem Ausmaße. Und nicht so schnell nach den ersten Symptomen.“

„Es muss ein dunkler Zauber gewesen sein“, wimmerte Armin. „Diese Rotwölfe, das sind keine normalen Tiere. Sie haben das ganze Lager in den Wahnsinn gestürzt. Zuerst hat Jason noch versucht, die Kranken wegzusperren, aber dann haben sie die Tür eingeschlagen und sind über ihn hergefallen. Er hat Alessandro noch mit der Muskete getroffen, aber die anderen haben sich auf ihn gestürzt und ihn... mit den Zähnen zerrissen...“

„Was ist mit deinem Bruder Hendrik?“, fragte Lea. „Ist er noch im Lager?“

„Er...“ Armin rieb sich mit der Hand durch die Augen. „Er ist mit einer Muskete auf mich zugekommen, und ich dachte, wir hauen jetzt zusammen ab, aber dann... dann hat er plötzlich auf mich geschossen. Wegen ihm habe ich die Kugel im Arm.“

Bernard ging vor ihm in die Hocke und schob vorsichtig den Ärmel zurück. Dahinter kam eine blutige Schussverletzung zum Vorschein, in deren Mitte das metallische Schwarz einer im Fleisch steckenden Musketenkugel zu erkennen war.

„Sie sind alle verrückt geworden!“, krächzte Armin. „Alle haben sich gegenseitig angegriffen, mit Zähnen, mit Schwertern, mit Musketen... Ich wusste nicht mehr, wer von denen das Fieber hat und wer nicht, und vielleicht – vielleicht hatten sie es auch alle! Ich bin einfach nur noch abgehauen.“

Bernard fragte sich, wie die Konfrontation mit seinem Bruder wohl ausgegangen war, aber er wollte auch lieber nicht genauer nachfragen. Falls Armin ihn hatte töten müssen, war es sicher keine gute Idee, ihn jetzt darauf anzusprechen.

„Hat es sonst noch jemand aus dem Lager heraus geschafft?“, erkundigte sich Rosa.

„Ich weiß nicht. Ryan und ein paar andere hatten sich in einer Hütte verbarrikadiert, aber die ist kurz danach schon von den Fieberkranken

belagert worden. Keine Ahnung, ob sie es noch raus geschafft haben. Vielleicht stecken sie da auch immer noch fest, aber wenn ich versucht hätte, sie zu befreien, dann wär ich jetzt tot. Ich wusste ja nicht mal, ob sie nicht selber das Fieber haben.“

„Niemand macht dir einen Vorwurf“, beruhigte ihn Bernard.

„Wir... wir müssen hier weg.“ Armin richtete sich mühsam auf, und als er zu schwanken drohte, stützte Bernard ihn etwas ab. „Wenn es Nacht wird, dann kommen die Rotwölfe zurück. Euer Lager wird das nächste sein.“

„Moment, Moment“, ging Sancho dazwischen. „Das wissen wir doch gar nicht. Vielleicht hatten sie es auch nur auf euer Lager angesehen. Und selbst wenn, wir haben hohe Palisaden. Die kommen bei uns nicht rein.“

„Das müssen sie auch nicht!“, versuchte ihm Armin verzweifelt verständlich zu machen. „Bei uns sind sie auch nie ins Lager gekommen, sie haben es nur eingekreist und... und am nächsten Morgen war alles schon zu spät. Bitte, ihr habt noch zwei der Schiffe. Wir müssen bis heute Abend von hier verschwunden sein.“

„Von der Insel fliehen?“, knurrte Sancho. „Vor ein paar rüdigen Biestern, die in ein paar Tagen eh verdurstet sind? Das kommt überhaupt nicht infrage!“

„Sancho.“ Bradley war von hinten an ihn herangetreten und berührte ihn vorsichtig am Arm. „Wenn es stimmt, was Armin sagt, dann müssen wir zumindest vorbereitet sein.“

„Das finde ich auch“, stimmte Rosa besorgt zu. „Es sind noch zwei Stunden bis Sonnenuntergang. Bis dahin können wir das Wichtigste an Bord gebracht haben.“

„Macht doch was ihr wollt.“ Sancho spie aus und verrieb die Rotze auf dem Boden mit dem Schuhabsatz. „Verzieht euch ruhig alle, ihr Arschgeigen. Mit ein paar Rotwölfen komme ich auch alleine klar.“

Bernard und Lea tauschten einen vielsagenden Blick, aber Bernard war schon beruhigt, dass sich ihr Anführer den Fluchtvorbereitungen nicht völlig in den Weg stellte.

„Das Wichtigste sind die Wasserfässer, die müssen zuerst aufs Schiff“, sagte Bradley. „Das mache ich mit Michael. Rosa, Bernard, könnt ihr euch um die Nahrungsvorräte kümmern?“

Bernard nickte. Er war froh darum, die Fässer nicht gleich schon wieder schleppen zu müssen.

„Ich muss mich allerdings als erstes um Armins Wunde kümmern. Die Kugel muss entfernt und die Wunde behandelt werden, sonst könnte sie sich infizieren.“

„Einverstanden. Aber beeil dich, ja? In der Zwischenzeit –“

Bradley brach plötzlich ab. Seine Stirn legte sich in Falten.

Bernard folgte dem Blick des Kundschafters über die Palisaden und den See hinweg, bis er es auch sah. Ganz oben auf dem zerklüfteten Steilhang war die kleine Silhouette eines vierbeinigen Tiers zu erkennen, das auf ihr Lager herab blickte.

„Sie kommen schon“, sagte Bernard.

Dann traf ihn der erste Regentropfen im Gesicht.

Der Lagerbereich der *Omnipotencia* war genauso kalt und ungemütlich, wie Jon ihn sich ausgemalt hatte. Die Manalampen an den Decken warfen ihr blaues Licht auf lange Reihen großer und kleinerer Kisten, Fässer und Säcke, in denen wohl alles gelagert wurde, was für das tägliche Leben auf dem Kreuzfahrtschiff notwendig war. Neben einer Tür, die vermutlich zum Antrieb des Schiffes führte, leuchtete an der Rückwand des größten Lagerraums, den sie gerade durchquerten – Jon hatte hier unten ein wenig die Orientierung verloren, aber es musste wohl am Heck des Schiffes sein – hinter einer Glaswand das strahlendste Blau, das er jemals in seinem Leben gesehen hatte. Er hatte allerdings den Eindruck, dass vom Manatank auch eine gewisse Kühle ausging, die das gesamte Unterdeck zu einem Ort machte, den man nur in warmen Pullovern betreten und am liebsten so schnell wie möglich wieder verlassen wollte. Das galt umso mehr, wenn man als Gefangener mit auf den Rücken gebundenen Händen von einem Piraten hindurch geführt wurde.

Vor den Kisten, die sich zu beiden Seiten an den Wänden stapelten, kauerte bereits ein Großteil der Besatzung und der Passagiere. Darunter waren auch Clemens und seine Uniformierten, von denen sich manche blutige Schnittverletzungen zugezogen hatten, die aber nicht ernsthaft in Lebensgefahr zu schweben schienen. Auch die vier Mitglieder der Bruderschaft bemerkte Jon, und in einer anderen Situation hätte er sich bestimmt ein bisschen darüber freut, dass die Piraten sie nicht direkt nebeneinander platziert hatten. Mit zusammengebundenen Füßen und hinter dem Rücken verschnürten Händen saßen die Männer und Frauen zu beiden Seiten auf dem kalten Holzboden, die Rücken an die Kisten hinter ihnen gelehnt, die Beine zumeist angewinkelt. Der Pirat führte Jon bis zur ersten freien Stelle und drückte ihn dann mit Gewalt nach unten, bis er sich neben den vor Angst schweißnassen Nebis auf den Boden gesetzt hatte. Gleich darauf wurde Sheryl rechts neben ihm platziert, und zu ihrer Rechten wiederum Zacharias und Alena. Als ihnen die Piraten die Füße zusammen banden und kurz prüften, ob sie sich auch ganz sicher nicht regen konnten, da fiel Jon wieder auf, wie glatt und hübsch ihre Gesichter waren. Die meisten dieser Seeräuber sahen eher nach den verwöhnten Sprösslingen reicher Adliger aus als nach verlumpten Halsabschneidern, allerdings ohne den dazugehörigen selbstverliebten Gesichtsausdruck. Sie wirkten wie Männer, die einfach sehr konzentriert ihrer Arbeit nachgingen.

Nachdem der Strom neuer Gefangener irgendwann ein Ende genommen hatte und sie alle gefesselt in zwei gegenüberliegenden Reihen an den Kistenwänden saßen, da verließen die letzten Piraten den Raum und ließen sie allein zurück.

„Das ist ja sehr reizend von euch, dass ihr uns endlich mal Gesellschaft leistet“, durchbrach Jocelyn als Erste die Stille und bedachte ihre neuen Mitgefangenen mit giftigen Blicken. „Pech nur für euch, dass ihr jetzt in einem Raum mit zwei hochgefährlichen verrückten Killern seid. Was meinst du, Frank, sollen wir sie jetzt gleich alle umbringen oder erst später?“

„Lass gut sein“, seufzte Frank. „Das hilft uns doch auch nicht weiter.“ Die Gefangenschaft hatte den beiden sichtlich zugesetzt, fand Jon. Jocelyns sonst so wohlfrisierte Haare waren zerzaust, und beide sahen ganz verfroren aus. Er verstand nicht, wieso Clemens sie ausgerechnet hier unten hatte einsperren müssen, aber offenbar hatte er es den Passagieren nicht zumuten wollen, die mutmaßlichen Mörder in einem der für alle zugänglichen Decks unterzubringen.

Jon ließ den Blick einmal über die Gesichter schweifen: Ihm direkt gegenüber saßen Richard und der dicke Mann aus Khorinis, etwas links von ihnen das Ehepaar, mit dem er im Museum aneinander geraten war. Er bemerkte aber, dass auch einige fehlten. Von Tara fehlte ebenso jede Spur wie von Manfred und Pascal. Jon konnte sich eigentlich nicht vorstellen, dass einer von ihnen den Piraten langfristig entkommen konnte. Es war nur zu hoffen, dass ihnen nichts zugestoßen war und die Piraten ihre Leichen nicht schon im Meer versenkt hatten.

„Jon, was machen wir denn jetzt?“, wisperte ihm Sheryl ängstlich zu.

„Meinst du die werden uns alle umbringen?“

„Das hätten sie doch schon längst machen können, oder?“, flüsterte er zurück. „Aber ich hab doch auch keine Ahnung.“

Jon erinnerte sich, von einem berühmten Fall von Piraterie gelesen zu haben, der vor ein paar Jahren am königlichen Hofgericht verhandelt worden war, und bei dem es um einen verrückten Piratenkapitän gegangen war, der seine Opfer erst gefesselt hatte, um ihnen dann über den Verlauf mehrerer Tage hinweg einzeln die Gliedmaßen auszureißen. Sheryl jetzt davon zu erzählen, hielt er aber für nicht besonders zielführend. Er vertraute lieber darauf, dass besagter Kapitän noch immer hinter Schloss und Riegel war.

„Psst, da kommt wieder jemand!“, wisperte Alena, und tatsächlich waren Schritte aus einem angrenzenden kleineren Lagerraum zu hören. Die Tür wurde aufgestoßen, und die Piratenanführerin, die sich selbst die Füchsin genannt hatte, kam herein. Neben ihr betrat ein sichtlich verängstigter Pascal den Raum, die Arme ebenfalls auf den Rücken gebunden. Die rothaarige Frau mit der Maske, die ihr Gesicht jetzt

wieder vollständig verdeckte, hatte den Arm um seine Schultern geschlungen und marschierte gemeinsam mit ihm zu den Gefangenen. Mit Schauern bemerkte Jon, dass sie in der linken Hand einen großen, leicht geschwungenen Säbel hielt.

„Du bist also für den Spaß hier an Bord zuständig, hast du gesagt?“, sprach sie Pascal im Gehen an. „Das trifft sich sehr gut, für den Spaß bin ich nämlich auch hier. Also sag mir, wie kann ich auf diesem Schiff den meisten Spaß haben?“

„Ich... also...“ Pascals blondierte Haare leuchteten im blauen Schein der Lampen und des Manatanks wie ein seltsamer Höhlenpilz. „Ich weiß nicht, ob... ob...“

„Ach, du bist auch nur ein weiterer Langweiler“, sagte sie und stieß ihn von sich. Pascal stolperte ein paar Schritte von ihr weg und setzte sich dann hastig neben den dicken Mann in die Gefangenenreihe gegenüber von Jon und den anderen. Die Füchsin ging derweil weiter, bis sie in der Mitte zwischen den beiden Reihen stehen geblieben war.

„Ihr alle!“, rief sie durch die Maske und drehte sich langsam im Kreis, während sie mit dem Säbel auf die Köpfe der Gefesselten deutete. „Gibt es irgendwen von euch, der Lust hat, mich ein bisschen zu unterhalten? Irgendwen? Na?“

Jon spürte sein Herz wild beben, als die Piratenkapitänin einmal im Kreis an den beiden Menschenreihen entlang ging, bis sie wieder am Anfang angekommen war und neben Zacharias stehen blieb.

„Du vielleicht?“ Sie ließ ihren Säbel sinken, bis die Klingenspitze die vor Schweiß glänzende Kopfhaut des Bibliothekars berührte. „Ich könnte dir ein hübsches Muster in den Schädel ritzen, was meinst du? Nicht? Schade.“

Zacharias schnaufte vernehmlich, als sich die Frau im roten Mantel wieder von ihm abwandte.

„Wisst ihr was? Ich gebe euch ein bisschen Zeit zu überlegen“, sagte sie und schritt auf eine der großen Kisten zu. „In der Zwischenzeit schau ich mir mal an, was ihr hier Feines mit euch rumschleppt.“

Sie stieß mit dem Säbel in die Lücke zwischen Deckel und Kistenrand und hebelte die Kiste mit einer schwungvollen Bewegung auf. Klappernd kam der Deckel auf dem Boden auf, und die Füchsin griff ins Innere.

„Bananen, na sowas. Frisch aus der Südsee. Ihr gönnt euch ja was.“ Sie steckte den Säbel in die Scheide an ihrem Gürtel und kehrte mit einem Bündel Bananen in der rechten Hand zu ihnen zurück.

„Wie wär's?“ Die Piratenkapitänin riss eine Banane ab und hielt sie Sheryl vors Gesicht. „Banane gefällig?“

„Verpiss dich mit deiner Banane!“, platzte es zornig aus Sheryl heraus, und Jon zuckte vor Schreck zusammen. Als die Füchsin ihr die Bananen auf den Schoß legte und sich die linke Hand auf ihren Säbelknauf legte, da wurde er fast verrückt vor Angst um seine Kusine. Er hatte ja durchaus auch gute Lust, dieser überheblichen Selbstdarstellerin die Meinung zu sagen, aber dazu waren sie nun wirklich nicht in der richtigen Position.

„Oho, eine ganz Freche.“ Ein kleines, gefährliches Kichern drang hinter dem Stoff der Maske hervor. „Vielleicht verzeihe ich dir das. Aber dazu müsstest du mich schon sehr gut unterhalten.“

Ein fürchterliches Klirren schallte durch den Raum, als sie den Säbel wieder hervorzog und die Spitze der Klinge auf Sheryls Schulter legte.

„Keine Sorge, ich bin sehr leicht zu amüsieren. Hast du vielleicht irgendein besonderes Talent? Kannst du singen? Tanzen? Na gut, tanzen wird nicht gehen. Aber ich bin mir sicher, dir fällt etwas ein, nicht wahr? Na? Raus mit der Sprache!“

Von Sheryls spontaner Wutreaktion war in ihren Gesichtszügen längst nichts mehr übrig geblieben. Er kannte sie gut genug, um zu wissen, dass sie sich längst selbst für ihre unbedachten Worte verfluchte. Jon hätte sich am liebsten schützend um seine Kusine geschlungen, aber er konnte nur hilflos mit ansehen, wie die Panik in ihren Augen von Sekunde zu Sekunde größer wurde.

„Sie ist eine Dichterin“, hörte er plötzlich Samantha sagen. „Angeblich sogar eine sehr bedeutende, habe ich gehört.“

„Stimmt das?“ Die Füchsin löste die Säbelspitze von Sheryls Schulter und stemmte die rechte Hand in die Hüfte. „Eine weltberühmte Dichterin? Dann sag mir ein Gedicht auf. Los, jetzt gleich.“

„Uh... okay...“, stammelte Sheryl perplex. „Es... also, es geht um einen Bauern namens Sekob, und... und der hat wirklich mal gelebt, hat mir mein Onkel –“

„Nichts über einen *Bauern!*“, forderte die Rothaarige und beschrieb mit dem Säbel frustriert eine wilde Zickzacklinie in der Luft. „Ich bin Seefahrerin, ich möchte nichts über *Bauern* hören! Ich möchte ein Gedicht über *mich* hören. Sag ein Gedicht über mich auf. Los.“

„Über... dich...?“

„Du bist eine berühmte Dichterin, oder nicht? Kannst du etwa nichts improvisieren? Sag bloß, dir fällt zu mir nichts ein!“

„Doch, doch“, versicherte ihr Sheryl hastig, und ihre Stimme überschlug sich dabei fast, als ihr die Säbelspitze schon wieder bedrohlich nahe kam.

„Ich... ich versuche es mal. Also, äh...“

Sie räusperte sich aufgekratzt und begann dann: „Frauen... in den besten Jahren... und mit... mit feuerroten Haaren... können sich gewiss sein... äh... uh...“

„Männer sagen zu ihnen nicht nein!“, ergänzte Jon hastig, was ihm auf die Schnelle dazu eingefallen war.

„Was war das denn jetzt?“, erwiderte die Füchsin irritiert. Jon musste schlucken, als sich der Säbel plötzlich in die Richtung seines eigenen Halses bewegte.

„Ich wollte *ihr* Gedicht hören, nicht deins. *Sie* ist die weltberühmte Dichterin, nicht du. Oder bist du etwa auch einer? Seid ihr alle berühmte Dichter hier? Ist das die Kreuzfahrt der berühmten Dichter?“

„Ich... ich bin ihr Ehemann“, erklärte Jon mit trockenem Hals. „Und... wir dichten eigentlich immer zusammen... so als Zweiergespann...“

„Ach, wie reizend. Aber ich fürchte, ihr braucht noch etwas Übung, ihr beiden. Das war noch lange nicht unterhaltsam genug!“

Jons Herz setzte aus, als sie völlig unvermittelt ihren Säbel nach oben schleuderte. Mit erstarrtem Blick beobachtete er, wie die Klingenwaffe

über seinem Kopf drei Umdrehungen in der Luft vollführte und dann mit der Spitze voran nach unten fiel, genau auf seine Schädeldecke zu. Jon versuchte noch vergeblich, seinen Kopf irgendwie wegzuziehen, da schoss die Hand der Füchsin nach vorne, packte den Säbel gerade noch rechtzeitig am Griff und schnitt mit einer rasanten Bewegung ein Bündel Haare von Jons Kopf. Sheryl und Alena waren entsetzt aufgeschrien, und auch Nebis zu seiner Linken schnappte hörbar nach Luft.

„Habt ihr gesehen?“, rief sie und blickte sich unter den schockierten Gefangenen um. „Das war unterhaltsam! Also, noch irgendwer unter euch, der mich unterhalten möchte? Irgendjemand?“

Jons Puls raste noch immer wie verrückt, als die Füchsin von ihnen beiden abließ und wieder damit begann, die Reihen abzugehen.

„Nicht? Nein. Nein, nein. Ihr seid alle nicht sehr unterhaltsam. Ihr seid bloß reich, und das genügt euch. Ich sehe schon, wenn ich meinen Spaß will, dann muss ich ihn selbst finden.“ Sie hielt den Säbelgriff jetzt nur noch mit einem Zeigefinger und ließ die Waffe daran wie das Blatt einer Windmühle durch die Luft wirbeln. „Also lasst mich noch einmal kurz schnüffeln...“

Die Füchsin packte den Griff wieder mit der ganzen Hand, dann auch mit der anderen und streckte die Waffe mit beiden Händen wie eine Wünschelrute von sich. Sie senkte den Kopf und durchschritt langsam den Raum, während unter der Maske leise Schnüffelgeräusche hervor drangen. Nachdem sie die Reihen einmal ganz abgelaufen war, blieb sie direkt gegenüber von Jon stehen und richtete die Klinge auf den dicken Mann, der in Khorinis zugestiegen war.

„Wie ist dein Name?“, fragte sie, und diesmal war da eine so bisher noch nicht gehörte Schärfe in ihrer Stimme.

Der Angesprochene glotzte sie für einen Moment nur verständnislos an, dann sagte er murmelnd: „Armin. Armin heiß ich.“

„Ich will dir was verraten, Armin“, sagte sie. „Ich bin wegen dir hier.“

„W... was?“, stammelte der Mann. „Ich... ich kenne dich überhaupt nicht. Ich bin nur ein einfacher Händler aus Khorinis.“

„Man verdient gut als einfacher Händler auf Khorinis, hab ich recht?“

Die Füchsin ging vor ihm in die Hocke und rammte den Säbel in den Holzboden neben seinen Füßen, ohne den Griff loszulassen. „Da kann man sich eine schöne Kreuzfahrt schon mal gönnen, oder? Ab in den fernen Osten, die raue, leere Natur der unbevölkerten Inseln bestaunen?“

„Ich...“

„Oder sollte ich lieber sagen... der *entvölkerten*?“

„Bitte, ich weiß wirklich nicht...“

„Du warst schon einmal hier, oder, Armin?“, fuhr sie fort. „In den gleichen östlichen Gewässern fernab der *Zivilisation*. Vor fast genau dreißig Jahren. Auf einer kleinen unberührten Insel. Erinnerst du dich noch?“

„Das, das stimmt, aber...“

„Schau mich an, Armin.“

Jon beobachtete von hinten, wie sie sich mit den Händen an den Hinterkopf griff und das schmale Bändchen löste, mit dem die Stoffmaske hinter den wallenden roten Haaren festgemacht war. Sie nahm die Maske vom Gesicht und legte sie vor sich auf dem Boden ab.

„Ihr habt gedacht, ihr könntet ein ganzes Volk auslöschen und damit davon kommen. Du und deine Freunde, ihr habt gedacht, ihr könntet zurückkehren nach Myrtana, oder nach Khorinis, oder wo immer ihr auch hergekommen seid, und euer Leben weiterleben. Und wenn ihr wollt, dann könnt ihr sogar die Ozeane bereisen und aller Welt beweisen, dass es nichts gibt, wofür ihr euch schämen müsst. Aber ihr habt euch getäuscht. Ihr habt nicht das ganze Volk ausgelöscht. Es gibt noch mich, und ich werde jeden einzelnen von euch erwischen.“

„Aber – ich habe damals gar nicht –“

Die Füchsin griff mit der linken Hand nach dem Säbel, zog die Klinge aus dem Holz und trennte Armins Kopf mit einem einzigen raschen Schnitt von seinem Hals.

Dutzende Schreie erfüllten den Raum, in allen Gesichtern blanke Todesangst. Einige begannen leise zu wimmern, andere hatten die Augen geschlossen. Jon wollte selbst nicht hinsehen und schaute stattdessen Sheryl ins Gesicht, versuchte sie irgendwie mit Blicken zu beruhigen,

obwohl er selbst glaubte, dass sein Herz jeden Moment vor Panik explodieren musste.

„Wisst ihr was?“, sagte die Füchsin, als sie, noch immer mit dem Rücken zu Jon, die blutige Säbelklinge an einem Hosenbein des toten Mannes abwischte. „Wenn ich ehrlich bin, dann macht es keinen großen Spaß. Aber es ist nötig.“

Sie hob die Stoffmaske auf, ging wieder in die Höhe und schaute sich unter den Nebenleuten des Geköpften um.

„Keine Sorge, keine Sorge. Euch geschieht nichts. Er ist der einzige, von dem ich weiß, dass er es verdient hat. Euch anderen wollte ich nur ein bisschen Angst machen, aber damit ist es jetzt auch gut.“

Die Füchsin drehte sich um, und als Jon zum ersten Mal ihr Gesicht sehen konnte, da wollte er seinen Augen gar nicht trauen. Es war das Gesicht einer Frau ungefähr in seinem Alter, und obwohl es mittlerweile an der Nase, an den Ohren und an den Augenbrauen über und über mit kleinen silbernen Ringen übersät war, erkannte er es auf Anhieb wieder.

„F... Frances?“

„Du *kennst* die?“, entfuhr es Sheryl in einer Mischung aus Überraschung und Empörung. „Warte mal – das, das ist die Rothaarige, oder? Auf dem Gemälde, das du von Nebis bekommen hast – eine der Anwärtinnen, die mit dir zusammen am Hofgericht angefangen haben!“

Die demaskierte Füchsin runzelte die Stirn, dass ein paar Ringe klimperten, und musterte Jon mit betontem Desinteresse.

„Achja? Du warst also auch einer von denen?“ Sie zuckte mit den Schultern. „Kann sein.“

„Frances, was um alles in der Welt machst du hier?“, fragte er sie fassungslos. „Du wolltest mal Richterin werden und jetzt... jetzt überfällst du Schiffe und köpfst Menschen?“

„Ja. Jetzt *bin* ich Richterin. Ich bringe denen Gerechtigkeit, die sie nicht mehr selbst einfordern können – und denen, die glauben, ihr entfliehen zu können.“

„Das hat nichts mit Gerechtigkeit zu tun, das ist Gesetzlosigkeit! Ich weiß nicht, was dieser Mann genau verbrochen haben soll, aber er verdient zumindest ein faires Verfahren!“

„Weißt du was?“, sagte Frances, ging vor ihm in die Hocke und steckte den Säbel zwischen zwei Holzplanken des Bodens. „Das habe ich auch mal geglaubt. Ich dachte, ich könnte all diese feigen Menschen vor Gericht bringen und meinem vernichteten Volk Gerechtigkeit verschaffen. Nur aus diesem Grund habe ich doch überhaupt am königlichen Hofgericht eine Ausbildung begonnen.“

Jon wusste noch, dass sie sich vor allem intensiv mit Strafrecht auseinander gesetzt hatte, bevor sie die Ausbildung irgendwann abgebrochen hatte und plötzlich wie vom Erdboden verschluckt gewesen war. Aber er hatte nie in Erwägung gezogen, dass dieses Interesse einen besonderen persönlichen Hintergrund gehabt haben könnte. Dass sie offenbar von einem ausgerotteten Inselvolk abstammte, davon hatte er gerade zum ersten Mal gehört und konnte sich auch noch keinen rechten Reim darauf machen: Für ihn sah sie nach wie vor sehr myrtanisch aus, wegen ihrer roten Haare höchstens mit einem kleinen nordmarischen Einschlag.

„Ich habe aber sehr schnell gemerkt, dass ich am Hofgericht falsch war“, fuhr die selbsternannte Füchsin fort. „Die myrtanischen Gesetze sind für Myrtaner gemacht, und nur für Myrtaner. Niemand interessiert sich für die toten Knochen von ein paar *Wilden*. Weißt du noch, was du mir geantwortet hast, als ich dir davon erzählt habe, Nebis?“

Jon warf einen Blick nach links, aber der Richter war offenbar zu eingeschüchtert, um den Worten seiner früheren Schülerin etwas zu entgegnen.

„Du hast gesagt, ich solle meine Zeit nicht mit solchen *unproduktiven Nebenschauplätzen* vergeuden, wenn ich es am Hofgericht zu etwas bringen wolle“, sagte sie und knetete dabei die Maske in ihren Händen.

„Und dann hast du vorgeschlagen, dass ich mir eine andere Strafsache vornehme. Eine Vengarder Kaufmannsfamilie, die eine Kreuzfahrtgesellschaft verklagt hat, als einer ihrer Söhne bei einem

Landgang von einem Einwohner Takariguas umgebracht wurde. Das hat mich auf eine Idee gebracht.“

Frances stand auf, legte sich die Stoffmaske auf das Gesicht und band sie wieder an ihrem Hinterkopf fest.

„Lange genug habe ich mein wahres Wesen verleugnet. Ich bin nicht Frances, die Richterin am königlichen Hofgericht, die reichen Händlern zu noch mehr Geld verhilft. Ich bin Frances, die Füchsin.“ Sie stemmte die rechte Hand in die Hüfte und griff mit der linken wieder ihren Säbel.

„Ich bereise die Ozeane und erschnüffele die Fährten der Schuldigen. Und wenn ich eine Fährte aufgenommen habe, dann gehe ich ihr nach und erlege meine Beute. *Das* ist es, was eine Füchsin tut.“

Jon glaubte nicht, dass sich Füchsinnen besonders viel mit Ozeanen oder dem Konzept von Schuld beschäftigten, aber er wollte Frances lieber nicht reizen. Sie hatte schon damals etwas irgendwie Verruchtes an sich gehabt, auch wenn er ihr einen Mord niemals zugetraut hätte.

„Wenn du es nur auf Armin abgesehen hattest“, meldete sich Clemens auf einmal zu Wort, „wieso dann der ganze Aufwand? Wieso das Schiff umlenken, wieso der Mord an Lavina?“

Frances' Blick war durch die Maskenlöcher kaum zu deuten, aber ihr Zögern kam Jon direkt ungewöhnlich vor.

„Wovon redest du da? Ich habe nur an euer Schiff angedockt, ich habe es nicht umgelenkt. Ihr könnt weiterfahren wohin ihr auch wollt, wenn ich gleich wieder weg bin.“

„Dann... dann ist es reiner Zufall, dass du unser Schiff angegriffen hast?“, begriff Sheryl. „Du hast mit dem ganzen Chaos hier überhaupt nichts zu tun?“

„Ich weiß von keinem Chaos“, stellte Frances klar. „Aber Zufall spielt dabei keine Rolle, meine Hübsche. Ich habe eure Fährte schon vor zwei Tagen aufgenommen und euch auf eurer Route den Weg abgeschnitten.“ Jon wusste nicht, was er von der Erklärung halten sollte. Auch wenn sie sich offenbar in der Rolle der Füchsin sehr gefiel, hatte sie doch nicht tatsächlich ihre *Fährte erschnüffeln* können. Er überlegte, ob sich die große Menge an Manaflüssigkeit im Schiffstank vielleicht mit einer

entsprechenden Apparatur auf die Entfernung orten ließ, aber so genau kannte er sich mit solchen Dingen auch nicht aus.

„Und jetzt?“, fragte Sheryl. „Lässt du uns jetzt frei oder was?“

Aber Frances antwortete nicht. Urplötzlich riss sie ihren Säbel nach oben, der im nächsten Augenblick klirrend auf das Metall eines krallenförmigen Handschuhs auftraf. Von einem Moment auf den anderen war die Mumie im Raum erschienen und hatte sich auf Frances gestürzt, die den Schlag der Kralle keuchend parieren und den untoten Angreifer von sich wegdrücken konnte. Sheryl schrie auf, als die Mumie beim Zurücktorkeln fast in sie hineingelaufen wäre, aber dann war da auf einmal nur noch leere Luft, wo vorher hellbraune Bandagen gewesen waren. Frances wirbelte herum und konnte gerade noch rechtzeitig die Klinge vor ihren Hals reißen, um den nächsten Krallenschlag des hinter ihr erschienenen Untoten abzuwehren. Funken sprühten, als Metall auf Metall traf und die Füchsin einen gellenden Schrei ausstieß. Als er verhallte, war Harax bereits wieder verschwunden.

Ruckartig wie die Kopfbewegung eines gejagten Scavengers drehte sich das Maskengesicht um, aber diesmal war Frances nicht schnell genug. Die Kralle bohrte sich durch den Stoff der Maske und riss sie in Streifen, von denen die meisten zu Boden flatterten. Die Piratenkapitänin wich zurück und hielt sich mit schmerzverzerrter Miene die Wange, auf der sich fünf blutige Striemen abzeichneten. Jon glaubte schon, eine Niederlage zeichnete sich ab, aber dann trat ein entschlossener Ausdruck in Frances' Augen, und sie parierte den nächsten Angriff des Kriegerfürsten mit einer solchen Wucht, dass die Mumie erneut ein paar Schritte zurück stolperte, diesmal in Richtung des Ausgangs aus dem Lagerraum. Frances legte die Distanz mit einem gewaltigen Sprung zurück, packte den Säbel dabei mit beiden Händen und ließ ihn aus der Luft auf Harax niedersausen, der gerade noch rechtzeitig seine Krallenhand hochreißen konnte, um den Angriff zu parieren. Die Füchsin trat mit dem Fuß nach dem bandagierten Bauch der Mumie, um sie erneut von sich zu stoßen und ließ die Schwertklinge auf ihren Hals zu sausen, aber kurz bevor sie Harax erreichen konnte, löste er sich

erneut in leere Luft auf. Frances hastete keuchend zur offenen Tür und holte wieder mit dem Säbel aus, aber Jon konnte nicht mehr erkennen, ob sie dabei auf etwas traf. Ihre Schritte waren auf dem Boden des benachbarten Lagerraums zu hören, bald darauf auf der Treppe.

„Hat sie... hat sie ihn gerade in die Flucht geschlagen?“, artikuliert Zacharias den Eindruck, den auch Jon gewonnen hatte. „Das ist erstaunlich... und eigentlich unmöglich... außer...“

„Sie hat schon ordentlich was drauf“, sagte Jon. „Wir sollten auch mal besser darauf hoffen, dass das keiner von Harax' Tricks ist und Frances den Kampf wirklich gewinnt.“

„Sollen wir es wirklich darauf ankommen lassen?“, meldete sich der völlig verängstigte Pascal zu Wort. „Das... das war eine lebendige Mumie! Wenn die zurückkommt...“

„Du hast recht“, stimmte ihm Frank zu. „Wir müssen uns irgendwie befreien, solange wir noch die Gelegenheit dazu haben.“

Jetzt, da man sich wieder zu reden traute, kamen unter den Gefangenen überall aufgeregte und schockierte Gespräche auf, und bei manchen entlud sich die Anspannung auch in Tränen. Jon hatte aber nicht den Eindruck, dass irgendwer einen echten Plan hatte, wie sie sich aus ihrer Lage befreien konnten. Die Piraten hatten sie so gut festgeschnürt, dass sich Jon zwar mit einigen Mühen in die Höhe stemmen, aber auf seinen zusammengebundenen Beinen dann gar nicht richtig stehen, geschweige denn gehen konnte.

„Vielleicht können wir auf dem Boden robben“, sagte Sheryl und versuchte es gleich selbst, was auch einigermaßen zu funktionieren schien.

„Meinst du wir kommen so die Treppe hoch?“, fragte sie Jon.

„Keine Ahnung! Aber wir müssen doch irgendwas versuchen, oder? Und oben finden wir vielleicht irgendwo ein Messer oder so.“

Jon schmiss sich nun ebenfalls zu Boden und robbte sich neben Sheryl zur Tür hin. Den beängstigenden Gedanken daran, dass sich jederzeit die Mumie vor ihm aus der Luft schälen konnte, versuchte er dabei möglichst wenig an sich heranzulassen.

„Hey, wartet mal!“, rief Pascal ihnen plötzlich nach, als sie schon fast am Ausgang angekommen waren.

„Was ist denn?“, rief Jon mit gepresster Stimme zurück. Er wollte es vermeiden, in seine Richtung zu schauen, weil nicht weit von Pascals Füßen entfernt der abgetrennte Kopf des Dicken in einer immer größer werdenden Blutlache lag.

„Der Kistendeckel!“ Pascal nickte aufgeregt mit dem Kopf in Richtung des Bretterdeckels, den Frances vorhin mit ihrem Säbel weggehobelt hatte. „Da gucken Nägel raus!“

Jetzt drehte Jon doch den Kopf zu ihm um und folgte seinem Blick zu dem Deckel, der vor der geöffneten Bananenkiste auf dem Boden lag. Tatsächlich guckten einige große Nägel mit den Spitzen nach oben heraus.

„Das könnte echt klappen!“, rief Sheryl und robbte bereits darauf zu. Jon kroch ächzend hinter ihr her, und als er bei ihr ankam, da hatte sie sich schon mit dem Rücken zum Deckel hingesezt und versuchte mit angestrengt zusammengekniffenen Lippen, das Seil um ihre Handgelenke am Nagel aufzureißen. Jon und Pascal schauten ihr dabei zu und versuchten ihr Tipps zu geben, weil Sheryl selbst den Nagel ja nicht mehr sehen konnte, und irgendwann – Jon hatte das Gefühl, dass mindestens fünf Minuten vergangen sein mussten und rechnete schon jeden Moment mit der Rückkehr von Frances oder, schlimmer noch, der Mumie – hatte es endlich geklappt. Sheryl riss den letzten dünnen Faden mit einer energischen Handbewegung entzwei und schleuderte das gerissene Seil von sich.

„Endlich!“, stöhnte Jon erleichtert auf und hielt ihr die eigenen Hände hin, die sie rasch aufband. Bald hatten sie auch ihre Fußfesseln gelöst und banden Alena, Zacharias und Pascal los, die sich ihrerseits an die Befreiung anderer machten.

„Danke“, sagte Clemens, als Jon ihn von den Fesseln befreit hatte, und ging zu einer der Kisten hin, deren Deckel unversperrt war. „Mir ist das zwar eigentlich nicht erlaubt, aber wir befinden uns in einer Ausnahmesituation. In dieser Kiste liegen Kurzschwerter. Wenn sich

jeder eines nimmt und sein Bestes gibt, dann haben wir vielleicht gemeinsam eine Chance gegen die Piraten.“

„Clemens, ich glaube nicht, dass die Piraten gerade unsere wichtigste Sorge sind“, entgegnete Jon, der sich keine großen Illusionen darüber machte, was ein Kurzschwert gegen eine untote Kriegermumie mit Zugang zum Geisterreich auszurichten in der Lage war. „Frances wollte uns doch sowieso gerade freilassen.“

„Sie hat vor unseren Augen einen wehrlosen Passagier ermordet“, erinnerte ihn Clemens und nahm sich selbst eines der Kurzschwerter – sein eigenes hatten die Piraten vermutlich auf ihr Schiff mitgenommen. „Ich glaube kein Wort, das aus dem Mund dieser Frau kommt.“

Vielen Passagieren schien es ähnlich zu gehen, denn der Ansturm auf die Waffenkiste war unter den Befreiten von der ersten Sekunde an groß. Auch Sheryl nahm sich zur Sicherheit ein Kurzschwert, aber Jon selbst verzichtete. Er hatte in seinem Leben noch kein Schwert in der Hand gehabt und wusste, dass der einzige, den er damit wahrscheinlich verletzen würde, er selbst war.

„Was machen wir jetzt?“, fragte Zacharias, nachdem er bei der Befreiungsaktion nicht mehr gebraucht wurde. „Wollen wir wirklich nach oben gehen? So groß mein wissenschaftliches Interesse an Harax auch ist, auf eine persönliche Begegnung mit ihm lege ich ehrlich gesagt weniger Wert. Damit würde ich lieber warten wollen, bis er wieder unter den Toten weilt.“

„Wir können doch aber auch nicht einfach hier unten hocken und abwarten“, drängte Sheryl. „Wer weiß was da oben gerade los ist!“ Jon nickte. „Wir müssen auf jeden Fall nachsehen.“

Clemens und seine lädierten Uniformierten marschierten an ihnen vorbei zur Tür, wo sich der Schiffsverwalter zu ihnen umdrehte und mit erhobenem Schwert rief: „Alle kräftigen Männer und Frauen kommen mit mir! Wir holen uns unser Schiff zurück!“

„Ob das gutgeht?“, fragte Alena mit bangem Blick, als einige der Aufforderung nachkamen, darunter auch die Vier von der Bruderschaft, und mit Clemens und den Uniformträgern in Richtung Treppe gingen.

„Wenn sie so dumm sind und die Piraten angreifen, dann garantiert nicht“, seufzte Jon. „Lasst uns schnell hinterher gehen, vielleicht können wir das Schlimmste noch verhindern.“

Die anderen stimmten zu, und zu viert eilten sie durch den dunkleren Nebenraum zurück zur Treppe. Von oben hörten sie vereinzelte Rufe, die Jon nicht richtig verstehen konnte, die sich für seine Ohren aber auch nicht nach den Geräuschen eines Kampfes anhörten. Trotzdem beeilten sie sich, die Treppenstufen bis ins erste Deck zurückzulegen, wo sie im Korridor des Personalbereichs von einer bekannten Stimme begrüßt wurden.

„Hallo...?“, rief Tara schon auf halbem Weg zu ihnen herunter, und ihre Miene hellte sich etwas auf, als sie Jon und die anderen erkannte.

„Tara!“, begrüßte Sheryl sie überschwänglich, und alle vier versammelten sich um die Journalistin. „Ich hab mir schon voll die Sorgen gemacht! Wo hast du denn die ganze Zeit gesteckt?“

„Als ihr in den Speiseraum gegangen seid, da hab ich die Piraten die Treppe hochlaufen hören“, berichtete Tara. „Ich wollte euch noch warnen, aber da wart ihr schon reingegangen, und ich hatte nur noch genug Zeit, um über die Treppe wieder auf das dritte Deck hoch zu laufen. Da habe ich mich dann in Alenas Zimmer versteckt.“

„In dem, das die Mumie ruiniert hat?“, vergewisserte sich Jon.

„Ja, genau. Da lagen ja die ganzen Federn und die kaputten Bettdecken herum, unter denen konnte ich mich verbergen. Ich dachte, dass die Piraten dort vielleicht nicht so genau nachschauen, weil das Zimmer schon auf den ersten Blick danach aussieht, dass es da nichts zu holen gibt.“

„Echt gute Idee“, lobte sie Sheryl. „Sind denn noch welche von denen an Bord?“

„Nein, sie sind alle zurück auf ihr eigenes Schiff gegangen. Deswegen habe ich mich auch wieder raus getraut und erst mal mein Aufnahmegerät in Sicherheit gebracht.“ Sie deutete auf das Gerät in ihrer rechten Hand. „Ich dachte schon, die hätten es mitgenommen, aber zum Glück war es noch da.“

Jon warf einen Blick um eine Ecke des Korridors, aber es war alles menschenleer. „Hast du Clemens und seine Leute gesehen? Die müssten hier irgendwo lang gelaufen sein.“

Die Journalistin nickte. „Die sind eben erst aufs Oberdeck gerannt. Ich wollte gerade nachschauen, was dort los ist, als ich euch die Treppe hochgehen gehört habe.“

„Kommt, dann mal los!“, forderte sie Sheryl auf, und sie gingen gemeinsam durch den langen Korridor bis zur Tür zum Oberdeck, die gerade weit offen stand. Nacheinander traten sie hinaus ins Freie. Draußen war ein dichter weißer Nebel aufgezogen, der es unmöglich machte, die genaue Tageszeit zu bestimmen, und ihnen bereits nach kurzer Distanz den Blick aufs Meer und auf das andockende Piratenschiff verspernte. Die See schien aber völlig ruhig sein, und die einzigen größeren Wellen waren diejenigen, die von den beiden Schiffen selbst verursacht wurden. An Bord standen vor dem Kapitänshäuschen Clemens und seine Männer, darunter auch die Hand voll Freiwilliger, und schauten hinauf auf das Aussichtsdeck, von dem aus immer wieder Ächzer und Schreie zu ihnen herunter drangen. Als sie zu Clemens und den anderen aufgeschlossen hatten, konnte auch Jon erkennen, was sich über ihren Köpfen abspielte: Im Nebel waren deutlich zwei Gestalten auszumachen, die miteinander kämpften – eine Frau mit langem Haar und eine schmale Gestalt, die immer wieder mit dem Nebel verschmolz, um sich kurz darauf an einer anderen Stelle aus ihm hervor zu schälen. „Warum hat Harax sie wohl angegriffen?“, fragte Sheryl, als sie gemeinsam Seite an Seite nach oben schauten. „Meint ihr, er wollte sie auch für seinen Harem haben?“

„Dann müsste er aber etwas freundlicher mit ihr umgehen, oder?“, entgegnete Jon. „Und er hat ihr ja nicht mal die Zeit gegeben, auf irgendwelche Türkratzer zu reagieren.“

Ein gellender Schrei der Piratenkapitänin hallte zu ihnen nach unten, als sie beim Zurückweichen mit dem Rücken die Reling berührte und die Krallen dicht über ihrem Kopf den Nebel zerfetzte. Einen zweiten Schlag konnte Frances mit dem Säbel parieren, aber Harax ließ nicht locker.

Gebannt beobachtete Jon, wie die Mumie ihre Krallenhand mit aller Macht gegen die Säbelklinge der Füchsin presste, die sich dabei gefährlich nah auf ihren Hals zubewegte. Auf die Entfernung war es nur zu erahnen, aber Jon konnte sich vorstellen, wie unheimlich es sich anfühlen musste, den vollständig bandagierten Kopf der Mumie so unmittelbar vor sich zu haben. Nicht einmal Augen und Mund ließ der Mumienschädel erkennen, der nun direkt vor Frances' Gesicht verharrte. Als die Klinge ihren Hals schon erreicht hatte, da legte die Füchsin alle Kraft in einen verzweifelten letzten Angriff, schaffte es, ihren Gegner von sich zu stoßen, und wollte mit dem Säbel nach ihm ausholen, aber bevor die Klinge den Bandagenstoff zerschneiden konnte, da fuhr auch schon Harax' Kralle über ihr Gesicht. Jon zuckte zusammen, als ihr Schmerzensschrei zu ihnen herab schallte und drei kleine runde Objekte durch die Luft flogen. Einer davon traf klimpernd vor ihnen auf dem Oberdeck auf, nicht weit von Alenas Füßen entfernt. Jon sah, dass es einer von Frances' Ringen war.

„Sie schafft es nicht, oder?“, rief Sheryl entsetzt, und Jon nahm sie an der Hand, nicht zuletzt auch, um sich selbst Mut zu machen. Aber der Kampf schien längst entschieden zu sein. Die Piratenkapitänin war zu Boden gesunken und von ihrer Position aus nur noch zu erahnen. Über ihr thronte im Nebel der Kriegerfürst Harax, die Kralle zu einer Geste des Triumphs erhoben. Im nächsten Moment bückte er sich zu ihr nach unten, hob Frances' schlaffen Körper vom Boden auf und hielt ihn einen Moment lang in die Höhe, sodass die langen Haare vor seinem bandagierten Körper herab hingen. Dann stapfte er mit langsamen Schritten zur Reling hinüber und schleuderte Frances in die Tiefe. Holz splitterte krachend, als ihr Körper auf dem Balkon auftraf, den vor Kurzem noch Nebis und Lavina für ihr Stelldichein genutzt hatten. Auf dem Oberdeck waren einige aufgeschrien, und sogar auf Clemens' Stirn sah Jon die Schweißperlen glänzen. Auch der Schiffsverwalter musste wissen, dass niemand von ihnen eine Chance gegen den untoten Kriegerfürsten hatte, wenn nicht einmal eine ganz offensichtlich

herausragende Schwertkämpferin wie Frances mit ihren unglaublichen Reflexen etwas gegen ihn ausrichten konnte.

Nach den ersten entsetzten Reaktionen kehrte eine unheimliche Stille ein. Alle Blicke waren auf Frances' reglosen Körper auf dem Balkon gerichtet, aber da rührte sich nichts mehr. Die Mumie schaute stumm von der Reling zu ihrem Opfer hinab und verharrte einige Momente lang in dieser Haltung. Einen weiteren Moment später war sie fort.

Zwei, drei Sekunden vergingen, in denen nichts geschah. Dann schoss eine Säbelklinge vom Boden des Balkons aus in die Höhe. Für den Bruchteil eines Augenblicks war der aufgespießte Körper der Mumie daran zu sehen, die Kralle begierig ausgestreckt zum Todesschlag, dann war der Moment vorüber und die Hand mit dem Säbel sank wieder hinab.

Jon und die anderen tauschten aufgeregte Blicke – jeder schien sich zu fragen ob ihm die eigenen Augen einen Streich gespielt hatten. Aber weder auf dem Aussichtsdeck noch auf dem Balkon regte sich mehr etwas. Es war so ruhig, dass eine Fortsetzung des Kampfes gar nicht mehr vorstellbar schien.

„Sie hat es gepackt!“ Sheryl war die erste, die die Stille nicht mehr aushalten konnte. „Die Mumie ist besiegt, oder?“

„Es sah zumindest zunächst so danach aus“, sagte Zacharias vorsichtig.

„Allerdings sah es *auch* danach aus, als ob Harax zuletzt in die Sphäre der Geister gewechselt ist. Das würde bedeuten, dass –“

Jon schnappte nach Luft. Unmittelbar vor ihm war der bandagierte Körper der Mumie aufgetaucht. Harax hielt die krallenlose Hand auf seine Brust gedrückt, wo die Bänder in Fetzen gerissen waren und schwarzes Blut wie eine zähflüssige Melasse hervorquoll. Mit nach vorn gereckter Kralle stürmte der Kriegerfürst auf die erstarrte Tara zu und riss sie wild torkelnd mit sich. Die Journalistin schrie erschrocken auf, als sie von Harax bis zu den Planken gedrückt wurde, die auf das Deck der Piraten führten. Vergeblich versuchte sich Tara mit den Fäusten gegen den Krallengriff des Kriegerfürsten zu wehren, der mit ihr über die Bretter wankte, bis er mit dem mumifizierten Fuß über den ersten

Trittbalken einer Planke stolperte. Tara stieß einen letzten Schrei aus, als Harax das Gleichgewicht verlor und gemeinsam mit der Journalistin zwischen den Schiffen ins Meer stürzte. Als Jon und Sheryl zur Reling rannten, da waren sie bereits unter der Wasseroberfläche verschwunden. Nur Taras Aufnahmegerät schwamm noch an der Oberfläche und tauchte langsam unter.

„Tara!“, brüllte Sheryl und ging so nah an die Planke heran, dass Jon sie besorgt an der Hand festhielt. „Wir... wir müssen sie irgendwie retten!“

Jon schaute mit leerem Blick auf die sich sanft kräuselnde

Meeresoberfläche. Er glaubte nicht, dass es noch etwas zu retten gab. Es hatte ganz danach ausgesehen, als ob Harax sein letztes Opfer auch im Sturz nicht hatte loslassen wollen und mit sich hinab in die Tiefen des Meeres gerissen hatte.

Er hatte noch gar nicht im Ansatz damit begonnen, das Gesehene zu verdauen, da hörte er hinter sich leises Gewimmer. Er drehte sich um und bemerkte erst jetzt, dass einer der Uniformierten aus Clemens' bewaffneter Truppe zu Boden gegangen war und mit von sich gestreckten Händen auf dem Deck kniete. Mit wässrigen Augen und zitterndem Mund starrte er auf die Stelle, an der Tara im Griff des Kriegerfürsten ins Meer eingetaucht war.

„Richard?“, entfuhr es Jon verwirrt, als er bemerkte, um wen es sich handelte. „Wer hat den denn freigelassen?“

Jon vermutete, dass Clemens in der Aufregung nicht mehr so genau darauf geachtet hatte, wen er da eigentlich in seiner Truppe hatte, zumal es Richard mit seiner meerblauen Uniform leicht gehabt hatte, mit der Gruppe der anderen Uniformierten zu verschmelzen. Ihm selbst war es auch überhaupt nicht aufgefallen, dass Richard den Lagerraum mit den anderen zusammen verlassen hatte.

„Verflucht.“ Clemens gab zwei der Bediensteten ein Zeichen, und der völlig aufgelöste Richard wurde gepackt und mit hinter dem Rücken verschränkten Händen wieder in die Höhe gerissen.

Bevor Jon dazu kam, sich über die Szene zu wundern, spürte er plötzlich ein Zerren an seiner Hand und bemerkte erschrocken, dass Sheryl damit

begonnen hatte, auf die Planke zu gehen, von der Tara und Harax gerade gestürzt waren.

„Was machst du denn da?“, schrie er. „Du fällst da gleich auch noch runter!“

Sheryl ging in einer langsamen und konzentrierten Bewegung in die Knie und griff nach dem Aufnahmegerät, das bereits fast vollständig unter der Oberfläche verschwunden war.

„Wir müssen wenigstens ihre Aufnahmen retten“, sagte sie matt und kehrte mit dem nassen Gerät in der Hand zu ihm auf das Schiff zurück.

„Das ist doch jetzt... das einzige was wir noch von ihr haben.“

Jon nahm seine Kusine in den Arm und drückte sie an sich. Er konnte es noch immer nicht fassen, dass die Journalistin so plötzlich ganz buchstäblich aus ihrer Mitte gerissen worden war. Der tödlich verwundete Kriegerfürst hatte wohl mit Gewalt noch ein allerletztes Opfer in seinen Harem für die Ewigkeit aufnehmen wollen.

„Hoffentlich funktioniert es noch“, sagte Sheryl mit tränennaher Stimme und schüttelte vorsichtig etwas Wasser von dem Gerät. Aus glasigen Augen schaute sie es von allen Seiten an, dann drückte sie auf Verdacht ein paar der Knöpfe, deren Symbole für Jon genauso gut jharkendarische Hieroglyphen hätten sein können. Nach ein paar Versuchen drang tatsächlich eine krächzende Stimme aus dem Aufnahmegerät hervor.

„... und einen schönen guten Morgen! Langsam nähern wir uns den letzten Etappen unserer Reise, aber bevor es morgen an die malerische Krabbenküste geht, statten wir erst mal in aller Ruhe der urigen kleinen Insel Antigua einen Besuch ab. Vor zwanzig Jahren hätte ich dieses beschauliche Eiland im Leben nicht anfahren wollen, denn zu der Zeit war das noch ein ganz schönes Piratennest, das kann ich euch sagen. Heute merkt man davon kaum noch was, also keine Sorge! Aber vielleicht trifft ihr an den Gaststätten entlang der Promenaden ja einen echten alten Seebären so wie mich, der euch was von seinen Zeiten als ruchloser Seeräuber palavern kann.“

„Was... was ist das denn?“ Sheryl wischte sich über die verschneifte Nasenspitze. „Das klingt doch wie eine Durchsage von Morris.“

„Allerdings“, erkannte Jon irritiert. „Kannst du das irgendwie von Anfang an abspielen?“

„Ich probier es mal“, sagte seine Kusine. „Ich glaub, ich weiß noch ein bisschen, welche Tasten Tara bei der Befragung gedrückt hat, aber so genau hab ich auch nicht aufgepasst...“

Sie drückte auf ein paar der Tasten herum, und die Stimme des Kapitäns verstummte, bis schließlich eine andere Stimme aus dem Gerät drang. Diesmal war es die der Journalistin.

„Damit beginnen wie Befragung. Hallo, Kapitän Morris. Erst einmal möchte ich mich dafür bedanken, dass du dich zu diesem Gespräch bereit erklärt hast.“

„Mach ich doch gern“, war nun wieder Morris’ Stimme zu hören. „Ich freu’ mich ja immer, wenn sich mal jemand für die Geschichten eines alten Seemanns interessiert. Kommt auch nicht mehr so oft vor heutzutage, die jungen Leute wollen davon nichts wissen.“

„Ich bin sogar sehr interessiert daran. Für meine Reportage ist die Perspektive des Kapitäns natürlich von besonders großem Interesse.“

„Na das hört man natürlich gern.“

„Bevor ich aber zu den eigentlichen Fragen komme, hätte ich noch eine Bitte. Als eine Besonderheit der Omnipotencia sind mir schon heute am ersten Tag die Durchsagen aufgefallen, mit denen du als Kapitän die Passagiere über die anstehenden Reisestationen und die möglichen Aktivitäten an Bord informierst.“

„Ja, das ist ‘ne feine Sache, nich’? Hab mich ja erst dagegen gesträubt, so ein magitechnokratisches Dingsbums bei mir reinzustellen, aber man gewöhnt sich da unheimlich schnell dran. Und dann ist das einfach klasse, den netten Leuten immer was aus dem eigenen Kabüffchen raus erzählen zu können.“

„Ganz genau. Es ist noch nicht ganz spruchreif, aber mir ist in dem Zusammenhang eine Idee gekommen. Zur Auflockerung macht es sich in einer Reportage immer gut, kleine Zitate oder wichtige Auszüge aus dem Text zwischen den eigentlichen Textabschnitten zu platzieren. Für diese Reportage wäre es doch ganz hervorragend, dafür die Durchsagen des Kapitäns heranzuziehen.“

„Meine Durchsagen? Die kommen dann in die Zeitung? Ja, das wär ja was. Und ich sag die dann jetzt so in das Dingsbums da rein?“

„Das wäre sehr nett. Ich nehme an, dass du auf jeder Kreuzfahrt die gleichen Durchsagen einsprichst?“

„Nee, nee, so ist das nicht. Da ist nichts auswendig gelernt. Sonst wär ja auch der Spaß daran weg. Und das ist mir auch ganz wichtig, dass die netten Leute immer persönlich angesprochen werden.“

„Ehrlich gesagt, das überrascht mich. Die Durchsagen weisen ja doch eine gewisse Geschliffenheit auf. Ich kann das offen gesagt kaum glauben.“

„Na, da fühl ich mich ja sehr geschmeichelt, aber glauben kannst du das einem alten Seebären schon, dass der so ein bisschen aus dem Bauch raus palavern kann.“

„Das heißt, du könntest hier und jetzt Durchsagen zu beliebigen Situationen improvisieren?“

„Und wie ich das kann. Das ist ja mal 'ne schöne Herausforderung, da hab ich gleich richtig Lust drauf.“

„Wie wäre es beispielsweise damit: Das Schiff erreicht die Insel Faranga, aber der Vulkan ist ausgebrochen und die Insel kann daher nicht angefahren werden. Du musst den Passagieren also mitteilen, dass der Landgang auf Faranga leider entfällt.“

„Na, das wüsste man aber schon vorher, wenn da der Vulkan ausbricht. Die haben da auf Faranga mittlerweile Gerätschaften, man glaubt es nicht. Die wissen das schon Wochen im Voraus, wenn bei denen der Berg wieder hoch geht, und dann sagen die uns Bescheid und wir planen unsere Kreuzfahrt direkt um. Ganz doll ist das.“

„Sehr faszinierend, das wusste ich gar nicht. Kannst du es trotzdem versuchen?“

„Achso, ja sicher. Pass auf!“

Sie hörten, wie Kapitän Morris sich räusperte und mit kräftigerer Stimme weitersprach.

„Hallo liebe Freunde auf der Omnipotencia, hier spricht wieder euer Kapitän Morris. Ich habe ein paar leider nicht so schöne Neuigkeiten für euch. Eigentlich wollten wir ja gleich im Hafen von Faranga anlegen, aber wenn ihr in der

letzten halben Stunde mal aufs Meer raus geguckt habt, dann ist euch sicher die große Aschewolke am Horizont aufgefallen. Sieht leider ganz danach aus, als ob auf Faranga der große Vulkan ausgebrochen ist. Das ist bestimmt ein ordentliches Spektakel, aber leider können wir unter diesen Umständen natürlich nicht vor Anker gehen. Die gute Nachricht ist aber, dass wir so noch schneller in den warmen Süden kommen – und vielleicht können wir am letzten Tag auf der Rückreise ja noch einen kleinen Abstecher nach Faranga machen. Kopf hoch, und viel Spaß an Bord, euer Kapitän Morris!“

Jon und Sheryl wechselten einen erstarrten Blick.

„Das... das ist doch genau die Durchsage, die wir am zweiten Tag gehört haben“, sagte Sheryl, während die Befragung weiter abgespielt wurde.

„Also kamen die Durchsagen die ganze Zeit... vom Aufnahmegerät?“

„Vielleicht wurde das Aufnahmegerät in der Kapitänshütte vor dem Gerät für die Durchsagen abgespielt“, führte Jon den Gedanken weiter.

„Aber dann war es gar nicht Morris, der uns in die Irre geführt hat, sondern...“

Er schluckte, als er begriff was das bedeutete.

„Sondern Tara.“

„Ihr habt es es also tatsächlich noch herausgefunden.“

Jon und Sheryl schreckten auf, als sie die Stimme von der Reling her hörten. Tara war daran von außen hochgeklettert und hievte sich nun hinüber auf die andere Seite. Nachdem sie auf dem Deck aufgekomen war, schüttelte sie sich kurz und schritt von oben bis unten durchnässt zu ihnen über die Bretter des Oberdecks. Ihre nassen Haare klebten offen an ihren Schultern, und das hellbraune Bändchen, das zuvor immer ihren Pferdeschwanz zusammen gehalten hatte, war um ihre feuchte Stirn gespannt.

„T... Tara“, rief Sheryl und wusste offenbar nicht ob sie sich für Freude oder Fassungslosigkeit entscheiden sollte. „Du – du hast aber doch nicht wirklich... *das Schiff entführt?*“

Die Blicke aller Menschen an Bord richteten sich auf die wiedergekehrte Tara, die sich mit dem Rücken an die Reling lehnte und knapp nickte.

„Doch, das habe ich getan. Ihr habt jetzt ja alle Beweise in der Hand.“

„Aber... wieso?“, rief Zacharias verdattert. „Und wo ist dann Kapitän Morris?“

„Da wo ich gerade herkomme: Auf dem Grund des Ozeans. Ich habe mich gleich am ersten Abend zur Befragung mit ihm in seiner Hütte da drüben getroffen. Danach hatte ich alles was ich von ihm brauchte. Morris war ein netter Kerl, ich habe es nicht gerne gemacht. Aber es ist zumindest schnell gegangen.“

„Du hast den Kapitän in seiner Hütte umgebracht?“, erkannte Clemens, der die Hand auf den Schwertknauf gelegt hatte und schon kurz davor schien, auf Tara loszugehen. „Schon am ersten Tag der Reise?“

„Richtig“, bestätigte sie, als hätte Clemens bei einem schwierigen Fragespiel besonders gut abgeschnitten. „Danach habe ich ihn im Meer versenkt. So ist es auch am besten, oder? Ich denke, er hätte es so gewollt. Eine Landbestattung ist nichts für einen Seemann.“

„Das muss das Platschgeräusch gewesen sein, das Pascal gehört hat“, begriff Sheryl und schaltete das Aufnahmegerät aus, das noch immer das Gespräch mit dem Kapitän abgespielt hatte.

„Ja, ich war dabei vielleicht nicht vorsichtig genug, aber es gab auch nicht viele andere Stellen, von denen ich ihn aus hätte versenken können. Da muss ich mich wohl bei dir bedanken, Alena, dass du alle so hervorragend auf die falsche Fährte geführt hast. Damit konnte ich natürlich nicht rechnen, aber es hat alles noch etwas einfacher gemacht.“ Alena guckte völlig verschreckt, und Sheryl strich ihr rasch beruhigend über den Rücken.

„Um ehrlich zu sein, ich habe nicht selten daran gezweifelt, dass ich das alles überhaupt hinbekommen würde. Den Blutfleck in der Hütte habt ihr ja auch gefunden. Ihr glaubt nicht, wie lange ich versucht habe, ihn aus dem Schrank herauszubekommen, aber da war nichts zu machen. Zum Glück habt ihr ja nicht die richtigen Schlüsse daraus gezogen.“

„Aber was ist dann mit Lavina?“, fragte Jon. „Dann hast *du* sie umgebracht, oder?“

„Mir blieb leider nichts anderes übrig. Sie hat ganz aufgebracht an der Tür des Kapitänshäuschens geklopft und Morris um eine Erklärung

dafür gebeten, dass ein Blatt einer Pflanze auf das Schiff geweht ist, die nur auf Narva wächst. Als ihr niemand geantwortet hat, ist sie zurück ins Innere des Schiffs geeilt. Ich bin gerade noch rechtzeitig darauf aufmerksam geworden, um Lavina daran zu hindern, ihr Wissen weiterzutragen. Das war vermutlich der Augenblick, der mich rückblickend am meisten aus der Fassung gebracht hat. Um Haaresbreite wäre alles schon am dritten Tag der Reise gescheitert.“

„Aber du und Jon, ihr wart doch zusammen beim Mittagessen, als der Mord geschehen ist“, entsann sich Sheryl mit gerunzelter Stirn. „Da kannst du Lavina doch gar nicht umgebracht haben.“

Angestrengt versuchte sich Jon an die Situation im Speisesaal zu erinnern. „Eigentlich habe ich Tara die meiste Zeit gar nicht gesehen. Sie ist erst an den Tisch gegangen, als schon fast alle mit dem Dessert fertig waren. Irgendwie bin ich einfach davon ausgegangen, dass sie vorher an einem anderen Tisch war.“

„Dafür bin ich dir auch sehr dankbar“, sagte Tara. „Ich bin sofort nach dem Mord in den Speisesaal geeilt, um mir ein Alibi zu verschaffen. Und du warst dabei ein williger Komplize, wenn auch unwissentlich.“

„Das kann so nicht stimmen“, wandte Clemens ein. „Alle meine Befragungen dazu haben ergeben, dass zur Zeit des Mordes niemand gesehen wurde, der den Empfangsraum verlassen hat.“

„Nun, wir werden ja alle auf das Band an ihrer Stirn aufmerksam geworden sein“, meldete sich der Bibliothekar zu Wort. „Ich vermute, dass es sich dabei um eines der Bänder des Sphärenwandels handelt. Du hast Harax aus dem Sarkophag befreit, den Seelenzauber auf einem der Bänder ausgelöst und das Band als Gegenleistung von ihm erhalten, habe ich recht? Damit wäre es dir möglich gewesen, dich jederzeit unerkannt an Bord des Schiffes zu bewegen. Ich vermute, dass dir das Band auch sehr hilfreich dabei gewesen ist, die Durchsagen in der Kapitänshütte abzuspüren, ohne dass du dich dazu jedes Mal über die Tür in die Hütte schleichen musstest. Dabei wärest du mit Sicherheit beobachtet worden.“

„Stimmt“, sagte Jon. „Den Schlüssel konntest du Morris zwar abnehmen, aber dann wäre es immer noch viel zu riskant gewesen, ihn tagsüber einzusetzen, wenn Leute auf dem Oberdeck waren. Und durch die Fenster und vom Aussichtsdeck aus war es ja auch einsehbar.“

„Ich sehe schon, ich muss euch gar nicht mehr viel erklären“, erwiderte Tara und legte beide Arme auf der Reling ab, an die sie sich so entspannt anlehnte, wie Jon sie in den letzten Tagen nie erlebt hatte. Er fand es zunehmend befremdlich, wie unbeeindruckt sie die Enttarnung ihrer Pläne ließ. „Es war von allergrößter Bedeutung für das Gelingen des Vorhabens, dass ich mich jederzeit frei auf dem Schiff bewegen konnte, ohne fürchten zu müssen, dabei beobachtet zu werden. Harax' Band war dazu der Schlüssel. Leider war es auch mit einigen ärgerlichen Scherereien verbunden. Dass Harax in der Nähe, also auf dem Schiff sein musste, damit ich das Band einsetzen konnte, das hat natürlich einiges verkompliziert. Und ihr habt ja selbst miterlebt, wie er zum Ende hin die Geduld verloren hat, als sich einfach keine der von ihm ausgewählten Frauen seinem Harem anschließen wollte. Vielleicht war die Ankunft dieser Piratenkapitänin ein weiterer Glücksfall für mich. Ich weiß nicht, ob ich ihn allein hätte besiegen können, aber jetzt ruht er friedlich auf dem Grund des Meeres. Ihr werdet mir sicher alle zustimmen, dass es nicht der schlechteste Ort ist, um die Leiche dieses Mannes aufzubewahren, habe ich recht? Das hier ist jetzt jedenfalls nutzlos.“ Sie riss das Band von ihrer Stirn, warf einen letzten Blick darauf und schmiss es dann hinter sich über die Reling. Jon hörte, wie Zacharias nach Luft schnappte. Er konnte sich schon denken, dass der Bibliothekar das wohl letzte zugängliche Überbleibsel des versenkten Kriegerfürsten gerne selbst in die Finger bekommen hätte. Jetzt würden seine Theorien für alle, die nicht selbst dabei gewesen waren, auch weiterhin nur Theorien bleiben.

„Du brauchtest einen Komplizen, um Harax' Sarkophag zu öffnen“, erinnerte sie Jon. „Ich nehme an, das war Richard?“

„Ja“, bestätigte Tara. „Er hat mir außerdem dabei geholfen, die Untersuchung des Mordfalls ein wenig zu meinen Gunsten zu

beeinflussen. Und natürlich hat er das Buch in Sicherheit gebracht, wie ihr wisst. Als ich Lavina getötet hatte, da kam Samantha schon die Treppe herunter gelaufen. Ohne das Band hätte sie mich auf frischer Tat ertappt. Als Geist konnte ich natürlich keine Bücher verschwinden lassen, solange die ganze Zeit Menschen im Raum waren, aber zum Glück hat Richard das für mich übernommen. Es war allerdings ein Fehler, das Buch überhaupt an Bord zu lassen und es nicht bei der erstbesten Gelegenheit im Meer zu versenken. Aber es ist auch für mich das erste Mal, dass ich so etwas mache.“

„Richard, hast du dazu irgendetwas zu sagen?“ , wandte sich Clemens an den gefesselten Bediensteten, dessen Miene sich seit Taras Rückkehr wieder deutlich aufgehellt hatte. „Du bist seit Jahren ein hoch geschätzter Mitarbeiter auf unserem Schiff. Wieso hast du dich dazu herabgelassen, dich mit einer Mörderin zu verbünden? Erkläre dich!“

Aber Richard erklärte gar nichts, er wich dem Blick des Schiffsverwalters aus und schwieg.

„Ich habe ihn da wohl in eine etwas unangenehme Lage gebracht“, übernahm daher wieder Tara das Reden. „Mir war klar, dass ich einen Partner auf dem Schiff brauchte, dem ich bedingungslos vertrauen konnte. Gleichzeitig war ein Mitglied der Besatzung dafür ideal, weil es als solches über Möglichkeiten verfügen würde, die ich als Passagierin nicht hatte. Möchtest du nicht erzählen, wie du mich kennengelernt hast, Richard?“

Richard blickte zu ihr auf, zögerte kurz und sagte dann: „Im Netz.“

„Was denn für ein Netz?“, erwiderte Sheryl verwirrt.

„Es ist eine Art magisches Konstrukt zur Verbindung von Menschen und Informationen“, erklärte Tara knapp. „Alles was ihr wissen müsst, ist dass Richard und ich dort ins Gespräch gekommen sind. Es hat eine Weile gedauert, bis ich sein Vertrauen gewonnen hatte, aber irgendwann hat er mir erzählt, dass er auf einem Kreuzfahrtschiff arbeitet. Das war der Augenblick, an dem der Plan zum ersten Mal Gestalt angenommen hat. Richards Schiff war in jeder Hinsicht ideal: Es waren viele Passagiere an Bord und es hatte als eines von nur einer Hand voll Kreuzfahrtschiffe

auf der Welt einen Tank mit hochkonzentrierter Manaflüssigkeit. Der einzige Nachteil war die Reiseroute. Dass ich das Schiff, das ich für meinen Plan aussuchen würde, bis an die Ränder des Archipels würde umlenken müssen, das war mir von Anfang an bewusst. Aber eine Fahrt in die Südsee vorzutauschen, das war nochmal eine andere Herausforderung, als ein Schiff, das ohnehin schon in den Osten fährt, noch etwas weiter fahren zu lassen als geplant. Die Gelegenheit, Richard als Komplizen zu gewinnen, erschien mir jedoch zu günstig, um sie nicht zu ergreifen. Vor allem, nachdem er mir von seiner Schwester erzählt hat und wie wichtig sie ihm ist.“

Richards Miene blieb so starr, wie sie seit Taras Rückkehr gewesen war, aber bei der Erwähnung seiner Schwester bemerkte Jon ein kurzes Zucken seiner Mundwinkel.

„Es hat eine Weile gedauert, aber ich konnte schließlich ein geeignetes Gefängnis für sie finden. Ein alter Keller in einem Haus in Vengard, das im Winter verwaist ist. Es gehört einem Händler aus Varant, der nur in den Sommermonaten dort wohnt, und liegt etwas abgelegen am Stadtrand. Es war also perfekt für meine Zwecke.“

„Du hast Richards Schwester entführt?“, begriff Clemens.

„Ich habe Richard mitgeteilt, dass sie dort für eine Weile überleben kann, und dass ich sie befreien werde, wenn er alles dafür tut, dass mein Unterfangen erfolgreich ist. Andernfalls... nun, ich bin die einzige Person, die weiß, wo dieser Keller liegt.“

Jetzt verstand Jon, wieso Richard vorhin einen Nervenzusammenbruch erlitten hatte, als er Tara für tot gehalten hatte. Für ihn hatte es sich wie die Gewissheit anfühlen müssen, seine Schwester niemals wiederzusehen.

„Das reicht, ich habe genug gehört. Du bist hiermit festgenommen.“

Clemens zückte sein Kurzschwert, und neben ihm taten es ihm seine Männer gleich. Auch die vier Mitglieder der Bruderschaft hoben ihre Klingen und richteten sie mit mühsam Entschlossenheit vortäuschenden Gesichtern auf Tara.

„Haltet ihr das wirklich für eine gute Idee?“ Tara löste sich von der Reling und lockerte die Hände. „Ihr habt euch doch sicher schon gefragt, wie ich es geschafft habe, das Steuerrad festzuschweißen, oder?“

Sie streckte beide Hände mit den Handflächen nach oben von sich, und im nächsten Moment loderte ein großer roter Feuerball dazwischen auf, der Jon sogleich den Schweiß auf die Stirn trieb und die Nebelwände um sie herum in wild flackerndes rötliches Licht tauchte. Clemens und seine Truppe wichen mit erschrockenen Gesichtern zurück.

„Ja, ich habe noch so einige Tricks auf Lager“, sagte Tara und ließ den Flammenball in einer kleinen Rauchwolke verpuffen. „Ohne den Zauber der Wasserlunge wäre ich jetzt wohl auch immer noch da unten auf dem Grund des Ozeans.“

Während Clemens offenkundig mit sich rang, ob er trotz der zu erwartenden Verluste einen Zugriffsbefehl erteilen sollte, tauschte Jon hastige Blicke mit Sheryl, Zacharias und Alena. Alle wirkten sie genauso überrumpelt wie er selbst, und obwohl Tara ihnen so vieles erzählt hatte, war die wichtigste Frage noch unbeantwortet geblieben.

„Aber wozu das alles?“, formulierte sie Jon. „Warum entführst du ein Kreuzfahrtschiff und steuerst es bis zu den unbewohnten Randgebieten des Archipels?“

„Ich glaube nicht, dass euch meine Beweggründe etwas angehen“, sagte Tara. „Aber ihr seid gewissermaßen so etwas wie mein Eintrittspreis.“

„Was soll das denn jetzt bedeuten?“, erwiderte Sheryl verwirrt.

„Eintrittspreis für was?“

„Das werdet ihr schon noch selbst herausfinden.“ Tara ging zu ihrem Aufnahmegerät, das Sheryl auf dem Boden abgestellt hatte, und hob es auf. „Danke übrigens dafür, dass du es für mich gerettet hast, Sheryl. Ich weiß nicht, ob ich es wiedergefunden hätte, wenn es im Meer versunken wäre. Die Nymphen werden sehr zufrieden damit sein.“

„Nymphen?“, wiederholte Jon und kam sich selbst blöd dabei vor, denn Tara hatte es ja offenbar darauf angelegt, mit der beiläufigen Erwähnung Fragezeichen in ihren Köpfen zu verursachen.

„Nymphen sind mythische Gestalten aus den alten Überlieferungen der Wassermagier“, erklärte Zacharias stirnrunzelnd.

„Und wahrscheinlich sind sie auch Geistwesen?“, vermutete Jon, der schon ahnte, worauf der Bibliothekar vermutlich wieder hinaus wollte.

„Zumindest halte ich das für durchaus denkbar. Aber ich war nicht davon ausgegangen, dass es heute noch welche von ihnen gibt.“

„Dann kannst du dich freuen“, eröffnete ihm Tara. „Denn du wirst sie gleich kennen lernen.“

„Warum erzählst du uns das eigentlich alles?“, fragte Alena. „Selbst wenn du glaubst, dass wir dich nicht mehr aufhalten können, welchen Sinn hat es dann, uns deine ganzen Pläne mitzuteilen?“

„Ganz einfach“, sagte Tara und zuckte mit den Schultern. „Ich musste noch ein paar Minuten Zeit überbrücken, und das kam mir wie die beste Ablenkung vor.“

„Zeit überbrücken... bis was passiert?“

„Bis wir angekommen sind“, sagte sie. „Und wir sind gerade angekommen.“

Jon sah gerade noch, wie sich ein großer Felsen vor dem Bug des Schiffes aus dem Nebel schälte, nahm noch schemenhaft die Umrisse eines alten Burggemäuers mit einem weit bis in die Wolkendecke hinauf ragenden Turm zwischen den Nebelfetzen wahr, als es unter ihren Füßen gewaltig zu rumpeln begann. Die Geschwindigkeit, mit der das Kreuzfahrtschiff vorwärts preschte, wurde plötzlich unmittelbar spürbar, als sie ungebremst und mit voller Wucht auf die fremde Küste auftrafen. Jon wurde von den Füßen geschleudert, griff vergeblich nach Sheryls Hand und prallte mit dem Kopf gegen die Reling. Kurz hallten noch die Schreie und Rufe der anderen in seinem Kopf wider, dann hörte das Rumpeln auf und er spürte die Stille des erstorbenen Antriebs in sich erwachen, als er in eine bewusstlose Finsternis abtauchte.

Schritte auf dem Holz, viele laufende Füße. Das glockenhelle Lachen junger Mädchen. Und dann, als er die Augen öffnete... ein Bersten im Bauch des Schiffes. Ein emporsteigender Glastank, in dem eine blau

funkelnde Flüssigkeit schwappte. Darunter mit erhobenen Armen sechs, sieben Frauen mit glatten, strahlenden Gesichtern und leuchtend blauem Haar.

In ihrer Mitte, Tara.

Anschwellendes Lachen, der Geruch von frischem Regen.

Viele Hände packten ihn an Armen und Beinen, hoben ihn empor und trugen ihn davon.

Die Krabbenküste

Sechster Tag der Reise

„Rein da mit dir. Da kannst du dich jetzt ausschlafen, wenn’s nach mir geht für den Rest deines Lebens.“

Mit einem kräftigen Schubser wurde Harry durch die offene Zellentür in das Innere eines kleinen Backsteinraums gedrückt. Das Zimmer enthielt nicht mehr als ein Bett, einen schief gezimmerten Tisch mit Stuhl und einen schmalen Wandschrank in einer Ecke. Durch ein winziges, vergittertes Fenster drangen ein paar Strahlen der Morgensonne herein, und Harry sah in ihrem Licht die Staubflöckchen tanzen.

„Du glaubst vielleicht, Schmuggeln ist ein Kavaliersdelikt“, sagte der Hauptmann, ließ die Tür klappernd ins Schloss fallen und zog einen Schlüsselbund hervor. „Aber Typen wie du sind daran schuld, dass wir jeden Tag durchlöchernde Leute auf den Straßen von Vengard finden. Jeder, der den falschen Menschen zu einer Waffe verhilft, macht sich mitschuldig an ihren Taten. Vielleicht denkst du darüber mal für eine Weile nach. Zeit genug hast du jetzt jedenfalls.“

Er packte einen Schlüssel am Bund, steckte ihn ins Schloss und drehte um.

„Dein Gerichtsverfahren beginnt in zwei Monaten“, teilte ihm der Hauptmann mit. „Ich kann dir nur den guten Ratschlag geben, bis dahin alle Karten offen auf den Tisch zu legen. Das ist das einzige, was dir vielleicht ein paar Jahre ersparen kann. Und die Mistkerle, für die du das alles gemacht hast, die sind es bestimmt nicht wert, für sie im Gefängnis zu versauern.“

Harry ließ sich stumm auf den Holzstuhl sinken, der unter seinem geringen Gewicht direkt zu knirschen begann. Der Hauptmann und seine Männer hatten ihn die ganze Nacht hindurch befragt, aber er hatte dicht gehalten. Wenn er den Baron verriet, dann konnte er sich auch gleich selbst die Kehle durchschneiden. Baldurs Reaktion würde wohl ohnehin nicht lange auf sich warten lassen – Harry wusste, dass sein langer Arm auch in die Gefängnisse hinein reichte –, aber wenn er nach

seinem folgenschweren Fehler zumindest loyal blieb, dann hatte er vielleicht noch den Hauch einer Chance, mit einem Teil seines Körpers weitermachen zu können.

„Wir sprechen uns noch.“ Der Hauptmann warf ihm zum Abschied durch die Gitterstäbe einen grimmigen Blick zu, dann steckte er den Schlüsselbund weg und marschierte durch den Zellengang davon. Harry zog die Füße hoch und winkelte auf der Sitzfläche des Stuhls die Beine an. In seinem Kopf drehte sich alles, die Schlaflosigkeit und die endlosen Fragen der Stadtwachen hatten ihn über die vergangenen Nachtstunden hinweg zunehmend zermürbt. Vor allem war da aber immer der Gedanke an Sheryl und ihren Vetter gewesen, die Stunde um Stunde unwissend ihrem entsetzlichen Schicksal entgegen gefahren waren. Er hatte versucht, den Stadtwachen begrifflich zu machen, dass seine Chefin in großer Gefahr schwebte, und dass alle Maßnahmen ergriffen werden mussten, um die *Omnipotencia* noch abzufangen und aufzuhalten, aber natürlich hatte das jeder im Verhörzimmer bloß für einen schlechten Ablenkungsversuch gehalten – dass es eine ohnehin schon abenteuerliche Geschichte nicht gerade leichter hatte, auf offene Ohren zu stoßen, wenn sie von einem Mann mit seinem Gesicht erzählt wurde, das wusste er ja leider selbst. Zwar hatte der Hauptmann angekündigt, Harrys Berichte über das magische Netz im Keller der Konditorei prüfen zu lassen, aber es hatte nicht danach geklungen, als ob er dieser Prüfung eine besonders hohe Priorität zugestehen wollte. Die Wachen, die mit dem Fall beauftragt worden waren, versuchten wohl gerade alle, die Herkunft der Schmuggelware und damit die Hintermänner in Erfahrung zu bringen. Sie würden nichts unternehmen, und ihm selbst waren die Hände gebunden.

Aber selbst wenn er nicht in Gefangenschaft geraten wäre, was hätte er denn schon tun können? Auf dem Schiff waren Sheryl und ihr Vetter unerreichbar gewesen, es hatte keinen Weg für ihn gegeben, sie rechtzeitig zu warnen. Und jetzt war ohnehin alles zu spät. Der Morgen war angebrochen, sie mussten längst in die Burg verschleppt worden sein.

Er war selbst dort gewesen, erinnerte er sich, über das Netz, kurz bevor es ihn an den Ort gesaugt hatte, an dem sämtliche Fäden zusammenliefen. Wenn er beim nächsten Mal vorsichtiger war, überlegte er, dann würde er dem Sog vielleicht widerstehen können, dann konnte er sich in der Burg womöglich umsehen. Aber es gab kein nächstes Mal. Er würde das Gewölbe unter Sheryls Konditorei vermutlich nie mehr betreten.

„Hey du!“

Harry blickte auf und sah, dass in der gegenüberliegenden Zelle jemand hinter den Gitterstäben der Tür aufgetaucht war. Es war ein Mann mit nacktem haarigen Oberkörper, wildem Bartwuchs und dem Blick einer aufgebrauchten Riesenratte.

„Was bist du für einer, hä?“, fragte ihn der Gefangene über den Gang hinweg. „Verschenkst du Körperteile? Auch größere? Vielleicht 'n Arm? Oder 'n Bein?“

„Nein“, sagte Harry.

„Schade, echt schade. Dachte nur, weil's ein bisschen danach aussieht.“ Harry antwortete nichts, aber der Mann hinter den Gitterstäben guckte weiter aus seinen Rattenaugen zu ihm rüber.

„Hey!“, rief er plötzlich mit halb zum Raunen gesenkter Stimme. „Sag keinem, dass ich gefragt habe, klar? Sonst sagen sie wieder, dass sie mich nach Khorinis schicken. Ich will nicht ins Scheißkhorinis. Da machen die einen fertig.“

„Okay“, sagte Harry, der nur noch wollte, dass ihn der Kerl in Ruhe ließ.

„Ich sage nichts.“

„Danke.“ Er hob eine Hand wie zum Gruß. „Ich verlass mich drauf.“

Der Bärtige wandte sich wieder um, und Harry konnte durch die Gittertür hindurch erkennen, dass er sich in seiner Zelle an einen Tisch setzte, wo er etwas in die Hand nahm, das für Harry nach einer Tintenfeder aussah.

Seufzend wandte er den Blick wieder ab. Das war also die Gesellschaft für die nächsten zehn Jahre seines Lebens, und das auch nur wenn er das Glück hatte, diese zehn Jahre überhaupt noch vor sich zu haben.

Wehmütig dachte er an die letzten Tage in der Konditorei zurück. Das waren die besten Tage seines Lebens gewesen, und wahrscheinlich würden sie das auch endgültig bleiben. Und was die Konditorei selbst anging – er glaubte nicht, dass sie jemals wieder öffnen würde. Sheryl würde verschollen bleiben, und niemand würde sich mehr ein Stück von einer ihrer Torten auf den Teller legen können. Die Welt war wieder ein bisschen grauer geworden.

Harry versuchte sich von den niederschmetternden Gedanken loszureißen, stand vom Stuhl auf und wanderte in engen Kreisen durch den Raum. Aber da war nichts, womit er sich ablenken konnte. Immer wieder tauchte Sheryl vor seinen Augen auf, immer wieder fragte er sich, was sie in den Tiefen der Burg gerade erleiden musste. Gab es denn gar nichts, was er tun konnte?

Er ging in die Hocke und warf einen Blick unter den Tisch, aber da war nichts, nur die glatte Ziegelwand dahinter. Das Fenster ließ ihn hinaus auf einen kleinen Nebenhof blicken, aber es war sauber und nicht einmal staubig. Und der Schrank in der Ecke... Harry blieb davor stehen und betrachtete ihn von oben bis unten. Besonders schwer wirkte er nicht, und als er die Tür öffnete war auch nichts darin außer zwei Häftlingshosen und zwei halbwegs dazu passenden Oberteilen. Er schloss sie wieder und überlegte kurz. Dann packte er den Schrank so gut es ging und zerrte ihn schnaufend entlang der Wand zur Seite. Nachdem er ihn ein bisschen bewegt hatte, warf er einen Blick in die freigelegte Ecke und ließ die Schultern hängen. Nichts. Natürlich nicht. Da waren nur die zwei Ziegelwände, die in einem rechten Winkel zusammenliefen. Und ganz unten...

Harry ging in die Hocke und sah sich die Stelle aus der Nähe an. Im Putz zwischen zwei Ziegeln fehlte ein Bröckchen, und es wirkte auf ihn, als ob sich auch der umliegende Putz teilweise lösen ließ. Ohne zu zögern begann er, mit den Fingernägeln daran herumzukratzen, bis er tatsächlich ein paar Brocken heraus bekommen hatte.

„Das kannst du vergessen“, rief sein Zellennachbar von gegenüber zu ihm herüber. „So kommst du hier nicht raus. Hab ich alles schon versucht.“

Harry hörte gar nicht auf ihn und arbeitete weiter, während seine Nägel zu reißen begannen und das Fleisch unter ihnen blutig wurde. Immer wieder rüttelte er an dem Ziegelstein, bis er sich irgendwann endlich lockerte. Er schob seine Finger durch die entstandenen Lücken im Putz, bekam den Ziegel zu packen und zog ihn zu sich in den Raum. Dahinter kam ein gähnend schwarzes Loch zum Vorschein. Harry streckte seine Hand hinein und fühlte in alle Richtungen, traf überall auf Stein, aber an einer Stelle... er hatte den Eindruck, dass es dort tiefer hinab ging. Die Lücke war allerdings nicht groß genug, um einen Finger durchzustecken. Er zog die Hand wieder hinaus, wischte sich den Staub und Dreck an seiner neuen Sträflingshose ab und schob den Schrank dann wieder vor das Loch. Jetzt war es nur noch zu sehen, wenn er sich bückte und zwischen die Standfüße des Schranks hindurch schaute.

„Sag mal“, sagte Harry und ging zu den Stäben seiner eigenen Gittertür. „Was schreibst du da eigentlich?“

„Meine Memoiren“, antwortete der Bärtige und hob die Feder. „Bin zur See gefahren, viele Jahre lang. Ist 'ne gute Geschichte. Und ich darf alles reinschreiben, haben die Wachen gesagt. Alles. Auch das Zeug, für das sie mich nach Khorinis schicken wollen.“

Harry kniff die Augen zusammen und versuchte einen genaueren Blick auf den Schreibtisch des Mannes zu bekommen. Er glaubte, einen größeren Blätterstapel am hinteren Tischende zu erahnen.

„Kann ich das vielleicht mal lesen?“

Sein Zellennachbar löste den Blick von seinem Schreibtisch und drehte den Kopf zu ihm um.

„Wirklich? Du willst das lesen?“

„Klar“, sagte Harry. „Wieso nicht? Interessant klingt es ja, und ich habe hier ja auch nicht so viel anderes zu tun, oder?“

„Ich bin noch nicht fertig“, sagte der halbnackte Mann. „Aber du kannst das lesen, was ich schon habe. Hey! Wache!“

Nach ein paar Rufen hörte Harry Schritte auf dem Gang, und ein gelangweilter Wachmann kam zu ihnen herüber gestapft.

„Was ist denn jetzt schon wieder?“, seufzte er.

„Der Neue will meine Memoiren lesen!“

Der Wärter drehte sich auf dem Gang um und warf Harry durch die Gittertür einen zweifelnden Blick zu.

„Wirklich?“

Harry zuckte mit den Schultern. „Wieso nicht?“

„Du weißt aber schon, was da auf dich zukommt, oder?“

„Egal. Ich brauche was gegen die Langeweile, und es klang ganz interessant.“

„*Interessant*. Tja, wenn du meinst.“

Der Wachmann gähnte einmal ausgiebig, wandte sich dann wieder zur anderen Zelle um und streckte seinen Arm aus.

„Von mir aus, gib schon her. Aber danach höre ich heute nichts mehr von dir, klar? Kein Wort mehr.“

„Ja, ist gut, ist gut.“

Gespannt beobachtete Harry, wie der Bärtige den Stapel Blätter vom Tisch nahm, die zerknittert wirkenden Seiten noch einmal notdürftig gerade rückte und sie dann durch die Gittertür dem Wärter überreichte. Der blätterte einmal kurz hindurch, wohl um zu prüfen, dass nichts zwischen den Zellen geschmuggelt wurde, und gab sie dann an Harry weiter.

„Na dann mal viel Vergnügen“, wünschte er, blieb mit seinem Blick für einen kurzen Moment auf der Höhe von Harrys Nase hängen und wanderte dann wieder davon.

Harry warf einen Blick auf die erste Seite des Stapels in seinen Händen, dann auch auf die nächsten paar Seiten. Die Schrift war alles andere als leserlich, überall gab es Flecken, über deren Herkunft er sich lieber keine intensiveren Gedanken machen wollte, und was da von Kaperfahrten und Beutezügen erzählt wurde, das machte auf ihnen alles einen eher wirren Eindruck – aber es waren immer noch die Erinnerungen eines alten Seemanns, die hier auf dem Papier verewigt waren. Es war

unsicheres Wissen, aber es war Wissen. Und es war einen Versuch wert. „Hey! Warte mal, du liest das jetzt aber auch wirklich, oder?“ Harry hörte ihm gar nicht zu, als er vor dem Schrank in die Hocke ging und den Blätterstapel darunter schob.

„Jon! Jon, wach auf!“

Wie aus weiter Ferne drang die Stimme in sein wiedererwachendes Bewusstsein. Er hörte die aufgeregten Rufe dieser Stimme, aber er ließ sie verhallen, fühlte sich ganz unbeteiligt, bis die Worte lauter wurden und von ganz nah kamen.

„Jon! Schnell, wach endlich auf!“

Es war Sheryls Stimme, die ihn rief, und es waren ihre Hände die an seiner Brust rüttelten.

Jon schlug die Augen auf und starrte in die weit geöffneten Augen seiner Kusine. Er lag auf einem weichen Bett in einem schlicht eingerichteten Zimmer, das ihn auf den ersten Blick ein wenig an sein eigenes daheim in Vengard erinnerte. Sheryl saß auf einem Stuhl neben dem Bett und hatte sich über ihn gebeugt.

„Na endlich!“, seufzte sie erleichtert. „Ich dachte schon, du wachst gar nicht mehr auf.“

„Wo... wo sind wir hier...?“, stammelte Jon und richtete sich ein bisschen im Bett auf. Fetzen von Erinnerungen strudelten durch seinen benebelten Kopf, aber wollten sich einfach zu keinem Gesamtbild zusammenfügen. „Das Schiff... wo...?“

„Jon, konzentrier dich jetzt bitte, ich brauch deine Hilfe!“, sagte sie und rüttelte an seinen Schultern. „Du musst mir eine voll wichtige Frage beantworten!“

„W... was...?“

Sie griff zu einem Nachtschränkchen, das neben dem Bett stand, und nahm zwei kleine Törtchen davon weg, in deren rosa Zuckerglasur runde Beeren in zwei unterschiedlichen Rottönen steckten.

„Waldbeeren oder Weidenbeeren?“

Jon starrte perplex erst auf die beiden Törtchen, dann in Sheryls erwartungsvoll strahlendes Gesicht.

„Komm schon, hilf mir da mal, Joon! Ich kann mich echt voll nicht entscheiden!“

„Sheryl, was soll das?“, fragte er sie verstört. „Das ist doch jetzt nicht der Zeitpunkt... was ist das hier überhaupt für ein Ort...?“

„Du hörst mir gar nicht zu, Jon!“, maulte sie mit dicker Schmolllippe.

„Das ist gerade echt voll wichtig für mich! Weil, ich meine, eigentlich sind ja Waldbeeren voll lecker und ich ess die auch total gerne, außer natürlich im Pudding, weil das geht ja mal gaaar nicht, aber so in der Zuckerglasur sind so Waldbeeren voll gut! Und da hab ich schon gedacht, okaaay, Waldbeeren sind echt die leckersten Beeren von allen Beeren überall, aber dann war ich schon wieder voll am Zweifeln, weil es ja auch noch die Weidenbeeren gibt, weißt du, Jon? Und die sind echt die superleckersten Beeren überhaupt, vor allem mit Puderzucker, aber dann wusste ich schon wieder nicht, ob ich nicht doch lieber meinen superedlen braunen Kandiszucker nehmen soll, das ist echt mein totaler Liiieblingszucker! Jeder sollte einen Lieblingszucker haben, oder, Jon? Sag doch auch mal was, Joon!“

„Sh... Sheryl...?“

„Nein, sag nichts, Jon!“, rief sie plötzlich. „Du musst erst mal probieren!“ Ehe er den Kopf wegrehen konnte, hatte sie ihm schon eines der Törtchen ins Gesicht gedrückt. Hustend und spuckend drückte er ihre Hand von sich und spuckte die süßliche Zuckermasse über das Bett.

„Und jetzt das andere! Dann kannst du vergleichen, okaaay?“

Jon ging gerade noch rechtzeitig mit der Hand dazwischen, um das Törtchen abzuwehren. Es zerplatzte in einem Regen rosafarbenen Zuckerschaums, der auf das Bett und seinen Körper hinab kam.

„Sheryl, was ist los mit dir?“, brachte er hervor und wischte sich hastig die Törtchenreste vom Mund und aus der Nase. „Du bist doch gar nicht du selbst!“

„Doch, natürlich bin ich ich selbst“, erwiderte Sheryl mit tief gerunzelter Stirn, um gleich darauf wieder ein beängstigend fröhliches Lächeln auf

ihre Lippen zu zaubern. „Sogar noch viel mehr als sonst! Voll gut, oder? Also, isst du die Törtchen jetzt noch auf oder was? Ich hab mir voll Mühe gegeben!“

Jon starrte entgeistert in ihr vertrautes Gesicht, das eine völlig überzogene Schnute gezogen hatte. Als ihm für ein paar Sekunden die Worte fehlten, da grabtschte Sheryl plötzlich mit den Händen auf dem Bett herum.

„Wenn nicht, dann ess ich sie eben, kein Problem!“

Emsig sammelte sie die Törtchenreste ein und schleckte sie sich von den Fingern.

„Woah, das war *lecker!*“, sagte sie mit der piepsigen Stimme eines kleinen Mädchens, als sie das meiste vertilgt hatte. „Aber du bist wohl echt nicht so der Törtchentyp, waaas? Zum Glück hab ich auch noch was anderes dabei!“

Sie bückte sie nach etwas, das wohl unten vor dem Bettrand stand, und hob es hoch. Es war eine Glasflasche, in deren Innerem eine leuchtend pinke Flüssigkeit blubberte.

„Moleratbrause!“, rief sie, bewunderte die Flasche mit funkelnden Augen und öffnete den Verschluss mit einem gewaltigen Ploppen. „Die trinkst du jetzt aber, ja, Jon? Mir zuliebe?“

„Sheryl – nein!“

„Ach doch, die ist voll lecker!“

Jon wollte sich zur anderen Seite aus dem Bett retten, aber da hatte sie sich schon mit ihrem ganzen Gewicht auf ihn geschmissen und drückte gewaltsam seinen Kopf in das Kissen. Ihre Hände rissen seine Kiefer auseinander, und im nächsten Augenblick wurde ihm die Öffnung der Flasche in den Mund gedrückt. Eine zähflüssige Masse sprudelte Jons Hals hinunter, und der Geschmack von Blut und Eingeweiden brachte ihn zum Würgen. Verzweifelt drückte er Sheryl von sich, stürzte vom Bett und übergab sich auf den Bretterboden.

„Auch gut“, sagte Sheryl. „Dann bleibt eben mehr für mich, hihi!“

Keuchend wischte er sich den Mund ab und torkelte vorwärts, als er

auch schon den Griff ihrer Hände spürte, die sich von hinten um seinen Bauch legten.

„Joon?“, flüsterte sie ihm ins Ohr. „Weißt du eigentlich, welcher Tag heute ist? Unser Hochzeitstag! Hast du auch ein Geschenk für mich, Joon?“

Vergeblich suchten seine Augen nach einer Tür, einem Fenster, irgendeinem Ausgang aus dem Zimmer, aber er war umringt von lückenlosen Wänden. An einer von ihnen hing das Gemälde, das er von Nebis bekommen hatte, aber die Gesichter der anderen Anwärter, die mit ihm darauf abgebildet waren, hatte allesamt bizarr große Nasen und Münder.

„Also ich hab auf jeden Fall eins für dich! Ein voll Gutes, du wirst sooo Augen machen!“

Sie stieß ihn kurz von sich, packte ihn dann am Arm und wirbelte ihn mit aller Kraft herum, bis er in ihre Arme stolperte. Sie legte beide Hände um seinen Hinterkopf und drückte sein Gesicht mit Gewalt an ihr eigenes, das groß und süß und schrecklich sein gesamtes Blickfeld ausfüllte.

„Du darfst mich küssen, Jon!“, hauchte sie, und er konnte ihren Atem riechen, der nach überreifen Kirschen stank. „So wie damals, in der Mooondnacht!“

„N- nein!“ Er brachte seine ganze Kraft auf und drückte sie von sich, wankte zurück, bis er mit dem Rücken an einer Wand ankam.

„Du willst mich nicht küssen, Jon?“, sagte sie mit zornesroten Wangen.

„Bin ich dir zu dick, Jon? Bin ich für dich auch nur *die Dicke*? Du bist sooo oberflächlich, Jon!“

Er rutschte mit dem Rücken zu Boden, seine bebenden Hände zur hilflosen Abwehr von sich gestreckt. Mit großen Hüpfen sprang die übergeschnappte Sheryl im Zickzack durch den Raum, bis sie ihn wieder erreicht hatte.

„Was ist nur los mit dir, Jon? Ich bin doch deine liebe Ehefrau! Willst du keine Zeit mit mir verbringen?“

„Du – du bist nicht Sheryl!“ , brüllte Jon sie an. „Ich habe keine Ahnung, wer du bist, aber du bist nicht Sheryl!“

„Vielleicht ist sie es. Vielleicht ist sie es nicht.“

Hektisch drehte er den Kopf nach rechts. Neben ihm an der Wand lehnte Zacharias, in den Händen ein aufgeschlagenes altes Buch, und blickte mit gehobenen Brauen zu ihm herab.

„Etwas Sicheres lässt sich darüber, fürchte ich, leider nicht sagen“, fuhr er fort. „Aber ich habe da meine persönliche kleine Arbeitstheorie entwickelt, die du vielleicht hören möchtest.“

„Z... Zacharias... was...?“

„In diesem alten Werk aus dem Jahre

Dreihundertzweiundsiebzigttausend vor Rhobar dem Zwölften ist die Rede von einem *Matar Safinah*, einem *gewaltig mächtigen Götterzauber der drei großen Ahnen am Stein unter dem Wasserfall*, der offenkundig dreizehn Jahrtausende später von Zogor dem Eroberer eingesetzt wurde, um das Amulett des Sphärenschwurbelns zu schmieden. Das wiederum führt mich zu der sicheren Annahme, die freilich noch geprüft werden muss und für die ich keinerlei Indizien habe, dass es sich bei deiner Kusine respektive Ehefrau Sheryl, auch bekannt als Alena, zweifelsfrei, aber nicht ohne eine gewisse Unsicherheit, um ein Geistwesen handeln muss, also kann, möglicherweise. Vielleicht ja, vielleicht nein.“

Der Bibliothekar klappte das Buch zusammen, klemmte es unter den Arm und hob den rechten Zeigefinger.

„Von meinem persönlichen kleinen Steckenpferd, den Geistwesen, habe ich dir ja bereits erzählt? Geistwesen, Geistwesen, Geistwesen, Geistwesen, Geistwesen. Unsichtbar, dunkel, episch, geheimnisvoll. Ich bin der Schlauste!“

„Wer... wer seid ihr?“, keuchte Jon und kroch entlang der Wand vor dem glatzköpfigen Mann weg.

„Och, Joon“, sagte Sheryl, nahm den Bibliothekar in den Arm und legte den Kopf selig lächelnd auf seiner Schulter ab. „Wir sind doch deine Familie und deine Freunde!“

Jon schüttelte energisch den Kopf.

„Ihr seid nicht meine Freunde!“

Er zuckte zusammen, als hinter ihm plötzlich wimmerndes Geheule zu vernehmen war. Hastig drehte er sich um und erkannte am anderen Ende der Wand Alena in ihrem schillernden Seidenkleid. Sie hatte sich in eine Ecke des Raums gepresst und rieb sich die geröteten Augen, aus denen dicke Tränenbäche hervorbrachen, wie sie Jon noch nie bei einem Menschen gesehen hatte.

„Ich... ich bin nicht mal mehr eine Freundin für dich...?“, brachte sie schniefend hervor. „Du – du bist so gemein, Jon!“

Voller Zorn schlug sie plötzlich mit der Faust auf die Wand hinter ihr, die auf einmal umklappte und eine Nische mit einer großen hölzernen Guillotine freigab. Alena rannte hinüber, kletterte auf das Gerüst des Geräts und steckte den Kopf durch das Loch unter ein großes Fallbeil.

„Tschüss!“, rief sie mit verheultem Gesicht, zog an einem Seil und wurde vom Beil geköpft. Jon japste entsetzt nach Luft, als ihr blutiger Kopf über den Boden rollte und genau vor seinen Füßen liegen blieb. Aus großen, geröteten Rehaugen starrte ihn Alenas Gesicht vorwurfsvoll an, und Jon raupte sich verzweifelt die Haare. Mit noch größerer Fassungslosigkeit sah er im nächsten Moment mit an, wie Alenas Rumpf sich wieder aus der Guillotine löste, vom Gerät herab stieg und zu ihrem Kopf wanderte. Der geköpft Körper bückte sich danach, hob Alenas blutiges Haupt wieder auf und setzte es sich auf den Hals. Im Bruchteil eines Augenblicks waren die Wunden verheilt, und Alena zwinkerte ihm schelmisch zu.

„War nur Spaß.“

Als sie seinen völlig fertigen Blick sah, wurden ihre Augen plötzlich schon wieder wässrig.

„Oh... oh Jon, es... es tut mir so leid, ich wollte nicht...“ Sie griff nach seinem Arm, den er vergeblich vor ihr wegzuziehen versuchte, und brach erneut in einen Heulanfall aus. „Das... das war die blödeste Idee meines ganzen Lebens! Noch... noch blöder als dich zu heiraten... Es tut mir so leid, Jon... ich wollte doch nicht... dass du dir... dass du dir

solche Vorwürfe machen musst! Kannst du mir noch einmal verzeihen?“ Er hielt es nicht mehr aus, richtete sich auf und schüttelte sie von sich, rannte durch den Raum, bis er nach einigen Schritten viel zu schnell schon wieder an der nächsten Wand angekommen war, an die er sich mit dem Rücken lehnte.

„Lasst mich in Ruhe!“, brüllte er und zeigte mit dem zitternden Finger auf Sheryl, Zacharias und Alena, die sich nebeneinander in einer Reihe aufgestellt hatten und sich an den Händen hielten. „Lasst mich alle in Ruhe!“

Die drei Gestalten warfen sich kurze Blicke zu, dann ging durch Zacharias' Körper ein plötzlicher Ruck, und aus seiner Glatze schossen leuchtende blaue Haare hervor, die sich um seine Schultern legten. Sein Gesicht wurde schmaler und glatter, und im Laufe weniger Augenblicke verwandelte sich sein ganzer Leib mitsamt seiner Kleidung in den nackten Körper einer blauhaarigen jungen Frau mit betörend hübschem Gesicht.

„Er langweilt mich“, sagte die Frau zu Sheryl und Alena. „Wir haben noch so viele, nehmen wir den nächsten!“

„Och, echt?“, entfuhr es Sheryl mit trotziger Miene. „Schooon? Also mir hat es voll Spaß gemacht!“

Während sie noch schmollte, hatte sich auch Alena bereits in eine der blauhaarigen Schönheiten verwandelt.

„Sie hat recht, sie hat recht“, säuselte sie. „Bringen wir es zu Ende mit ihm und machen mit dem nächsten weiter, bevor unsere Schwestern sie uns alle weggenommen haben!“

„Okeee“, gab Sheryl nach, deren Haare bereits eine bläuliche Tönung angenommen hatten.

„Ihr – ihr seid die Nymphen, oder?“, begriff Jon, als die drei nackten Frauen auf ihn zukamen. Er hatte sich nie zuvor ausmalen können, dass ihn ein solcher Anblick einmal derart einschüchtern würde. „Tara hat uns zu euch gebracht, und ihr... ihr habt uns auf diese Insel verschleppt!“

„Jetzt wird es doch erst recht langweilig“, beklagte die Frau, die wenige Sekunden zuvor noch ausgesehen hatte wie eine völlig überdrehte

Version von Sheryl. „Dann lasst es uns wenigstens schnell zu Ende bringen.“

„Ja, lasst es uns jetzt gleich tun.“

„Jetzt gleich, jetzt gleich.“

Jon suchte vergeblich an der Wand nach einem Halt, als es unter seinen Füßen plötzlich zu rumpeln begann. Der Holzboden erbebt. An der gegenüberliegenden Wand krachte plötzlich eines der Bretter nach unten und verschwand, gefolgt von weiteren, bis sich ein Loch hinab in eine gähnende Tiefe auftat, das sich entlang der Wände zu beiden Seiten hin mit immer größerer Geschwindigkeit vergrößerte. Bevor es Jon erreichen konnte, hastete er in die Mitte des Raumes, wo sich die drei Frauen in die Lüfte erhoben hatten und mit ausgebreiteten Armen unter der Decke schwebten, die sich gerade in ihre Einzelteile auflöste. Dahinter wurde ein großer gelblich-grauer Himmel sichtbar. Als sich der Abgrund einmal rund um den ganzen Raum in den Boden gefräst hatte, da stürzten auch die Wände hinab, und Jon bemerkte panisch, dass die Holzfläche in der Mitte, auf der er stand, zunehmend kleiner wurde. Um die schwebende Plattform, auf der er stand, erstreckte sich unter seinen Füßen nach allen Seiten hin ein weitläufiges Sumpfgebiet, nichts als grünlich schlammiger Morast soweit das Auge reichte. Verzweifelt versuchte Jon irgendeinen Ausweg zu finden, irgendetwas, woran er sich festhalten konnte, aber die paar Möbel, die im Raum gestanden hatten, waren längst in den Sumpf hinab gestürzt.

Und dann, als er schon glaubte, es könnte nicht mehr schlimmer kommen, da erhob sich aus dem Sumpfwasser gleich unter der kleiner werdenden Holzplattform der große, lange Körper eines gewaltigen Sumpfhais, viel viel größer noch als das Exemplar, das ihm damals als kleiner Junge im Vengarder Naturkundemuseum den Schreck seines damals noch so jungen Lebens versetzt hatte.

Von Todesangst gepackt starrte Jon hinab in den aufgerissenen Schlund des monströsen Riesenwurms, in dem dutzende weiße Zahnreihen aufblitzten, jede einzelne davon ein nur für ihn geschmiedetes vielgezacktes Henkersbeil. Ein tiefes, dumpfes Dröhnen wie das Erzittern

eines Berges drang aus dem Schlund des Sumpfhais, als die Bretter unter Jons Händen hinab fielen und in der großen Finsternis jenseits der Zahnreihen verschwanden. Jon rutschte hastig zurück, aber auch hinter ihm waren die Bretter längst gefallen. Drei Stück waren es jetzt nur noch, auf denen er kauerte.

Eines fiel... zwei...

Jon konnte sich nicht mehr halten, stürzte hinab und ergriff gerade noch so das allerletzte Brett, das einsam in der Luft schwebte. Der faulige Atem des Sumpfhais umfing ihn als große gelbe Pestwolke, als er mit letzter Verzweiflung am Brett baumelte.

Dann fiel auch dieses Brett hinab, und Jon mit ihm.

Links und rechts rasten die Zahnreihen an ihm vorbei, glitschige Haut schimmerte in der Dunkelheit. Das Dröhnen war jetzt überall um ihn herum, und dann – das Eintauchen in eine abscheulich stinkende Flüssigkeit. Prustend tauchte er wieder auf, sah nichts als Finsternis zu allen Seiten, und fühlte unter sich das todbringende Wasser, das ihn zersetzen wollte, das an seiner Haut nagte und alles an ihm zerfraß, das ihn einverleiben wollte in den großen, stinkenden Leib des Ungetüms. Jon konnte nicht einmal mehr schreien, als sich seine Muskeln und Knochen im Magenwasser zersetzten. Sein Kopf war nur noch voller Schmerz und voller Angst, und voll von der Gewissheit des Todes, der Gewissheit, eine absolute Niederlage erlitten zu haben.

Es waren die letzten Momente in seinem Leben.

Sheryl, Alena... viele Gesichter schimmerten kurz schwach in der Finsternis, alle tauchten sie noch einmal auf, um sich von ihm zu verabschieden. Er sah Nebis vor sich, auch Samantha, er sah seinen Vater... alle sagten sie ihm Lebewohl, aber er sah in ihren Augen auch immer die Enttäuschung darüber, dass er am Ende seines kurzen Lebens auf so klägliche Weise versagt hatte und den erbärmlichsten aller Tode gestorben war.

Gefressen von einem Sumpfhai am Ende der Welt.

Ein weiteres Gesicht erschien, das Gesicht eines schon etwas älteren Mannes mit braunem Kurzhaarscheitel. Unter seinem Gesicht war der Ansatz eines schwarz-violett karierten Sakkos zu erkennen.

„Niemals aufgeben“, sagte Manfred, und dann noch einmal: „Niemals aufgeben!“

Jon wollte die Hand nach ihm ausstrecken, und plötzlich fühlte er, dass sie noch ganz da war – mit allen Knochen, allen Muskeln und der ganzen Haut. Nichts hatte sie zersetzt, und nichts hatte seine Beine und seine Arme aufgelöst. Auf einmal spürte er seine Beine wieder, und als er sie ausstreckte, da stieß er gegen die Magenwand des Sumpfhais, und alles kam ihm plötzlich viel kleiner und enger vor. Das war kein endloser See im Bauch eines gigantischen Ungetüms. Es war nur eine kleine Pfütze, und als er mit den Händen nach oben tastete, da bekamen sie den Eingang der Speiseröhre zu fassen. Er krallte sich daran fest und hievte sich in die Höhe, quetschte sich mit zusammengebissenen Zähnen durch die schleimige, dunkle Röhre, bis er irgendwann Licht sah. Er streckte die Hände heraus und versuchte sich ganz aus dem Maul des Sumpfhais zu wuchten, aber mit dem Hosenbein blieb er an einer Zahnreihe hängen, deren Widerhaken sich im Stoff verfangen. Mit halbem Oberkörper hing er aus dem Maul der Bestie heraus, die seine Flucht bemerkt hatte und so wild ihren Schlangenkörper schüttelte, dass Jon zwischen den Zahnreihen hin und her geschleudert wurde. Er spürte einen stechenden Schmerz an den Fersen und fürchtete schon, die scharfen Zähne würden ihm die Füße abreißen, aber dann hatte er wieder Manfreds Worte im Ohr.

„Niemals aufgeben!“

Er streckte aus dem Maul heraus die Arme nach vorn, griff dann nach unten, bekam den Hals des Sumpfhais zu packen, der plötzlich lang nicht mehr so dick schien wie zuvor – und drückte zu.

Wild schüttelte sich die geschrumpfte Kreatur nach allen Seiten, als Jon mit weit aufgerissenen Augen ihren schleimigen Hals würgte. Ein wütendes Brüllen entwich dem zusammengepressten Schlund der Bestie, aber je länger Jon den Würgegriff aufrecht erhielt, desto kraftloser und

leiser wurde es, bis es irgendwann in einem erbärmlichen Winseln verhallte. Der Sumpfhai stürzte zu Boden, Jon wurde aus seinem Maul geschleudert und landete mit dem Kopf voran im morastigen Wasser. Kraftlos blieb er mit geschlossenen Augen im Sumpfmatsch liegen, als Manfreds Worte in seinem Kopf widerhallten.

„Bleib stark... Geh deinen Weg...“

Am liebsten wäre er für immer dort liegen geblieben, aber er wusste, dass er das nicht durfte. Mühsam rappelte er sich auf und begriff, dass die feuchte Substanz, in der er gelegen und die er für Sumpfwasser gehalten hatte, tatsächlich rosa Zuckerwatte war. Tatsächlich sah er sich plötzlich umgeben von einer Welt aus Zuckerwatte, Sahne, Creme und Marzipan, die sich in pastelligen Rosa-, Pink- und Lilatönen zu allen Seiten hin erstreckte. Ein besonders großer lila Zuckerwatteberg platzte plötzlich direkt vor ihm auf, und eine über und über mit Süßspeisen verschmierte Sheryl stürzte daraus hervor und rannte ihm in die Arme.

„Jon – ? Bist du – ?“

„Bist du die echte?“

„Das wollte ich auch gerade fragen!“

Jon brauchte nur einen kurzen Blick in ihre Augen zu werfen, um keinen Zweifel mehr daran zu haben, dass er seine Kusine vor sich hatte.

Erleichtert fielen sie sich für einen Moment in die Arme, bevor Sheryl die Umarmung gleich darauf wieder löste und sagte: „Wir müssen hier raus, Jon! Diese Nymphen, ich glaube, die wollen mich umbringen!“

„Da haben wir wohl was gemeinsam“, sagte er. Er wollte sich gar nicht ausmalen, was geschehen wäre, wenn er sich dem Gefühl völliger Machtlosigkeit vorhin einfach ergeben hätte. Darauf hatten die Nymphen offenbar gesetzt, als sie ihn mit seinem schlimmsten Albtraum konfrontiert hatten. Bei Sheryl schienen sie aber auf eine andere Strategie gesetzt zu haben und versuchten sie anscheinend in dem zu ertränken, was sie eigentlich am liebsten hatte.

„Jon, siehst du irgendwo einen Ausgang?“ Verzweifelt sah sich Sheryl nach allen Seiten um, aber um sie herum türmten sich nur riesige Massen an Cremes und Zuckerwatte auf, in denen tausende bunte Kirschen und

Beeren steckten, während sich weiter hinten ein zähflüssiger Wasserfall aus Karamell ergoss. „Wir müssen so schnell wie möglich irgendwie hier rauskommen!“

Jon hatte bereits gesehen, dass sich über ihren Köpfen eine gar nicht allzu weit entfernte Decke erstreckte. Wenn sich der Raum immer weiter mit den klebrigen Substanzen füllte, dann würden sie über kurz oder lang tatsächlich darin ertrinken.

„Es... es gibt einfach keinen Ausgang!“, keuchte sie. „Ich glaube, ich bin schon den ganzen Raum abgelaufen – ich –“

„Sheryl, ruhig“, sagte er und fasste sie an den Schultern. „Dass wir die Hoffnung verlieren, das ist genau das, was sie wollen. Das hätten sie bei mir gerade auch fast schon geschafft. Aber wenn wir nur fest genug daran glauben, dann kommen wir auch wieder hier heraus.“

„Meinst du wirklich?“, fragte Sheryl und klang dabei noch nicht so überzeugt.

„Ja, auf jeden Fall“, versicherte ihr Jon. „Siehst du den weißen Sahnehügel da drüben, gleich neben dem Fluss aus Milchreis?“

„Du meinst den am Puddingsee?“

„Genau den. Wir rennen jetzt gleich so schnell wie möglich dort hin, und dann springen wir in vollem Lauf durch den Sahnehügel, hörst du? Dahinter ist der Ausgang.“

„W... was? Woher willst du das denn wissen?“

„Sheryl, vertrau mir bitte mal!“, bat er sie. „Dahinter ist der Ausgang, daran musst du ganz fest glauben. Wir kommen hier wieder raus!“

„Okay... okay“, sagte sie und nickte. „Dahinter ist der Ausgang, alles klar.“

„Bist du bereit?“

„Los geht's!“

Sie nahmen sich an der Hand und stürmten los, preschten vorbei an der Milchreis-Pudding-Mündung genau auf die Mitte des riesigen Sahnehügels zu, während von oben herab ein Regen aus pinkem Sirup auf sie herab ging. Kurz bevor sie ihn erreicht hatten, tauschten sie im Laufen einen entschlossenen Blick aus. Dann blickten sie wieder der vor

ihnen aufragenden Sahnewand entgegen, hoben gemeinsam vom Boden ab und tauchten ein in das blendende Weiß.

„Argh!“

„Au!“

Jons Kopf prallte gegen eine harte Wand, als Sheryls Körper gegen seinen eigenen stieß. Weiße Sahneflocken trudelten durch die Luft, und Jon verlor für einen kurzen Moment das Bewusstsein, bis sich Sheryls Körper wieder von seinem eigenen gelöst hatte.

„Wir... wir haben es wirklich geschafft!“, rief seine Kusine fassungslos, und jetzt erkannte es auch Jon: Sie hockten in einer weißen Sahneputze inmitten eines langen Korridors mit weit nach oben reichenden dunkelgrauen Ziegelsteinwänden, die von brennenden Fackeln in eisernen Haltern erhellt wurden. Mehrere Ausgänge schienen von hier aus in andere Gänge zu führen, aber von ihrer derzeitigen Position aus konnten sie noch nicht um die Ecken schauen. Fest stand jedenfalls, dass sie der Süßwarenhölle erfolgreich entkommen waren.

„Ich hab's doch gesagt“, sagte Jon und atmete tief aus. „Niemals aufgeben.“

„Wo sind wir hier wohl?“, fragte Sheryl und blickte sich nach beiden Seiten des Korridors um. „Ob das die komische Burg ist, die man vom Schiff aus kurz sehen konnte?“

„Dann hast du sie auch gesehen?“, vergewisserte sich Jon. „Ich war mir schon nicht mehr sicher, ob ich sie mir nur eingebildet habe.“

„Wahrscheinlich haben uns die Nymphen hierher verschleppt“, überlegte seine Kusine. „Die anderen sind hier bestimmt auch irgendwo.“

Jon wollte sich gar nicht ausmalen, was die anderen wohl gerade mitmachen mussten. Hoffentlich würden sie genauso viel Durchhaltekraft an den Tag legen wie Sheryl und er selbst es mit Mühe und Not geschafft hatten.

„Die Nymphen sind bestimmt auch noch in der Nähe“, vermutete Jon. „Wir müssen auf jeden Fall vorsichtig sein.“

Er richtete sich nun ebenfalls auf, rieb seine sahnige Hand an einem Ärmel trocken und erkundete gemeinsam mit Sheryl vorsichtigen Schrittes den vom Fackellicht erhellten Korridor.

„Ob Tara auch irgendwo hier ist?“, fragte Sheryl.

„Ich glaube schon. So wie ich das verstanden habe, hat sie irgendeinen Handel mit den Nymphen abgeschlossen. Wahrscheinlich hat sie uns an sie verkauft, damit sie ihre Spielchen mit uns treiben können.“

„Ich glaub das einfach nicht“, empörte sie sich. „Und wir waren immer alle total nett zu der! Bestimmt ist die nicht mal wirklich Journalistin. Aber was will die denn bloß hier?“

„Gute Frage“, sagte Jon. „Wir werden es wohl herausfinden müssen. Aber ich habe gesehen, dass die Nymphen den Manatank unseres Schiffes mit einem Schwebezauber auf die Insel gebracht haben. Entweder war das Teil der Bezahlung, oder Tara hat irgendwas damit vor und es war Teil der Gegenleistung.“

„Wir müssen sie auf jeden Fall wiederfinden und nochmal zur Rede stellen“, beschloss Sheryl. „Und natürlich müssen wir die anderen retten!“

Jon nickte zustimmend, aber schon nach einem kurzen Spaziergang durch die Korridore wurde ihm bewusst, wie schwierig sich dieses Unterfangen gestalten würde. Immer wieder warfen sie ratlose Blicke in die Seitengänge, aber jeder von ihnen sah genau gleich aus, bestand immer nur aus Ziegelmauern und brennenden Fackeln. Sie waren ganz offensichtlich in einem Labyrinth gelandet, und es war überhaupt nicht abzuschätzen, wie groß es war.

„Meinst du es klappt nochmal so wie eben?“, äußerte Sheryl eine Idee.

„Wir rennen einfach durch eine Wand und sind ganz überzeugt davon, dass wir bei Tara oder bei einem der anderen wieder rauskommen?“

„Ich glaub' nicht, dass das hier noch funktioniert“, sagte Jon. „Das kommt mir eigentlich wie ein ganz normales Burggemäuer vor. Und wenn es nicht funktioniert, dann geht die Sache auch nicht so glimpflich aus wie bei einem Berg voller Sahne.“

„Dann warst du dir eben also *doch* nicht so ganz sicher, ob das wirklich klappt, was?“

„Klar war ich mir sicher“, brummte Jon. „Da hatte ich gar keine Zweifel.“

Plötzlich hallten Schritte durch die Korridore. Als Jon und Sheryl vorsichtig einen Blick um eine Ecke warfen, sahen sie Pascal mit gehetzter Miene durch den Gang auf sie zu rennen.

„Jon! Sheryl!“, rief er und winkte ihnen auf halber Strecke zu. „Endlich finde ich jemanden von euch!“

„Pascal!“, freute sich Sheryl und winkte zurück. „Bist du in Ordnung?“

„Ja, natürlich.“ Pascal war jetzt nur noch ein paar Schritte von ihnen entfernt. „Ich habe auch schon etwas vorbereitet für heute Abend!“

„Sheryl“, flüsterte Jon seiner Kusine erstarrt zu, als er das unnatürliche Knallgelb seiner Haare sah und sich Pascals Lippen zu einem bizarren Grinsen verzogen. „Das ist nicht Pascal.“

„Ich zeige euch jetzt mal, wo der *Spaß* steckt!“

Sheryls fröhliche Miene erstarb. Sie reagierte schneller als er selbst, griff nach seiner Hand und zerrte ihn weg. Gemeinsam rannten sie zurück in die Richtung, aus der sie gekommen waren, hinter sich die hallenden Schritte Pascals im Ohr.

„Wo wollt ihr denn hin? Wir müssen doch erst noch unser kleines Spiel spielen, damit wir uns auch alle mal so richtig kennengelernt haben! Wir wollen doch alle *Freunde* sein in dieser Burg!“

Atemlos hetzten sie weiter über die Stelle hinaus, an der immer noch die Sahnepfütze auf dem Boden zu sehen war, bis sie an einer weiteren Abbiegung ankamen. Kurz darauf gelangten sie zu einer Kreuzung im Gang. Die drei Gänge, die sich von hier aus erstreckten, waren allesamt in Dunkelheit getaucht.

„Wohin?“, rief Sheryl ihm hechelnd zu.

„Ja, wohin?“ Pascal war plötzlich im Gang zu ihrer Linken aufgetaucht. Er trug ein rotes Hemd, auf dem eine große gelbe Eins prangte. „Wollt ihr in den Gang Nummer eins?“

Er trat zurück in die Dunkelheit des unbeleuchteten Korridors und erschien im nächsten Moment im Korridor, der ihnen gleich gegenüber lag.

„Oder vielleicht in Gang Nummer vier?“, fragte er und zeigte mit der Hand auf die Zahl Vier auf seiner Brust, nur um gleich darauf wieder in der Finsternis zu verschwinden und im Gang zu ihrer Rechten zu erscheinen.

„Oder doch lieber Gang Nummer sechs?“

Der falsche Pascal strich sein Hemd gerade, sodass die Sechs auf seinem Hemd gut zu erkennen war.

„Halt!“, rief er plötzlich und hing im nächsten Moment mit dem Kopf nach unten über dem Gang an der Decke. „Das ist natürlich eine Neun! Na sowas!“

„Wieder zurück!“, schrie Sheryl, und auch Jon hatte das deutliche Gefühl, dass keine dieser drei Optionen eine besonders gute Wahl war. Sie rannten einmal mehr zurück in den Gang mit der Sahnepfütze, und Jon wäre fast auf ihr ausgerutscht, als er Ausschau nach einer Abzweigung hielt, die sie noch nicht genommen hatten.

„Hier, da rechts rein!“, rief Sheryl, und sie liefen gemeinsam in einen weiteren erleuchteten Korridor, der wiederum gespickt war mit Seitengängen.

„Wir haben doch gar keine Ahnung wo wir hinlaufen“, beklagte Jon im Laufen. „Das ist der reinste Irrgarten hier!“

Abrupt hielten sie inne, als der falsche Pascal direkt vor ihnen aus einem Seitengang getreten kam, in der Hand ein bluttriefendes Schlachtermesser.

„Wollen wir doch mal sehen, wer die längere Wurst hat! Ich glaube, ich schneide mir mal direkt ein Stück von deiner ab!“

„Der wird ja immer bekloppter!“, krächzte Sheryl, als sie gleich wieder zurück hasteten und eine der Abzweigungen zu ihrer Linken nahmen. Hinter ihnen hallten Pascals Schritte über den Flur, als sie so weit rannten, bis sie in einem etwas größeren kreisrunden Raum angelangt waren. In der Mitte des Raums stand eine Säule, und entlang der runden

Wand sahen sie eine Vielzahl von Ausgängen – zwölf Stück, wie Jon nach kurzem Zählen erkannte, den Gang, aus dem sie gekommen waren, dabei mit eingerechnet. Das Ziffernblatt einer Uhr, dachte er – und sie mussten sich für die richtige Uhrzeit entscheiden. Alle anderen Gänge, die von hier wegführten, waren allerdings wieder unbeleuchtet, und nur in einigen sah Jon irgendwo weit hinten ein Licht aufglimmen. Pascals Schritte waren noch immer hinter ihnen zu hören, gleichzeitig glaubte Jon allerdings auch aus einigen der anderen Gänge Schrittgeräusche zu hören.

„Was machen wir denn jetzt?“, rief Sheryl. „Der kann uns doch aus jedem Gang entgegen kommen!“

„Ja, und wir wissen immer noch nicht wo wir eigentlich hinmüssen.“ Jon musste schon wieder mit aller Macht dagegen ankämpfen, die Hoffnung zu verlieren. Wer wusste schon, wie groß diese Burg war, wie weit sich diese immer gleichen Korridore noch in alle Richtungen erstrecken würden – und ob das Labyrinth, in dem sie sich befanden, überhaupt einen Ausgang hatte?

„Wo steckst du denn, mein Junge?“, hallte eine Stimme zu ihnen in den Raum, aber Jon konnte nicht sagen, aus welchem der zwölf Gänge sie kam. „Du hast deine Prüfung mit zwei von tausend Punkten bestanden, du wirst der beste Richter der Welt sein! Ich bin so stolz auf dich, Junge!“ „Nebis?“, flüsterte Sheryl.

„Aber garantiert nicht der echte.“

Nun drangen auch weitere Stimmen zu ihnen herein, aus denen vor allem das hyperventilierende Kreischen Jocelyns hervorstach.

„Ihr werdet meine Mützen alle noch tragen – und wenn ich euch vorher die Köpfe abreißen muss! *Ihr werdet meine Mützen tragen!*“

„Ach du Scheiße“, raunte Sheryl. „Was machen wir denn jetzt?“

Hektisch wanderte Jon um die Mittelsäule im Kreis herum, warf immer wieder ratlose Blicke in die dunklen Korridore. Wenn sie den falschen Gang wählten und ihnen darin eine der verwandelten Nymphen entgegen kam, dann würden sie sich wieder zurück in diesem Raum flüchten müssen. Und wer wusste schon, ob sie dann nicht bereits von

einer anderen Nymphe erwartet wurden? Diesmal konnten nicht einmal zurücklaufen, ohne dem verrückten Pascal in die Arme zu rennen.

„Wir müssen uns irgendeinen Gang aussuchen!“, rief Sheryl. „Aber welchen denn nur?“

Jon wusste, dass sie sich beeilen mussten – auch wenn die Nymphen sich offenbar nicht besonders schnell fortbewegten, würden sie früher oder später bei ihnen angelangt sein. Und dann würde der ganze Wahnsinn, den sie beide bereits durchlebt hatten, auf die eine oder andere Weise von vorne losgehen.

Immer schneller lief Jon im Kreis und versuchte endlich eine Entscheidung zu treffen, als er mit dem Fuß gegen einen aus dem Boden ragenden Ziegel stieß, für einen Moment das Gleichgewicht verlor und in Richtung der Säule stolperte. Er streckte die Arme vor, um sich abzufangen, und bemerkte die Spinnenfäden erst kurz bevor seine Hände an der Säule auftrafen. Die dicht geflochtenen Seidenfäden kamen hinter einem Loch zwischen den gebogenen Ziegelsteinen hervor, zogen sich bis nach unten und verschwanden am Boden der Säule wieder in einer weiteren Lücke. Als seine Finger die Spinnenseide berührten, da glommen die Fäden auf einmal blau auf, und ein tiefes, vibrierendes Summen erfüllte den Raum. Erschrocken wollte Jon die Hände wieder wegreißen, aber beide klebten wie festgefroren an der Seide fest.

„Jon, was ist los?“, wisperte Sheryl, als sie sein angestregtes Gesicht sah.

„Ich kann die Hände nicht mehr davon lösen!“, raunte ihr Jon zu und spürte, wie die Panik wieder mit voller Wucht in ihm hoch kam. „Das muss eine Falle der Nymphen sein! Dieses – dieses blaue Glühen –“

„Was denn für ein blaues Glühen?“

„Siehst du es etwa nicht? Das ganze Spinnennetz leuchtet!“

Sheryl schüttelte verwirrt den Kopf. „Sieht für mich ganz normal aus.“

Jon war sich sicher, dass die Schritte und Stimmen jetzt viel lauter waren als noch vor einer halben Minute. Was, wenn aus jedem einzelnen Gang eine Nymphe kommen würde und sie überhaupt keine Chance hatten? Ein kleiner Schreckenslaut entwich Jons Kehle, als sich auf einmal wie von Zauberhand einige Fäden aus dem Seidengewirr lösten und sich

direkt neben ihm eine grob menschenförmige leuchtende Gestalt daraus formte.

„Sheryl! Verschwinde!“, schrie er panisch. „Lauf irgendwo hin!“
Aber seine Kusine blieb mit irritiertem Blick stehen, und auch die Leuchtgestalt rührte sich nicht vom Fleck und schwebte neben ihm in der Luft.

„Endlich habt ihr es gefunden“, sagte eine männliche Stimme. „Schnell, ihr müsst hier weg! Es gibt nur einen einzigen Gang, bei dem ihr nicht direkt in eine von ihnen hineinlaufen werdet.“

Jon brauchte einen Moment, um zu begreifen, dass der blau leuchtende Mann ihnen offenbar helfen wollte. Er fragte sich, ob das schon wieder eines von Zacharias' Geistwesen war. Hatte er nicht gesagt, dass manche von ihnen den Menschen helfen wollten?

„Welcher? Welcher Gang?“

„Ich weiß es doch auch nicht, Jon!“, stöhnte Sheryl verzweifelt auf. „Aber ich geh hier nicht ohne dich weg, auf gar keinen Fall!“

„Ich meinte nicht dich, Sheryl!“

„W- was? Wen denn dann?“

„Jon, hör mir zu“, forderte die Leuchtgestalt. „Der Ausgang, vor dem Sheryl gerade steht – zwei Ausgänge links davon, den müsst ihr nehmen.“

„Den hier?“, vergewisserte sich Jon und deutete mit dem Finger darauf.

„Ja, genau den.“

„Aber – aber ich komm hier nicht weg!“

„Du musst dich nur kurz entspannen, dann kannst du die Hände wieder lösen.“

„Entspannen? Ernsthaft?“

„Es ist nicht so schwer wie es klingt“, behauptete das schwebende Lichtwesen. „Du wirst das hinkriegen.“

„Und dann?“, erwiderte Jon, während er sich immer wieder hektisch zu allen Öffnungen hin umblickte. „Wir wissen doch überhaupt nicht wo wir hinmüssen! Alle auf unserem Schiff wurden gefangen genommen, und unser Tank wurde gestohlen und –“

„Ich weiß!“, fiel ihm die Stimme ins Wort. Jon fiel auf, dass sie selbst ziemlich aufgeregt klang, und er hatte plötzlich das Gefühl, sie schon mal irgendwo gehört zu haben. „Hör zu, das Mana soll dazu benutzt werden, um einen Mann namens Voskos zu befreien. Er ist ein mächtiger Magier, und – ich habe keine Ahnung was er macht, wenn er befreit wird, aber ihr solltet besser versuchen, das zu verhindern!“

„Was? Wie sollen wir das denn machen?“, rief Jon, der es längst wieder dran gegeben hatte, zu flüstern – die Nymphen kamen ja ohnehin zielsicher auf sie zu. Jocelyns hysterische Stimme war schon ganz nah.

„Wir sind froh wenn wir hier irgendwie lebend wieder aus der Burg rauskommen!“

„Ich... ich weiß doch auch nicht was ihr am besten machen könntet!“ Dass sogar die mystische Lichtgestalt auf einmal ganz verzweifelt klang, ließ Jons Zuversicht gleich wieder dahinschwinden. Wenn das wirklich ein Geistwesen war, dann wohl leider keines der mächtigsten Sorte.

„Ich kann nur den Teil der Burg sehen, durch den das Netz verläuft“, fuhr die nervöse Stimme fort. „Ich habe keine Ahnung, ob es noch irgendwo einen Ausgang gibt, oder – oder was Voskos mit euch anstellt, wenn er befreit wird. Ich weiß nur, dass er mich fast umgebracht hat!“

„Na großartig.“

„Ich versuche ja bloß irgendwie zu helfen!“

„Danke“, sagte Jon, der glaubte in einem der Gänge eine Bewegung erkannt zu haben. „Aber wir müssen jetzt hier weg!“

„Wenn ihr das nächste Mal das Netz seht, dann berührt es wieder!“, bat ihn der schwebende Mann. „Ich versuche mehr in Erfahrung zu bringen, und vielleicht kann ich euch dann besser helfen. Und jetzt entspann dich! Schnell, sie kommen schon!“

„Das soll ja wohl ein Witz sein! Wie soll ich denn –“

„Entspann dich!“

Jon schloss die Augen, bemühte sich angestrengt darum, die Rufe der irren Fälschungen um ihn herum auszublenden, versuchte Sheryls panisches Drängen zu überhören, das Zerren an seinen Armen, die Schrittgeräusche aus nächster Nähe...

Als er die Augen geöffnet hatte, da hatten sich seine Hände von der Säule gelöst.

„Du wirst meine Mütze tragen!“

Jocelyns hysterische Fratze tauchte vor seinem Gesicht auf und ihre Hände schossen auf ihn zu, in der linken eine riesige blau-weiße Mütze mit gewaltigem Bommel und in der rechten ein blutverschmiertes Messer.

„Trag deine Scheißmütze selber!“, schrie Sheryl, schmiss sich auf die durchgedrehte Theaterschauspielerin und stieß sie gerade noch rechtzeitig weg, damit ihr Messerschwing ins Leere ging. Perplex ließ sich Jon von seiner Kusine an der Hand packen und mit sich reißen, bis er begriff, dass sie sich einfach für irgendeinen Gang entschieden hatte.

„Nicht der! Der da hinten ist es!“

„Was? Woher willst du das wissen? Wir müssen hier so schnell wie möglich weg!“

„Nein!“ Jon zerrte sie zurück in den kreisrunden Raum, wo sich die falsche Jocelyn wieder berappelt hatte und auf sie zu stapfte. „Wir müssen in den da! Das hat der leuchtende Typ gesagt!“

„Der – der leuchtende –?“

„Erklär ich dir später, Sheryl! Schnell!“

Keuchend hetzten sie einmal quer durch den Raum an der Mittelsäule vorbei, und kurz bevor die verwandelte Nymphe sie mit ihrem erhobenen Messer erreichen konnte, da bogen sie in den Gang ein, den der blau glühende Mann genannt hatte. Jon konnte nur hoffen, dass es eine gute Idee gewesen war, ihm zu vertrauen, als er Hand in Hand mit seiner Kusine in die pechschwarze Dunkelheit des Korridors eintauchte.

Harry war noch immer ganz verblüfft davon, dass seine Idee tatsächlich Früchte getragen hatte. Es hatte zwar einige Stunden gedauert, in denen er die Beschwerden seines Zellennachbarn hatte aushalten müssen – zum Glück hatte der genervte Wärter ihnen keine Beachtung geschenkt –, aber irgendwann war da plötzlich ein kleiner, dünner Faden gewesen, der vom Loch in der Wand bis zu einer der Blätterecken gereicht hatte. Wenn

sich das Netz auf der Suche nach Wissen weiterhin in einer solchen Geschwindigkeit ausbreiten würde, dann konnte es nicht mehr lange ein Geheimnis einiger weniger Eingeweihter bleiben, hatte Harry überlegt. Früher oder später würde wohl fast jeder Mensch davon erfahren, und Harry glaubte nicht, dass das wirklich eine so gute Sache war – nicht, solange Voskos ein Teil davon war. Aber das war jetzt nicht sein dringendstes Problem. Er musste unbedingt mehr Informationen über die Burg der Nymphen finden, in der Sheryl und Jon festsaßen – irgendetwas, das ihnen half, sich durch das Labyrinth zu bewegen, das leider nur zu einem kleinen Teil vom Netz durchdrungen wurde. Wenn er nicht schnell genug die richtigen Informationen auftreiben konnte und die beiden den Nymphen in die Arme liefen, dann würden sie sich womöglich nie mehr aus ihrem Zauberbann befreien können. Sheryl war immer so nett zu ihm gewesen, obwohl er in jeder Hinsicht ein mehr als miserabler Konditorlehrling gewesen war – er durfte sie jetzt einfach nicht im Stich lassen. Irgendwo im Netz musste es Texte über diese Burg geben, und wenn es jemanden gab, der sie finden konnte, dann war er es. Er konzentrierte sich, ließ die Bilder der Burg vor seinem inneren Auge auftauchen, bis ihm das Netz eine Antwort gab. In irrsinniger Geschwindigkeit rasten schemenhaft die dunklen Unterwasserpanoramen des Ozeans an ihm vorbei, als Harry dem Sog des Netzes zurück auf das Festland folgte, durch die Katakomben von Vengard bis hinein in einen großen unterirdischen Raum voller verstaubter Bücherregale. Im ersten Moment war er so verwirrt von seiner unerwarteten Umgebung, dass er gar nicht begreifen wollte, wo er gelandet war. Aber es konnte gar keinen Zweifel geben: Er schwebte über einem leuchtenden Gewirr aus Fäden im großen Gewölbe unter Sheryls Konditorei.

Harry wusste, was das bedeutete. Er hatte es nicht geschafft, er hatte sich nicht gut genug konzentriert. Die Sorge um seine Chefin musste stärker gewesen sein als der Gedanke an die Burg, und daher hatte ihn das Netz auch wieder zu Sheryls Wirkungsstätte geführt. Er versuchte es noch einmal, tauchte wieder und wieder in seine Erinnerungen an die Burg

ein, aber nichts geschah. Immer wieder schloss er die Augen, bemühte sich nach besten Kräften in sich zu gehen, aber so leicht es ihm zuvor immer gefallen war, im Netz die richtigen Informationen zu finden, so unmöglich kam es ihm plötzlich vor. Jedes Mal wenn er die Augen öffnete und sich ihm wieder und wieder der gleiche Anblick auf die gleichen Bücherregale bot, wurde er ein bisschen nervöser. Und dann wurde der Druck mit einem Mal noch ein ganzes Stück größer, als er aus weiter Ferne Jons Anwesenheit wahrnahm. Sheryls Vetter hatte sich mit dem Netz verbunden, begriff Harry, er wartete auf neue Informationen – Informationen, die er noch nicht hatte! Es konnte keinen Zweifel daran geben, dass die beiden immer noch von den Nymphen verfolgt wurden, also kam es jetzt auf jede Sekunde an. Wenn Sheryl und Jon einmal mehr in die Fänge der Nymphen geraten würden, dann war es seine Schuld. Dann würde es einzig und allein daran gelegen haben, dass er im entscheidenden Moment nicht schnell genug gewesen war. Dass er nicht gut genug darin gewesen war, die eine versteckte Information zu finden, auf die es am Ende wirklich angekommen war. Aber egal an was er dachte, egal wie sehr er alles andere ausblendete, er blieb doch immer nur an der gleichen Stelle schweben, an der er das Netz vor ein paar Tagen zum ersten Mal betreten hatte. Direkt über dem vom Netz überwucherten Buch mit dem illustrierten Einband...

...das eine blauhaarige Frau vor einem alten Burggemäuer zeigte. Er war die ganze Zeit am richtigen Ort gewesen, und die richtige Information hatte er längst gefunden. Vor Tagen schon.

Hätte Harry gerade einen echten Körper gehabt, er hätte sich wohl mit der flachen Hand vor den Kopf geschlagen, aber stattdessen verlor er jetzt keine Zeit mehr, nahm den Inhalt des Buches im Bruchteil einer Sekunde in sich auf und schoss wieder davon durch den Untergrund Vengards, zurück durch die Tiefen des Meeres bis hinauf zum Strand der Nebelinsel, durch winzige Lücken in der Burgmauer in das Innere des alten Bauwerks und entlang der labyrinthischen Gänge bis zu einem kleinen, schwach beleuchteten Raum, in dem Sheryl und Jon kauerten. Sheryl warf immer wieder ängstliche Blicke in die Finsternis, die sie

umgab, während Jon die Hand an das Netz gelegt hatte, das sich mit ein paar Fäden über eine staubige Ecke am Boden erstreckte.

„Endlich!“, begrüßte ihn Jon, als er ihn bemerkte. „Ich glaube, wir haben sie für den Moment abgehängt, aber wir haben immer noch keine Ahnung, wohin wir überhaupt laufen sollen.“

Harry wollte gerade von dem alten Buch berichten, das er entdeckt hatte, als von sehr weit eine Stimme an sein Ohr schallte. Sein echtes Ohr, begriff er rasch.

„... suchst du da unter dem Schrank? Komm jetzt auf der Stelle da raus und gib ihm seine Blätter zurück, damit die Nervensäge endlich Ruhe gibt!“

„Ich – ich habe nicht mehr viel Zeit!“, sagte er hastig zu Jon. „Aber ich glaube, ich habe etwas im Netz gefunden, das euch weiterhelfen kann.“

„Im Netz?“, wiederholte Jon irritiert. „Was ist das eigentlich, dieses Netz? Tara hat es auch erwähnt – die Frau, die uns hierher verschleppt hat.“

„Es verbindet Menschen und Wissen auf der ganzen Welt miteinander“, erklärte Harry rasch. „Aber das spielt jetzt auch keine Rolle! Ich habe ein Buch gefunden, in dem es um diese Burg hier geht. Es könnte genau das sein, was ihr benötigt.“

„Wir haben doch jetzt keine Zeit ein Buch zu lesen“, erwiderte Jon. „Was wir brauchen ist eine Karte, ein Plan, irgendwas –“

„Jon, bitte konzentrier dich jetzt kurz!“, forderte Harry hastig, während der Gefängniswärter viele tausend Meilen entfernt immer ungeduldiger wurde. „Ich übermittle dir jetzt den Inhalt des Buchs, vielleicht hilft es euch irgendwie!“

„Was soll das heißen, du –“

„Jon! Sei bitte mal kurz ruhig!“

Endlich hörte Jon auf ihn und wartete schweigend ab, bis Harry ganz nah an ihn herangeschwebt war und die Informationen des Buchs an ihn übertragen hatte.

„Viel Glück!“, rief Harry ihnen noch zu, dann kehrte er ein letztes Mal durch das Meer zurück nach Vengard, zischte vorbei an Urnen und Sarkophagen durch die unterirdische Krypta der Hauptstadt bis in das

alte staubige Archiv des Gefängnisses, dann durch einen alten Schacht hinauf bis in den Zellentrakt und schließlich durch die kleine Lücke im Mauerwerk bis unter seinen Schrank, wo seine Finger die Fäden an den Memoiren seines Zellennachbarn berührten.

Harry kehrte zurück in seinen Körper und spürte den festen Griff zweier Hände, die seinen Oberkörper gepackt hatten und ihn mit Gewalt nach oben zerren wollten.

„Ich steh ja schon auf!“, rief er und warf einen hektischen Blick auf die Blätter des Manuskripts. Das Netz hatte sich bereits weiter ausgebreitet und den oberen Teil der Blätter ein paar Finger breit eingesponnen. Kurz entschlossen packte Harry die Blätter, riss sie gleich unterhalb der Fäden ab und zog sie unter dem Schrank hervor. Als er sich aufrichtete, ließ der Wärter von ihm ab und nahm stirnrunzelnd den ramponierten Blätterstapel von ihm entgegen.

„Eingeschlafen oder was?“, mutmaßte er. „Ja, so eine nächtliche Befragung ist hart, aber ins Bett hättest du es ja wohl wenigstens noch schaffen können.“

Kopfschüttelnd wandte er sich ab, verließ die Zelle und schloss sie ab, um dem halbnackten Mann in der Zelle gegenüber durch die Gitterstäbe sein Manuskript wiederzugeben.

„Er hat meine Memoiren zerstört!“ Der Blick des Bärtigen wurde immer wilder, während er ein Blatt nach dem anderen vom Stapel nahm und es nach kurzer Prüfung zornig zu Boden flattern ließ. „Die ersten Zeilen fehlen, auf jeder Seite! Hat sie einfach abgerissen! Dafür muss er bezahlen!“

„Du hast deinen Kram zurück, also gib jetzt endlich Ruhe“, forderte der Wärter. „Wenn was fehlt, dann macht das unter euch aus.“

„Ich will auch was von ihm abreißen! Ein Bein, ein Arm, irgendwas! Wenigstens 'n Finger!“

„Das reicht“, knurrte die Gefängniswache. „Ich habe deinen Wahnsinn jetzt lange genug ertragen müssen. Du kommst nach Khorinis.“

„Das – das kannst du nicht machen!“

„Das wirst du dann ja sehen, wie ich das machen kann. Ich werde dem Hauptmann gleich morgen mitteilen, dass ich dich für einen gefährlichen Wahnsinnigen halte, der in einer Irrenanstalt besser aufgehoben ist als hier. Und für gewöhnlich hört der Hauptmann auf mich.“

„Nein! Nicht Khorinis! Die machen einen fertig da! Nicht Khorinis!“ Harry hörte kaum noch hin, als er sich auf seinen knackenden kleinen Holzstuhl setzte und endlich alle Anspannung von sich abfallen ließ. Er hatte getan, was in seiner Macht lag. Jetzt blieb nur noch zu hoffen, dass Sheryl und Jon mit den Informationen des alten Buchs etwas anfangen und die richtigen Schlüsse daraus ziehen konnten.

„Jon? Alles in Ordnung?“

Als Jon die zusammengepressten Augen langsam wieder öffnete, blickte er in das besorgte Gesicht seiner Kusine.

„Ich... glaube schon...“

Plötzlich waren da so viele neue Wörter und Sätze in seinem Kopf gewesen, dass es ihn für einen Moment völlig überwältigt hatte. Er hatte keine Ahnung, was genau der leuchtend blaue Helfer da eigentlich gerade gemacht hatte, aber Jon hatte das Gefühl, innerhalb eines winzigen Augenblicks ein ganzes Buch gelesen zu haben.

„Sheryl, weißt du noch, was Zacharias mal kurz erzählt hat?“, erinnerte er seine Kusine, nachdem er sich wieder einigermaßen bei Sinnen fühlte.

„Von diesem Entdecker Ludos, der auf der Insel hier von schönen Frauen gequält wurde?“

„Stimmt“, fiel es Sheryl auch wieder ein. „Dann meinst du, dieser Ludos ist auch in die Fänge der Nymphen geraten? Aber Zacharias meinte doch, dass man ihm nichts glauben könnte.“

„Dann hat sich Zacharias wohl ausnahmsweise mal geirrt“, sagte Jon.

„Ludos hat ein Buch geschrieben über seine Gefangenschaft hier, und dieser leuchtende Typ hat es mir... gegeben. Irgendwie.“

„Ein Buch?“, entgegnete Sheryl verwirrt. „Aber ich sehe gar kein Buch.“

„Es ist ja auch in meinem Kopf“, versuchte Jon zu erklären. „Ich weiß auch nicht, wie das funktioniert, aber ich glaube, darüber sollten wir uns

lieber erst Gedanken machen, wenn wir hier wieder raus sind.“

Aus den Tiefen des Labyrinths hallte ein klapperndes Geräusch an ihre Ohren, gefolgt von etwas, das für Jon verdächtig nach Schrittgeräuschen klang. Sie durften nicht viel Zeit verlieren, die Nymphen würden ihre Verfolgung wohl kaum aufgeben – wenn es nicht ohnehin nur Teil ihres Spiels war, sie für einen Augenblick in Sicherheit zu wiegen, um dann völlig unvermittelt zuzuschlagen.

„Du weißt also, was dieser Ludos über die Nymphenburg geschrieben hat?“, vergewisserte sich Sheryl, und Jon nickte hastig.

„Er und seine Männer waren anscheinend für mehreren Wochen hier drin gefangen. Aber irgendwann konnten sie die Burg wieder verlassen.“

„Und wie?“

„Ludos schreibt, dass es keinen Ausgang aus der Burg gibt und nur die Nymphen selbst einen erschaffen können“, berichtete Jon. „Sie haben Ludos und seine Leute wohl gehen lassen, weil Ludos seinen Charme hat spielen lassen und sie für sich gewinnen konnte.“

„Na toll“, stöhnte Sheryl auf. „Auf die Art können wir es ja schon mal vergessen.“

„Was soll das denn heißen?“, brummte Jon verstimmt. „Also, nicht dass ich jetzt so wild drauf bin, diese Irren nochmal aus der Nähe kennenzulernen, aber...“

„Gibt es denn keine andere Möglichkeit?“, drängte Sheryl. „Wir können hier nicht ewig stehen bleiben, wir müssen irgendwie weiter!“

Jon wusste natürlich selbst, dass seine Kusine recht hatte. Selbst wenn Ludos' Erzählungen in diesem Punkt wirklich zu trauen war, dann bedeutete das noch lange nicht, dass er selbst besonders große Lust dazu verspürte, irgendwelche Freundlichkeiten mit den durchgedrehten blauhaarigen Frauen auszutauschen.

„Mir fällt nur noch eine Möglichkeit ein“, sagte Jon. „Ludos hat davon erzählt, dass es im Zentrum der Burg einen hohen Turm gibt, der bis in die Wolken hinein reicht.“

„Den habe ich glaube ich sogar gesehen, als wir mit dem Schiff hier gestrandet sind“, erinnerte sich Sheryl.

„Ich auch. Laut Ludos haben nicht einmal die Nymphen Zutritt zu diesem Turm. Sie haben ihm wohl verraten, dass dort jemand gefangen gehalten wird, schon seit langer Zeit.“

„Du meinst, dieser Magier, von dem dein komischer Leuchttyp erzählt hat?“

„Voskos, ja“, sagte Jon. „Es sieht für mich ganz danach aus. Wenn Tara ihn wirklich befreien will, dann werden wir vermutlich dort auf sie stoßen. Mal vorausgesetzt, sie hat Voskos nicht längst befreit und ist schon mit ihm über alle Berge.“

„Meinst du echt, dass wir Tara hinterherlaufen sollen?“, meldete Sheryl Zweifel an. „Du hast doch gesehen, dass sie zaubern kann. Vielleicht macht sie uns einfach platt, wenn sie uns sieht. Und mit diesem Voskos scheint ja auch nicht so gut Kirschen essen zu sein.“

„Wir müssen natürlich vorsichtig sein“, stimmte ihr Jon zu. „Aber vielleicht finden wir so heraus, was hier eigentlich wirklich los ist. Und, ich meine, wo sollen wir denn sonst hin? Wenn Ludos recht hat, dann gibt es keinen Ausgang, den wir finden könnten. Der Turm ist das einzige Ziel, das wir haben.“

„Wahrscheinlich hast du recht“, seufzte Sheryl. „Aber weißt du überhaupt wie wir dahin kommen?“

„Ludos' Beschreibungen des Labyrinths sind ziemlich präzise“, berichtete Jon. „Den runden Raum mit den zwölf Ausgängen hat er auch erwähnt, und wenn ich das alles richtig verstehe, dann müssten wir uns gerade im südöstlichen Bereich der Burg befinden. Ich glaube, es ist gar nicht mehr so weit bis zum Zentrum, wenn wir die richtigen Abzweigungen nehmen.“

„Soll das heißen, dieses Netzding hat dir eine Karte in den Kopf gezaubert?“, entgegnete Sheryl verblüfft.

„Nicht ganz“, sagte Jon. „Aber ich habe alle Sätze des Buchs auf einmal im Kopf, und das ist fast genauso gut.“

„Alle... auf einmal?“

„Ich habe doch auch keine Ahnung, wie das geht!“ Jon hob ratlos beide Hände. „Aber wir sollten jetzt wirklich verschwinden, bevor uns die Nymphen erwischen. Zum Turm, einverstanden?“

„Einverstanden!“, rief Sheryl und zeigte wieder ein bisschen was von ihrem üblichen Enthusiasmus, als sie seine Hand nahm und ihn so zuversichtlich anlächelte, wie es ihr gerade möglich war. Jon blickte sich noch einmal kurz im Raum um, dann nahm er denjenigen der drei Ausgänge, den er für einen Weg nach Nordwesten hielt und hoffte inständig, dass er die Informationen in seinem Kopf tatsächlich richtig deutete.

Die Korridore waren nun wieder etwas weniger düster als die Gänge, in denen sie nach dem Uhrenraum zunächst unterwegs gewesen waren, aber mehr als eine halb heruntergebrannte Fackel hier und da war es auch jetzt nicht, die ihren Weg erleuchtete. Immer wieder waren aus den Tiefen der Burg verhallte Stimmen zu hören, und Jon versuchte, sich nicht jedes Mal Gedanken darüber zu machen, welche groteske Karikatur eines ihrer Mitreisenden es diesmal sein könnte, deren wirre Rufe sie da zu hören bekamen. Er brauchte seine ganze Konzentration, um das komplexe Netzwerk aus Gängen und Abzweigungen mit Ludos' Erzählungen abzugleichen und bei jeder einzelnen Abzweigung die hoffentlich richtige Entscheidung zu treffen.

„Bist du sicher, dass das auch alles stimmt, was dieser Ludos da geschrieben hat?“, meldete sich Sheryl nach einer Weile leise zu Wort. „Bisher passen die Beschreibungen alle“, sagte Jon, der selbst schon die Befürchtung gehabt hatte, dass Ludos seine Erinnerungen um einen zweifellos wahren Kern herum mit allerlei Ausgedachtem ausgeschmückt haben könnte. Aber sie waren nun schon an mehreren Abzweigungen angekommen, die Jon in den Schilderungen des Entdeckers ganz eindeutig hatte wiederfinden können. Bisher sprach alles dafür, dass sie es mit einem authentischen Bericht zu tun hatten. Bald hatten sie einen langen Korridor erreicht hatten, von dem Jon glaubte, dass er direkt auf das Zentrum zulaufen musste. Jon beschleunigte seinen Schritt, aber Sheryl blieb auf einmal stehen.

„Jon, hörst du das?“, flüsterte sie. „Da ist so ein komisches Brummen.“ Jetzt hörte er es auch, und als er die Ziegelwand neben sich berührte, da nahm er sogar eine leichte Vibration wahr.

„Irgendwas ist da im Gange“, sagte er. „Schnell, lass uns weitergehen. Ich glaube, es ist nicht mehr weit.“

Gemeinsam setzten sie sich wieder in Bewegung und eilten den langen Gang hinunter, der eine leichte Biegung nahm. Davon war bei Ludos nicht die Rede gewesen, und Jon zweifelte schon daran, dass sie überhaupt auf dem richtigen Weg waren, als sie schließlich das Ende des Korridors einsehen konnten. Dahinter schien ein großer Raum zu liegen, aus dem ein bläulicher Lichtschein drang. Das Brummen war mit jedem Schritt etwas lauter geworden, die Vibration in den Wänden und im Boden noch stärker, und Jon hatte inzwischen keinen Zweifel mehr daran, dass es dieser Raum am Ende des Korridors war, von dem beides ausging.

„Jetzt müssen wir aber echt vorsichtig sein“, raunte ihm Sheryl zu und drückte seine Hand. „Da drin wird bestimmt irgendein Zauber gesprochen oder so.“

Jon nickte. Gemeinsam schlichen sie sich bis zur rechteckigen Türöffnung am Ende des steinernen Flurs, quetschten sich an die beiden gegenüberliegenden Wände, in der Hoffnung, auf diese Weise weniger sichtbar zu sein, und wagten dann einen verstohlenen Blick.

Tatsächlich war der Raum hinter dem Korridor nicht bloß ein sehr großer Raum, wie Jon zunächst vermutet hatte, sondern ein riesiger unüberdachter Innenhof, aus dessen Mitte der gewaltige runde Steinturm aufragte. Es war aus ihrer derzeitigen Position heraus zwar nicht ganz eindeutig festzustellen, aber Ludos' Beschreibungen eines tür- und fensterlosen Turms, der bis über die Wolken hinaus ragte, schienen keinesfalls übertrieben gewesen zu sein. Um das zentrale Bauwerk herum erstreckte sich am Boden eine Schicht aus einem blauen Material, von dem Ludos vermutet hatte, dass es sich um magisches Erz handelte. Jon hatte nur noch schwache Erinnerungen an einen Erzbrocken, den er einmal im Bergwerksmuseum von Geldern gesehen hatte, aber er war

geneigt dazu, der Einschätzung des Entdeckers zuzustimmen. Der blau glänzende Boden übte auf ihn tatsächlich eine magische Anziehungskraft aus, wozu auch die unzähligen, in das harte Material eingearbeiteten Rillen und Einkerbungen beitrugen: Gemeinsam bildeten sie ein ebenso kompliziertes wie faszinierendes Muster, das Jon aus der Entfernung gar nicht richtig erfassen konnte. Auf einem großen und etwas erhöhten Sockel nicht weit entfernt vom Turm stand der gläserne Manatank, den die Nymphen aus dem Bauch der *Omnipotencia* geraubt hatten, und gleich daneben: Tara, die etwas in der Hand hielt, von dem Jon vermutete, dass es sich um den Verschluss des Tanks handeln musste. Aus einer Öffnung am großen Glasgefäß floss ein beständiges Rinnsal der tiefblauen Flüssigkeit herab, sprudelte durch die Rillen im Erzboden und verwandelte sie in funkelnde kleine Bäche, die das komplexe Muster, das sich rund um den Turm erstreckte, allmählich zum Glühen brachten. Das tiefe Brummen wurde dabei lauter und lauter. „Wir müssen sie aufhalten!“, rief Sheryl ihm durch das ohrenbetäubende Geräusch hinweg zu. „Die verbraucht noch unser ganzes Mana für die Rückfahrt!“

„Du hast doch selber gesagt, dass sie uns einfach plattmachen wird, wenn sie uns sieht“, erinnerte sie Jon hilflos. „Wenn wir sie überwältigen wollen, dann müssen wir es in einem Moment tun, in dem sie uns den Rücken zuwendet!“

Im Augenblick sah Tara zwar zum Glück nicht direkt zu ihnen herüber, aber einen Angriff würde sie mit Sicherheit aus dem Augenwinkel mitbekommen. Jon war sich nicht einmal sicher, ob eine unbemerkte Attacke große Erfolgsaussichten hatte, immerhin hatte Tara selbst gesagt, dass sie mehr Tricks auf Lager hatte als bloß einen Feuerballzauber. Er versuchte gerade abzuwägen, ob sie das Risiko trotzdem eingehen konnten oder sogar mussten, wenn sie jemals wieder von der Insel wegkommen wollten, als das Brummen und die Vibration unvermittelt erstarben. Tara schloss den Tank wieder zu, in dem sich noch ungefähr ein Drittel der Manaflüssigkeit befand, und richtete den Blick auf die Turmwand. Feine blau leuchtende Linien zeichneten sich dort ab und

schlängelten sich vom Boden aus an der Wand empor, als ob ein unsichtbarer Künstler mit spitzer Feder den verschnörkelten Umriss einer Tür auf das abgerundete Mauerwerk gezeichnet hätte. Als das Kunstwerk vollendet war, da stieg Tara vom Sockel hinab und ging raschen Schrittes über den Erzboden zum Turm hinüber. Dort angekommen legte sie beide Handflächen auf die aufgemalte Tür, die unter ihrem sanften Druck wie selbstverständlich nach innen aufschwang. Dahinter wurden die untersten Stufen einer steinernen Wendeltreppe sichtbar, die offenbar den gesamten Innenraum des Turms einnahm. Tara machte sich sofort an den Aufstieg und war nach wenigen Sekunden aus ihrem Blickfeld verschwunden.

„Schnell, wir müssen ihr nach!“, rief Sheryl und war bereits in den Innenhof gelaufen. Jon folgte ihr hastig und wollte zuerst schon über die kleinen Manabäche im Boden springen, als ihm auffiel, dass die Flüssigkeit in den Rillen zu einer festen, glühenden Substanz erstarrt war, über die Sheryl bereits problemlos hinweglief.

Im Vorbeirennen warf Jon dem Manatank einen kurzen Blick zu. Selbst wenn sie einen Ausweg aus der Burg gekannt hätten, er hätte keine Ahnung gehabt, wie sie das schwere Gefäß zu zweit zum Schiff zurück hätten tragen sollen. Ohne die anderen aus der Gefangenschaft der Nymphen zu befreien, würden sie die Insel allerdings wohl ohnehin nicht verlassen wollen. Das alles schien aber furchtbar weit weg, und Jon hätte beinahe schon wieder den Mut verloren, wäre er nicht voll und ganz damit beschäftigt gewesen, mit seiner Kusine Schritt zu halten. Sie hatten den neuen Eingang des Turms beinahe erreicht, da fiel von oben plötzlich eine menschliche Gestalt herab und landete gleich vor ihnen aufrecht auf beiden Füßen, direkt vor dem Zugang zur großen Treppe.

„Halt. Im Namen des Gesetzes.“

Sheryl machte erschrocken ein paar Schritte zurück zu ihm. Jon dagegen war wie erstarrt, als er sah, wen er da vor sich hatte.

Es war er selbst.

„Gemäß der Zusatzklausel im Paragraph siebenundsiebzig, Absatz einhundertelf des Turmzugangsgesetzbuchs ist dem Schiffbrüchigen J.

und dessen ebenfalls schiffbrüchiger Kusine S. das Betreten eines turmförmigen Bauwerks im Sinne von Paragraph dreiunddreißig Komma drei der Vengarder Architektenverordnung nicht gestattet.“ „Zurück!“, schrie Sheryl und riss ihn am Arm in die Richtung des Korridors, aus dem sie gekommen waren. Doch bevor sie ihn erreichen konnten, da waren schon drei Nymphen in ihrer nackten Frauengestalt zu ihnen herunter geschwebt und versperrten ihnen den Weg. Als Jon den Blick hob, da sah er noch drei weitere, die um den Turm schwebten und sich allmählich zu Boden sinken ließen. Rasch begannen die Nymphen damit, unter Gekicher und Gelächter einen Ring um sie zu bilden, in den sich auch die mittlerweile wieder blauhaarige Frau einreichte, die gerade eben noch ausgesehen hatte wie er selbst.

„Die kreisen uns ein!“, rief Jon seiner Kusine zu. „Wir müssen irgendwie in den Turm rein!“

Sheryl ließ panisch den Blick über die hübschen Gesichter der Nymphen schweifen, die den Kreis um sie herum langsam enger zogen. „Aber wie?“

„Lass uns einfach rennen! Wir stoßen die Nymphe da drüben vor dem Turmeingang einfach zur Seite, okay?“

„Meinst du echt?“

„Was sollen wir denn sonst machen?“

„Keine Ahnung!“, rief Sheryl.

„Ja eben!“, rief Jon verzweifelt zurück. „Auf drei, alles klar?“

Sheryl biss sich auf die Lippen.

„Alles klar.“

„Eins... zwei... drei... Los!“

Seite an Seite stürmten sie auf den geöffneten Eingang des Turms zu. Jon hatte die Nymphe, die ihnen den Weg versperrte, fest ihm Blick, war bereit, sie mit seinem ganzen Körpergewicht von sich weg zu stoßen, als er plötzlich von hinten am Bein gepackt und kopfüber in die Höhe gerissen wurde. Zwei, drei Schritte hoch wurde er durch die Luft befördert, dann ließen ihn die Hände der schwebenden Nymphe unvermittelt wieder los und er stürzte hinab auf den harten Erzboden.

Für ein paar Momente schwanden ihm die Sinne, und als er sie wiederhatte, da spürte er bereits die Griffe der Frauen um seine Arme und Beine. Mit ihrem festen Griff hievten sie ihn wieder hoch und machten sich leise kichernd daran, ihn aus dem Innenhof zu tragen. „Lasst mich los!“, hörte er Sheryl schreien und sah aus dem Augenwinkel, dass drei der Nymphen auch sie gepackt hatten. „Wir sind noch lange nicht fertig mit euch“, flötete die Nymphe, die Jons Beine gepackt hielt. „Noch so viele Schwestern, die mit euch spielen wollen.“

„Und in den Turm dürft ihr nicht“, säuselte eine weitere.

„Nein, das dürft ihr nicht. Niemand darf in den Turm.“

„Niemand außer Julia. So will es die Abmachung, ja.“

Jon brauchte einen Moment, um zu begreifen, dass Tara den Nymphen offenbar einen anderen Namen genannt hatte als ihnen. Besonders überrascht war er nicht davon, es hätte ihn nicht einmal gewundert wenn keiner der beiden Namen ihr echter gewesen wäre. Tara hatte sie gehörig an der Nase herumgeführt, und nun lief sie ihnen auf der Treppe davon und befreite diesen Magier, was immer sie sich auch davon erhoffte. Fast noch schlimmer als die niederschmetternde Gewissheit, erneut in die Gefangenschaft der Nymphen geraten zu sein, war die Vorstellung, dass Tara mit all dem Unrecht, das sie begangen hatte, auch noch davon kommen würde – dass ihr Plan am Ende tatsächlich aufgehen würde. Alles in ihm sträubte sich dagegen, sie gewähren zu lassen, aber so sehr er sich auch mit Rütteln und Strecken bemühte, den Griffen der Nymphen zu entkommen, so schnell verließen ihn die Kräfte. Auch Sheryls zorniges Geschrei klang immer verzweifelter, als sie neben ihm zu einem der Korridore geschleppt wurde – Jon wusste nicht zu sagen, ob es derjenige war, aus dem sie gekommen waren, oder ein ganz anderer, und es spielte auch keine Rolle. Bald würden sie wieder zurück sein in ihren eigenen persönlichen Folterkammern, und dann würde der Wahnsinn dieser Burg aufs Neue über sie hereinbrechen. Jon glaubte nicht, dass er noch ein weiteres Mal die Stärke dazu aufbringen konnte, sich diesem Wahnsinn zu widersetzen.

Das Klirren einer gezogenen Schwertklinge ließ das Gekicher der Nymphen urplötzlich verstummen. Jon wurde losgelassen und stürzte zu Boden, und die nackten Frauen um ihn herum schwebten unter erschrockenen Rufen in die Höhe. Er kroch zu Sheryl, die ebenfalls auf dem Boden lag und vergewisserte sich, dass es ihr gut ging, bevor er einen Blick zum Eingang des Korridors warf – und begriff, wer sie da gerade gerettet hatte.

„Frances!“, rief Sheryl, als auch sie die Piratenkapitänin erkannte. Mit gezücktem Säbel hieb die Füchsin nach den hysterisch kreischenden Nymphen, die sich in gar keinen Kampf verwickeln ließen, sondern sich sogleich in die Lüfte erhoben, wo sie Frances' blitzende Klinge nicht erreichen konnte.

„Sieht so aus, als hätte ich euch den Tag gerettet, was?“, begrüßte sie Frances und ließ den Säbel sinken, als die Nymphen vorerst außer Reichweite waren.

„Wir dachten, du bist tot“, sagte Jon, der ihre plötzliche Rettung noch gar nicht richtig hatte begreifen können. „Die Mumie...“

„...hat mich ordentlich erwischt, ja“, gestand die Füchsin ein. „Die Nymphen müssen mich auch für tot gehalten haben. Aber so leicht bringt mich niemand um.“

Jon fand, dass sie blasser wirkte als bei ihrer letzten Begegnung, und an ihrer Stirn zogen sich fünf tiefe, halb verkrustete Schnittwunden über die linke Augenbraue. Eine solche Verletzung steckte auch jemand wie Frances nicht so leicht weg. Aber dass sie am Leben war, darüber konnte nun wirklich kein Zweifel mehr bestehen.

„Heißt das, du bist von außen in die Burg gekommen?“, begriff Sheryl aufgeregt. „Dann weißt du auch, wie man wieder raus kommt?“

„Natürlich“, sagte Frances, ohne die über ihren Köpfen schwebenden und aufgeregt miteinander tuschelnden Nymphen auch nur für einen Moment aus den Augen zu lassen. „Aber ich gehe hier nicht weg, bevor ich meine Beute erlegt habe.“

„Was denn für eine Beute?“, fragte Jon, dem Übles schwante. „Willst du etwa wieder jemandem den Kopf abhacken?“

„Ich habe eine Fährte aufgenommen“, sagte die Füchsin. „Ich habe sie gleich gerochen, als ich das Schiff verlassen habe. Der Nebel um die Insel muss die Fährte nach außen hin abgeschirmt haben, und ich bin nie auf den Gedanken gekommen, ausgerechnet hier zu suchen, auf der Insel meiner toten Familie. Aber jetzt habe ich sie ganz deutlich in der Nase, diese Fährte. Seit ein paar Minuten ist sie sogar noch stärker geworden. Ich glaube, ich bin dem Schuldigsten von allen auf der Spur.“

„Hör zu, darum kannst du dich doch später noch kümmern“, bettelte Sheryl. „Wir müssen jetzt dringend den Turm da hoch und Tara verfolgen! Sie will irgendeinen Magier befreien und – und keine Ahnung was sie dann machen will! Aber wir müssen sie auf jeden Fall aufhalten, und dann müssen wir die anderen befreien und –“

„Ihr könnt tun, was immer ihr wollt“, sagte Frances mit einem gleichgültigen Schulterzucken. „Aber wenn ihr den Turm hinaufwollt, dann gehen wir den gleichen Weg. Die Fährte führt zu den Wolken und darüber hinaus. Bis in den Himmel hinein.“

Sie setzte sich in Bewegung und ging über den blau glühenden Erzboden auf den Eingang des Turms zu, ließ dabei ihren Säbel am Griff um den Zeigefinger kreisen. Von weit oben beobachteten sie die Nymphen, zu verschreckt, um einzuschreiten.

„Wenn ihr mitkommen wollt, dann seht besser zu, dass ihr Schritt halten könnt. Das wird ein langer Weg, und ich habe nicht vor, eine Pause einzulegen.“

Jon und Sheryl warfen sich einen kurzen Blick zu, als Frances das Innere des Turms betrat und den Fuß auf die erste Stufe der Wendeltreppe setzte. Er sah seiner Kusine an, dass auch sie sich nach all den Strapazen nicht bereit fühlte für einen Aufstieg hoch zur Spitze eines Turms, die so unglaublich weit oben lag, dass sie von hier unten aus gar nicht zu sehen war. Aber sie wussten auch beide, dass sie jetzt keine Wahl mehr hatten. Alles war besser als schon wieder in die Fänge der Nymphen zu geraten. Und wenn es noch eine Möglichkeit gab, Tara aufzuhalten, dann mussten sie wenigstens versuchen, sie zu nutzen.

Wortlos gingen sie zum Turm, ließen sich von der eisigen Kühle empfangen, die sie in seinem Inneren erwartete, und erklimmen die ersten von vielen Stufen auf der Wendeltreppe.

Ein Blitz zuckte vom schwarzen Himmel herab, schlug krachend im Dach des neuen Lagerhauses ein und schleuderte geborstene Holzbretter durch die vom Regen durchpeitschte Luft. Bernard fuhr so heftig zusammen, dass ihm beinahe das Seil aus den durchnässten Händen geglitten wäre, an dem er gemeinsam mit Bradley zog. Rasch packte er es erneut und zog so kräftig er konnte, während ihn der prasselnde Regen mit aller Macht niederdrücken wollte.

„Gleich haben wir's!“, brüllte Bradley durch das Tosen des Sturms.

„Nicht locker lassen!“

Bernard ließ nicht locker. Mit gebleckten Zähnen trotzdem er dem Unwetter, packte das Seil wieder und wieder, bis das Segel am Heck der *Mona* endlich aufgespannt war und über ihren Köpfen wild im rasenden Wind flatterte.

„Geschafft!“ Bradleys nasse Haare hingen ihm halb über die zusammengekniffenen Augen, als er Bernard knapp zunickte. „Den Rest erledige ich mit Michael und Armin. Geh unter Deck und halt dich gut fest, der Sturm wird so schnell nicht nachlassen!“

Mühsam kämpfte sich Bernard über das schwankende Deck des Segelschiffs bis zur Treppe vor. Sie hatten nun alle Segel gehisst und sich schon ein kleines Stück weit von der Küste entfernt. Jeder an Bord wusste, dass es Wahnsinn war, bei diesem Wetter aufs offene Meer hinauszufahren, aber der vertraute Wahnsinn einer stürmischen Seefahrt war ihnen allen lieber gewesen als der unbekannte Wahnsinn, den die Rotwölfe angekündigt hatten. Noch vor Einbruch der Dunkelheit, als der Regen gerade dabei gewesen war, sich zu einem ausgewachsenen Unwetter zu entwickeln, war das Lager vollständig von den mageren Tieren eingekreist gewesen. Genauso wie es zuvor bei Jasons Lager gewesen war, genauso wie Armin es ihnen berichtet hatte. Nicht einmal Sancho hatte beim Anblick der geduldig abwartenden Rotwölfe noch auf

der Insel bleiben wollen. Er und ein paar andere hatten das andere Schiff, die *Selena*, wieder flott gemacht, und waren gerade noch dabei, die Segel zu hissen. Bernard warf einen Blick zu ihnen hinüber und sah, dass sie das größte Segel nun aufgespannt hatten und sich ebenfalls langsam in Bewegung setzten. Bald würden sie alle diese grässliche Insel endlich hinter sich gelassen haben.

Als er einen letzten Blick zurück warf, da stutzte er plötzlich und blieb neben der Treppe stehen. Am Strand vor ihrem überfluteten Lager konnte er zwei Gestalten ausmachen, die hinab zum Ufer rannten. Es waren zwei völlig durchnässte Männer. Einer von ihnen drückte ein kleines Bündel an sich, als wollte er es vor dem prasselnden Niederschlag schützen, der andere winkte mit beiden Armen und wollte offenbar die *Selena* auf sich aufmerksam machen.

„Was ist denn da los?“

Armin kämpfte sich gerade vom Bug in Richtung Heck vor und war nun ebenfalls auf die Neuankömmlinge aufmerksam geworden. Er stellte sich an die Reling und hielt sich beide Hände vor die Augen, um den Regen abzuschirmen.

„Sind die aus deinem Lager?“, fragte Bernard und hielt sich neben Armin am aufgeweichten Holz der glitschig nassen Reling fest. „Die scheinen noch mitzuwollen.“

„Ich glaube, das sind Ryan und Oliver!“, rief Armin auf einmal überrascht. „Sie haben es also wirklich noch raus geschafft.“

Jetzt glaubte auch Bernard im Gesicht des Flüchtenden mit dem Bündel im Arm den Mann wiederzuerkennen, der ihnen in Jasons Lager als Anführer der Kundschafter vorgestellt worden war. Bernard konnte nicht richtig erkennen, was Ryan da im Arm trug, aber die Art und Weise, in der er es hielt, ließ eine Vermutung zu.

„Ist das ein Kind, das er da hält?“

„Das... kann eigentlich nicht sein.“ Armins Worte gingen im Getöse des Unwetters fast unter. „Außer... Sarah... außer sie hat ihr Kind bekommen, als das Rotwolfoieber im Lager ausgebrochen ist. Oder kurz danach.“

„Stand die Geburt denn schon bevor?“

„Ich glaube schon... Wahrscheinlich hat sie es nicht geschafft. Ryan würde sie niemals allein zurücklassen.“

Tatsächlich fehlte von einer Frau jede Spur. Die beiden Männer rannten zu zweit ins stürmische Meer hinein, durch die tosenden Wellen auf die abliegende *Selena* zu.

„Armin!“, brüllte Bradley, und der Angesprochene eilte zu einem der Segelmasten, wo er offenbar gerade gebraucht wurde. Trotz seiner Verletzung hatte Hendriks Bruder unbedingt auf dem Schiff mithelfen wollen, und Bradley hatte zugestimmt, nachdem er davon gehört hatte, dass Armin früher häufig auf Handelsschiffen unterwegs gewesen war und sich dabei ein wenig mit dem Matrosenhandwerk vertraut gemacht hatte.

Bernard blieb noch ein paar Augenblicke an der Reling stehen und beobachtete, wie von der *Selena* eine Strickleiter heruntergelassen wurde, auf die Ryan und Oliver zuhielten. Das Wasser stand ihnen schon bis zur Hüfte, und das Schiff war noch ein gutes Stück entfernt, aber Bernard glaubte, dass sie es schaffen konnten. Er hätte am liebsten noch weiter zugesehen, aber der Regen wurde immer unerträglicher, und er wollte Lea nicht länger allein lassen als nötig. Er löste sich von der Reling und eilte die Treppe hinunter bis in den Lagerraum, wo die anderen im flackernden Licht einiger Öllampen zwischen Kisten und Fässern auf dem Boden kauerten. Die meisten hatten irgendetwas gefunden, woran sie sich festhalten konnten, während das Schiff von den Wellen durchgeschüttelt wurde.

„Alles in Ordnung da oben?“ Lea stand vom Boden auf, wankte ihm entgegen und umarmte ihn hastig, bevor sie sich gemeinsam neben ein paar Kisten setzten.

„Wir sind schon ein kleines Stück weg von der Küste“, berichtete Bernard. „Sanchos Schiff fährt auch gerade los. Zwei aus Jasons Lager sind noch dabei, an Bord zu gehen. Ich glaube, sie haben ein Kind dabei.“

„Ein Kind?“ Leas Hand legte sich wie von selbst auf ihren Bauch. „Gut, dass unseres das hier nicht miterleben muss. Wie sieht es draußen aus? Hat der Regen nachgelassen?“

„Nein“, sagte Bernard. Tatsächlich schien das Unwetter nur noch schlimmer zu werden, aber davon wollte er Lea lieber nichts erzählen. Sie war auch jetzt schon aufgewühlt genug, und er wollte nicht, dass sie die Hoffnung verlor. „Aber wir kommen da schon durch. Und dann finden wir eine neue Insel für uns drei.“

Lea lächelte ein bisschen, aber es sah nicht sehr überzeugend aus. „Rosa meint, wir sollten lieber zurück zum Festland fahren.“

„Auf keinen Fall“, sagte Bernard entsetzt. „Da wimmelt es doch jetzt vor Orks. Willst du etwa, dass unser Kind als Sklave aufwächst?“

„Vielleicht ist es nicht so schlimm, wie wir dachten“, sagte Lea. „Oder wir gehen nach Varant, dort gibt es bestimmt keine Orks. Ich könnte wieder auf Grabung gehen, so wie früher, und Alchemisten werden überall gebraucht.“

„In der Wüste leben? Ist das der richtige Ort, um ein Kind großzuziehen?“

„In Varant haben sie Wasser, darüber müssten wir uns keine Sorgen machen. Wer sagt uns, dass es auf der nächsten Wildnisinsel besser wird als auf der letzten? Und auf Narva nehmen sie niemanden auf. Wenn wir da an Land gehen, dann werden wir gejagt wie Banditen.“

„Aber... was ist mit unserem Traum? Unser neues Leben?“

„Ich weiß es doch auch nicht, Bernard. Vielleicht war es wirklich nur ein Traum.“

Bernard sagte nichts, nahm Leas Hand und bemühte sich, ihre Worte nicht zu sehr an sich heranzulassen. Vielleicht würde alles wieder ganz anders aussehen, wenn sie dem Sturm erst einmal entkommen waren und sich ihnen in ruhigeren Gewässern die Weite des Ozeans eröffnete, voller Möglichkeiten für einen weiteren, einen besseren Neuanfang. Der Holzboden unter ihren Füßen knirschte bedrohlich, als er erneut in Schiefelage geriet. Bernard und Lea griffen hinter sich und hielten sich an einem der Seile fest, mit denen die Kisten zusammengeschnürt waren.

Als er gerade glaubte, dass sie die Welle überstanden hatten, da ging ein plötzlicher Ruck durch das Schiff, und der Boden kippte von einem Moment auf den anderen weg. Das Seil riss und Leas Hand entglitt ihm, als Bernard durch den Raum geschleudert wurde und auf halbem Weg mit dem Kopf an ein Fass stieß, das auf ihn zugerollt kam. Hastig rappelte er sich wieder hoch, als das Schiff schon wieder in die andere Richtung schwankte. Überall lösten sich jetzt Kisten und Fässer, denen Bernard panisch auszuweichen versuchte, während er sich nach Lea umschaute. Nicht weit von ihm entfernt stolperte Rosa auf ihn zu, eine blutende Platzwunde auf der Stirn, und rief etwas, das im Dröhnen der tosenden See völlig unterging. Als er gerade glaubte, ein paar Fetzen von dem zu verstehen, was sie ihm sagen wollte, da zersplitterten unter ihr plötzlich die Bretter, Holzfetzen flog durch die Luft und eine brausende Fontäne aus Seewasser brach über sie hinein. Bernard stolperte mit offenem Mund zurück, starrte ungläubig die Wassermassen an, die Rosa verschlungen hatten und nun den Lagerraum füllten. Jetzt platzte auch an zwei, drei anderen Stellen der Boden auf – wie wütende Geysire schossen die Meeresfontänen in das Schiffsinne, rissen Menschen und Fässer mit sich und füllten den Bauch des Schiffes mit eiskaltem Wasser. „Lea!“, brüllte Bernard und hielt verzweifelt Ausschau nach ihr, während ihm das Wasser schon fast bis an den Hals gestiegen war. Es dauerte nicht lange, da musste er schwimmen und hielt sich mit hektischen Armbewegungen an der Oberfläche, bekam immer wieder einen Schwall des eisigen Salzwassers in den Mund, das ihn zum Würgen brachte. Bilder einer aufgedunsenen Lea blitzten vor seinem inneren Auge auf, mit dicken glotzenden Lurkeraugen und einem Quallenbauch, in dem ihr totes Kind wie eine große Kaulquappe trieb. Vielleicht war sie längst unten auf dem Meeresboden, kalt und auf ewig unerreichbar, dachte Bernard – bis er endlich zwischen ein paar an der Wasseroberfläche treibenden Fässern ihr Gesicht entdeckte. Mit hastigen Schwimmzügen arbeitete er sich zu ihr vor und spürte die Erleichterung in jeder Faser seines Körpers, als er ihre Augen blinzeln sah.

„Wir müssen hier raus!“, brüllte er durch den Sturm. „Die Treppe hoch!“

Seine Frau nickte schwach, und er legte einen Arm um ihre Schultern, um sie beim Schwimmen mit sich zu ziehen. Als das Schiff von außen erneut von einem heftigen Stoß gepackt wurde, da brauste auch im Inneren eine Welle über sie hinweg und wollte sie unter Wasser drücken, aber Bernard konnte sich hustend und spuckend wieder an die Oberfläche kämpfen. Diesmal hatte er Lea nicht losgelassen. Er drückte sie so fest an sich, wie es ging, ohne ihr wehzutun, und machte mit dem anderen Arm verzweifelte Schwimmbewegungen, mit denen er es irgendwie schaffte, sie beide bis zur überfluteten Treppe zu bringen. „Kannst du laufen?“, rief er Lea zu, als sie die erste Stufe erreicht hatten, die nicht unter Wasser lag.

„Ich glaube schon“, krächzte sie, und er half ihr mit bebenden Händen wieder auf die Beine. Er legte den Arm um Leas Rücken und zog sie beide die Treppenstufen nach oben, bis sie nach ein paar Schritten wieder allein laufen konnte.

Auf dem Oberdeck tobte ein rasender Sturm, der sie die Treppe gleich wieder hinab drücken wollte. Blitze zuckten vom pechschwarzen Himmel herab, die Wellen türmten sich auf wie angriffslustige Sumpfhäie und aus dem Regen war ein Hagel geworden, dessen dicke gefrorene Körner schon dutzende große Löcher in die Segel der *Mona* gerissen hatten. Einer der kleineren Masten am Bug war bereits umgeknickt, und die Reste des zerfetzten Segels flatterten hilflos in den reißenden Sturmwinden. Überall an Deck hatten sich große Teiche aus Meerwasser gebildet, dazwischen war der Bretterboden übersät von Hagelkörnern. Von Bradley, Michael und Armin fehlte jede Spur.

„Bernard...“ Die Todesangst in Leas aufgerissenen Augen machte ihn fast wahnsinnig. Er hätte alles gegeben, um sie ihr irgendwie zu nehmen.

„Das Schiff wird untergehen, oder?“

„Wir müssen zu Sanchos Schiff!“, schrie Bernard. „Vielleicht hält es länger durch, das ist jetzt unsere einzige Chance!“

„Durch das Meer schwimmen? Ich... ich weiß nicht ob...“

„Vorne am Bug gibt es ein kleines Ruderboot“, erinnerte er sich. „Das müssen wir nehmen!“

Hand in Hand kämpften sie sich durch den schmerzenden Hagelschauer über das Deck. Sie hatten fast den Hauptmast erreicht, als mit einem gewaltigen Knall der Blitz darin einschlug. Krachend barst das Holz und der durchlöchernte Rest des großen Segels stand von einem Moment auf den anderen lichterloh in Flammen. Bernard und Lea stolperten zurück und konnten gerade noch einem brennenden Stück Stoff entkommen, das vor ihnen zu Boden fiel und die Holzbretter in Brand setzte.

Keuchend wichen sie zur Backbordseite hin aus und versuchten sich über den schwankenden Boden einen Weg entlang der Reling bis zum Bug zu bahnen.

Sie hatten kaum ein paar Schritte getan, da war aus der Ferne ein gewaltiges Rumpeln und Dröhnen zu hören. Im Laufen blickte Bernard über die Reling zurück zur Insel, die offenbar gerade von einem neuen Erdbeben erfasst wurde. Große Steinbrocken rollten den Hang herunter und bahnten sich einen Weg durch ihr verlassenes Lager, und am Ufer sah er mehrere große Risse, die sich im Boden aufgetan hatten. Ein Teil der Küste löste sich rumpelnd von der Insel und stürzte ins Meer, wo sich sogleich eine gewaltige Flutwelle bildete, die auf ihr Schiff zuraste. „Halt dich irgendwo fest!“, brüllte er Lea zu, packte ihre Hand noch fester und umklammerte mit der anderen die Reling, als die Wassermassen auch schon über sie herein brachen. Er wurde zu Boden gedrückt, tauchte unter – Holz brach – Lea schrie – mit unwiderstehlicher Urgewalt wurde ihre Hand seinem Griff entrissen – Eine kurze Bewusstlosigkeit überkam ihn, dann fand er sich auf dem Bauch liegend auf dem gefluteten Oberdeck wieder und spuckte röchelnd einen Schwall Salzwasser aus. Mit schwindeligem Schädel richtete er sich wieder auf und hielt verzweifelt Ausschau nach Lea. Doch erst als er zur Reling gestolpert war und den Blick vom Schiff abwandte, da fand er ihr geliebtes Gesicht zwischen den brausenden Wellen. Nicht weit von ihr sah er Rosa und Bradley im Meer treiben, und Armin hatte sich an ein schwimmendes Fass geklammert. Die *Selena*, die der Gewalt

der tobenden See noch zu trotzen schien, hielt genau auf sie zu, und Bernard sah, dass die Strickleiter wieder ausgeworfen wurde. Aber würden sie wirklich so lange durchhalten, bis Sanchos Schiff sie erreicht hatte? Würde Lea so lange durchhalten? Er konnte sie nicht alleine dort treiben lassen, er musste unbedingt zu ihr.

Mit pochendem Herzen kletterte Bernard die Reling hoch, bereit sich hinab in die Fluten zu stürzen, als das Schiff plötzlich zur anderen Seite kippte und ihn zurück zu Boden schleuderte. Ein stechender Schmerz durchfuhr ihn, als sein Hinterkopf auf dem Holzboden aufkam, und die immer größeren Hagelkörner, die in seinem Gesicht einschlugen, taten ihr Übriges dazu. Mit einem Mal spürte er, wie die Kälte des Sturms zu einem lähmenden Frosthaut wurde, der seinen ganzen Körper erzittern ließ. Bei jedem seiner rasselnden Atemzüge brannte seine Lunge auf, als ob sie der alles gefrierende Atemhauch eines Eisdrachen erfasst hätte. Bernard erhob sich mühsam in die Hocke, glaubte schon, der Schwindel würde ihn wieder zu Boden zwingen, und schaffte es dann irgendwie doch noch, sich wieder ganz aufzurichten. Er torkelte zurück zur Reling, seine Augen suchten ruhelos das Meer nach Lea ab – als vor dem Schiff eine brausende Wand aus Wasser in die Höhe stieg.

Bernard stolperte zurück und blickte zur anderen Seite, wo die gleiche Wasserwand empor geschossen kam. Rings um das Schiff erhob sich das Meer und rauschte hinauf in den Himmel, als das Schiff von einem eisigen Sog erfasst wurde und empor gehoben wurde. Mit weit aufgerissenen Augen wankte Bernard zum abgebrochenen Rest des Hauptmasts und klammerte sich daran fest. Die Feuer waren längst erloschen, aus dem Hagel war ein Schneesturm geworden, und auf allen Brettern funkelten die Eiskristalle. Und dann, dann sah Bernard das Eis auch auf seiner eigenen Haut. Der Frost war nicht mehr bloß in seiner Lunge, es war in jeder Zelle seines Körpers angelangt. Immer höher strebte das steigende Schiff dem Himmel entgegen, fort vom tosenden Meer, fort von der Insel.

Fort von Lea.

Fort von seinem Kind.

Sein Herz sank, als ihn der machtvolle Sog in die erstickende Kälte hob. Er warf einen letzten verzweifelten Blick hinauf in einen unnachgiebigen Himmel, aber dieser Himmel war schon so nah und unentrinnbar, und er hatte keine Gnade mit ihm. Als das vom Sog erfasste Schiff die Wolkendecke durchstieß, da spürte Bernard das Leben in sich erstarren, und das Blut in seinen Adern gefror klirrend zu Eis.

Jon hielt es kaum noch für möglich, dass die ewige Stufenfolge der Wendeltreppe irgendwann einmal ein Ende nehmen würde. Ob es schon Stunden oder erst ein paar Minuten her war, dass sie den Turm betreten hatten, das wusste er längst nicht mehr zu sagen. Seit die Erschöpfung zu groß und der Schmerz in seinen Beinmuskeln zu beherrschend geworden waren, um noch einen klaren Gedanken zu fassen, ging es nur noch um eines: Irgendwie die nächste Stufe zu schaffen. Und dann die nächste, und dann die übernächste. Auch Sheryl schien völlig am Ende zu sein, hatte schon seit Langem nichts mehr gesagt und quälte sich gleich hinter ihm keuchend die Stufen hoch. Und obwohl sie es natürlich nicht zugeben wollte, hatte Jon doch den deutlichen Eindruck, dass der Aufstieg selbst Frances zu schaffen machte. Dafür sprach allein schon der Umstand, dass sie ihnen immer noch nicht enteilt war, sondern stets nur ein paar Stufen vor ihnen auf der Treppe war.

Jon fragte sich längst, ob ein Turm, der bis über die Wolken hinaus führte, von einem Menschen überhaupt bestiegen werden konnte. War es nicht völlige Selbstüberschätzung gewesen, dass sie den Aufstieg überhaupt in Angriff genommen hatten? Seine einzige Hoffnung war, dass irgendeine Form von erleichternder Magie im Spiel war, dass der Turm von innen doch nicht ganz so hoch war wie er eigentlich hätte sein müssen – dass sie plötzlich schon viel weiter oben waren, als sie es eigentlich hätten sein dürfen. Aber bislang gab es für einen solchen Zauber noch keinen Anhaltspunkt. Die Wendeltreppe war nichts als eine gewöhnliche Wendeltreppe, an der wohl einzig und allein ihre unfassbaren Dimensionen ungewöhnlich waren. Jon wusste nicht, wie das alles enden sollte. Wenn es so weiter ging, dann würde entweder

Sheryl oder er selbst irgendwann einfach zusammenklappen. Er spürte auch schon, wie das flaue Gefühl im Bauch, das die widerliche Moleratbrause der Nymphen in ihm ausgelöst hatte, mittlerweile einem deutlichen Hungergefühl gewichen war. Sein Mund war ohnehin schon ganz trocken. Lange würden sie das nicht mehr aushalten. Aber wenn sie umkehrten, dann würden sie ohne Zweifel in die Arme der Nymphen laufen, von denen er ohnehin schon ständig fürchtete, dass sie ihm plötzlich von hinten in den Rücken springen und ihn die ganze Treppe wieder hinab reißen würden. Manchmal glaubte er gar, den Nymphen nie entkommen zu sein und längst wieder in einem ihrer irren Alpträume zu stecken, den sie für ihn entworfen hatten. Dann würde Sheryl plötzlich wieder ihr überdrehtes Strahlegrinsen aufsetzen und ihn mit Törtchen bewerfen – und was Frances tun würde, das wollte er sich lieber gar nicht erst ausmalen. Ein rascher Blick in das gequälte Gesicht seiner Kusine brachte ihn dann jedes Mal wieder rasch von der Idee ab, und er versuchte sich wieder auf den Gewaltmarsch die Wendeltreppe hinauf zu konzentrieren, der nicht leichter dadurch wurde, dass sie dabei ständig im Kreis laufen mussten.

Aber was hatte Manfred gesagt? Auf das Durchhaltevermögen kam es an. Er musste stark bleiben und seinen Weg gehen – und er *blieb* stark. Er ging seinen Weg. Sie gingen ihn gemeinsam, und sie gingen ihn solange, bis die Kühle des Turms einem eisigen Frost gewichen war, bis irgendwann Frances' Ruf von weiter oben zu ihnen herunter schallte: „Wir sind da.“

In Jons Kopf war so wenig Platz für etwas anderes außer Schmerz und Erschöpfung, dass er im ersten Moment gar nicht richtig begriff, was dieser Satz bedeutete. Erst als er selbst die letzten Stufen des Turms erklomm und weißes Licht durch einen Ausgang hereinscheinen sah, da verstand er, dass die Tortur ein Ende hatte. Er ließ sich ganz oben auf dem Treppenabsatz sinken und nahm Sheryl in den Arm, als sie sich japsend neben ihn setzte.

„Geschafft“, presste er hervor. „Wir haben’s... irgendwie geschafft.“
„Und jetzt wollt ihr erst mal eine Pause einlegen und ein Ründchen schlafen oder was?“ Frances stellte sich breitbeinig vor dem Ausgang auf und zückte ihren Säbel, und obwohl Jon ihr anmerkte, dass sie sich für diesen Auftritt stark zusammenreißen musste, fragte er sich, woher sie all ihre Kraft nahm – schließlich war sie ja vor nicht allzu langer Zeit erst sehr knapp dem Tod durch Harax’ Krallen entronnen.

„Frances hat... hat recht“, schnaufte Sheryl. „Wir müssen Tara... verfolgen...“

Sie rappelte sich mühsam wieder auf und hielt Jon die Hand hin. Vor seinen Augen flimmerten noch immer kleine Pünktchen, aber er wusste selbst, dass sie keine Sekunde verschwenden durften. Er sammelte seine letzten Kräfte, packte ihre Hand und zog sich daran hoch.

Die Füchsin hatte den Turm bereits verlassen und ein paar Schritte über eine breite Straße aus gefrorenen Pflastersteinen gemacht. Vorsichtig prüfte Jon den Boden mit dem Fuß auf Glätte, aber obwohl die Straße aussah, als könnte sie problemlos als Schlittenrutschbahn genutzt werden, schienen seine Schuhsohlen einen festen Halt darauf zu finden. Hinter Sheryl trat er hinaus ins Freie und erkannte, dass sie sich auf einer nach allen Seiten hin offenen Ebene befanden, auf der eine dicke Schicht aus weißem Schnee lag. Lediglich die Straße war frei vom Schnee und führte schnurgerade noch vorn. Mehrere Abzweigungen gingen immer wieder in rechten Winkeln davon ab und führten nach links und rechts über die Ebene, aber Jon konnte nicht erkennen, dass sie irgendwo hin führten. Sie verloren sich im Weißgrau des Horizonts, leere gefrorene Straßen ohne Ziel – ein Anblick, als hätte jemand eine Stadt im Eis geplant, ohne dabei an die Häuser zu denken. Auch wenn er nicht wusste, wie weit sich die Ebene noch in alle Himmelsrichtungen erstreckte, hätte Jon sie ohne einen Zweifel für völlig leer und tot gehalten, wäre da nicht das große, vereiste Wrack eines Segelschiffs gewesen, das am Ende der geradeaus führenden Straße zu sehen war. Aus ein paar Lücken im Mauerwerk des Turms krochen seidene Fäden hervor und verliefen entlang der beiden Ränder der Straße genau auf das

Schiff zu, vor dem Jon zwei menschliche Gestalten ausmachen konnte. „Ich glaube, wir sind zu spät“, keuchte Sheryl, als sie beide versuchten, mit Frances' zügigem Schritt mitzuhalten. „Siehst du die Frau da links? Das ist Tara, oder?“

„Ja.“ Kleine Wölkchen aus gefrorener Luft bildeten sich bei jedem Wort um ihre Münder. „Und der andere muss der Magier sein, den sie befreien will.“

Als sie näher kamen, konnte Jon die hellbläuliche Haut des Mannes erkennen. Zuerst vermutete er schon, es handelte sich bloß um eine am Boden festgefrorene Statue, dann allerdings sah er langsame Schrittbewegungen, als der Mann im Gespräch mit Tara einen Halbkreis um sie herum beschrieb.

„Hoffentlich wird Frances mit dem fertig“, raunte ihm Sheryl zu, und er konnte ihr in Gedanken nur zustimmen. Wenn es sich bei diesem Mann um eine Art Eismagier handelte, dann waren die Schwertkampfkünste der Piratenkapitänin wohl tatsächlich ihre einzige Chance, lebend aus der Konfrontation hervorzugehen. Je mehr sie sich dem von einer Eisschicht überzogenen Schiff näherten, desto größer wurde auch die Angst, dass sie gerade ihrem sicheren Tod entgegen liefen. Aber umzukehren kam längst nicht mehr infrage – nachdem sie all die Schritte auf der Treppe gemacht hatten, mussten sie nun auch noch die letzten paar gehen. Danach, das stand wohl außer Frage, würde ihre Reise auf die eine oder andere Art ein Ende nehmen.

Tara und der Mann aus Eis waren inzwischen auf sie aufmerksam geworden, hatten ihr Gespräch abgebrochen und erwarteten ihre Ankunft. Jon konnte jetzt erkennen, dass die Seidenfäden bis zum Schiff führten und oben auf dem Deck in einem großen Netz zusammenliefen, das über das ganze Wrack gespannt war. An der Seite des Schiffs schimmerte schwach der Name *Mona* durch die dicke Schicht aus Eis.

„Willkommen in meiner Welt“, begrüßte sie der gefrorene Mann, als sie ihn beinahe erreicht hatten. Jon hatte erwartet, dass seine Stimme irgendwie frostig klingen würde, aber seine Worte waren die eines gewöhnlichen alten Mannes. „Wir haben euch schon erwartet.“

„Ach komm“, gab Sheryl so giftig zurück, dass Jon schon wieder ganz anders wurde. „Das sagst du doch nur, damit du dich irgendwie überlegen fühlen kannst!“

„Vielleicht“, antwortete der Mann. „Aber es stimmt. Ich konnte euren Aufstieg aus dem Netz heraus beobachten. Beachtlich, dass ihr den Nymphen entkommen seid und es bis ganz nach oben geschafft habt.“ Jon hatte jetzt gemeinsam mit Sheryl zu Frances aufgeschlossen, die den Fremden aus aufmerksamen Augen musterte und wohl bereit war, jederzeit mit dem Säbel auf ihn loszugehen.

„Bist du Voskos?“, fragte er nach einem kurzen Seitenblick auf Tara, und sein Gegenüber nickte schwerfällig.

„So hat man mich einmal genannt, vor langer Zeit, als ich noch ein Wassermagier war. Es ist mehr als dreißig Jahre her, seit ich den Namen das letzte Mal gehört habe.“

„Dreißig Jahre also“, sagte die Füchsin, und die Finger ihrer linken Hand versteiften sich um den Säbelgriff. „Dann hat mich mein Gespür nicht getäuscht. Du bist es, der die größte Schuld an allem trägt. Du hast mein Volk in den Untergang getrieben.“

Jon wusste nicht, ob er den Ausdruck im Frostgesicht des Magiers richtig deuten konnte, aber er glaubte, einen Anflug von Erstaunen in Voskos' Gesicht zu erkennen.

„Dein Volk?“, wiederholte er langsam. „Ich wusste nicht, dass eine von ihnen überlebt hat. Aber wer du auch bist, du hast recht. Ich habe den verbotenen Zauber gesprochen, der die Insel vernichtet hat, über deren zerklüfteten Überresten wir uns jetzt befinden. Es waren meine Worte, die alles Leben dort beendet haben. Ich tat es, um meine Frau und unser Kind zu retten, aber ich wusste sofort, dass es falsch war. Adanos selbst hat mich für meine Taten gestraft und mich in dieses Gefängnis fernab aller Menschen verbannt, bewacht von seinen Dienerkreaturen, den Nymphen.“

„A- Adanos?“ Sheryls Stimme zitterte noch stärker als ihre Hände, mit denen sie sich die frierenden Arme rieb. „Der... *Gott?*“

„Adanos, der Gott des Wassers und Hüter des Gleichgewichts“, sagte Voskos, als lese er von einer alten Schrift ab, die er in seinem Kopf entrollt hatte. „Ich weiß nicht, wie lange er mich gefangen halten wollte. Es mag mein Pech oder mein Glück gewesen sein, aber nur kurz nach meiner Ankunft hier wurden er und seine Brüder aus unserer Welt verbannt. Ich blieb allein zurück in einem Gefängnis ohne Wärter. Die magischen Energien dieses Ortes hielten mich am Leben, aber sie halfen mir nicht über die Einsamkeit und die Kälte hinweg. Ihr fahrt mit euren Schiffen in den Süden, wenn bei euch anbricht, was ihr einen Winter nennt, dabei lebt ihr alle in einem ewig währenden Sommer. Dreißig Jahre lang habe ich mich nach diesem paradiesischen Sommer gesehnt, nach einem Sonnenstrahl auf meiner Haut, nach einer einzigen warmen Berührung meiner Frau. Jetzt ist die Zeit dafür endlich gekommen. Meine Tochter ist gekommen, um mich zu befreien.“

„Er ist dein Vater, Tara?“, wandte sich Jon an die vermeintliche Journalistin. „Stimmt das wirklich?“

„Mein Name ist Julia“, sagte sie mit ausdrucksloser Miene. „Aber ja, es stimmt. Vielleicht verstehst du jetzt, warum ich alles tun musste, was nötig war, um ihn aus diesem Ort zu befreien und zu mir und meiner Mutter zurück zu bringen.“

„Für mich selbst gab es keinen Weg aus meinem Gefängnis“, fuhr Voskos fort. „Adanos hatte sichergestellt, dass nur die Kräfte eines Gottes die Pforte zum Turm öffnen konnten. Aber nachdem er und seine Brüder diese Welt verlassen mussten, blieben die zuvor an sie gebundenen göttlichen Energien in ihr zurück. Wie ihr wisst, werden sie seitdem als hochkonzentriertes Mana in einer Vielzahl von Gerätschaften genutzt, den sogenannten magitechnischen Apparaturen. Im Tank eures Schiffes befand sich Mana in seiner reinsten Form, mehr als genug, um die Pforte zum Turm zu öffnen und anschließend noch mit dem Schiff auf das Festland zurückzukehren.“

„Deshalb hat Tara also unser Schiff entführt“, erkannte Sheryl. „Aber wie konnte sie überhaupt von der ganzen Sache wissen?“

„Über das Netz“, erwiderte der gefrorene Magier. „Jahrzehntelang habe ich nach einer Möglichkeit gesucht, auf irgendeine Weise Kontakt mit meiner Frau und meinem Kind aufzunehmen, und das Netz gab mir schließlich die Möglichkeit dazu. Mein Gefängnis war nach Adanos' Verbannung voll von ungebundenen magischen Energien, und nach vielen Jahren der Forschung konnte ich es schließlich in die Form eines dünnen Fadens bringen, der dazu in der Lage ist, Gedanken miteinander zu verknüpfen – ganz gleich ob diese Gedanken aus den Köpfen von Menschen oder aus den Seiten eines Buches kommen. Nachdem ich dem Faden die Fähigkeit verliehen hatte, sich selbstständig in die Richtung menschlicher Gedanken auszubreiten, konnte ich durch ihn eine Verbindung hinab zum Erdboden knüpfen. Es dauerte weitere Jahre, bis sich das Netz über den Meeresboden bis auf das Festland ausgebreitet hatte, aber irgendwann war es so weit und ich konnte nach Jahrzehnten der Einsamkeit wieder Kontakt zu anderen Menschen aufnehmen – Gespräche führen, Bücher lesen, mich über die befriedete Welt informieren, aus der ich so lange ausgeschlossen gewesen war. Gemeinsam mit den anderen Menschen, die das Netz für sich entdeckt hatten, konnte ich eine neue Welt schaffen, eine Welt der gegenseitigen Hilfe und des Informationsaustauschs. Keiner von euch kann sich ausmalen, was ich empfunden habe, als ich nach dreißig Jahren Einsamkeit in diese Welt eintauchen konnte.“

Tatsächlich klang das alles nach keinem besonders angenehmen Schicksal, aber Jon erinnerte sich trotzdem daran, auf der Hut zu bleiben. Wenn Voskos tatsächlich das Netz geschaffen hatte, dann stimmte es zweifellos, was ihr unbekannter glühender Helfer ihnen gesagt hatte: Dann musste dieser Mann ein mächtiger Magier sein.

„Das Netz half mir hinweg über die Einsamkeit, aber die Wärme, nach der ich mich all die Jahre lang am meisten gesehnt habe, die konnte es mir auch nicht geben. Nicht einmal, als ich eines Tages darüber meine Frau erreichen konnte, und kurz darauf meine Tochter, deren Namen ich bis dahin nicht einmal gekannt hatte. Ich konnte zwar mit ihnen reden, aber berühren konnte ich sie nicht. Keine Umarmungen, keine Nähe.“

Gemeinsam haben wir also einen Plan erdacht, der mich zurück nach Vengard bringen würde. Wir brauchten dazu zweierlei: Einen Tank mit hochkonzentrierter Manaflüssigkeit zur Öffnung des Turms, und ein Geschenk für die Nymphen. Obwohl ihr früherer Gebieter verschwunden ist, hausen sie noch immer in der Burg rund um den Turm und nehmen jeden gefangen, den es auf die Insel verschlägt, um mit den Unglücklichen ihre Spielchen zu treiben. Sie lieben es, die Gestalt ihrer Opfer anzunehmen, um sie nachzuäffen und zu verwirren, und je mehr sie zuvor über sie wissen, desto besser gelingt ihnen ihre bizarre Parodie. Welches bessere Geschenk konnte es also für sie geben als ein ganzes Schiff voller Passagiere und Besatzungsmitglieder, die ihre größten Geheimnisse, ihre Wünsche, Träume und Erinnerungen zuvor auf ein magitechnisches Aufnahmegerät gesprochen haben?“

Jon bekam einen Schrecken, als er an die Befragung mit Tara – also eigentlich wohl Julia – zurückdachte. Dass sie viele sehr persönliche Fragen gestellt hatte, das war ihm auch damals schon aufgefallen, aber nachdem sie es ja zuvor auch nicht anders angekündigt hatte, war ihm das nicht weiter verdächtig vorgekommen. Nicht einmal, als sie ihn gebeten hatte, von seiner größten Angst zu erzählen. Er hatte zwar kurz gezögert, aber ihr dann bereitwillig von dem Tag im Naturkundemuseum von Vengard berichtet, von dem weit geöffneten Maul des Sumpfhais mit den vier blitzenden Zahnreihen...

„Und ich nehme an, dass dir auch das Band von Harax sehr behilflich dabei gewesen sein wird, die anderen Passagiere heimlich zu beobachten und zu belauschen, nicht wahr?“, richtete sich Voskos an seine schweigende Tochter, auf deren Gesicht sich deutlicher Missmut abzeichnete. „Die Nymphen lieben Geheimnisse. Du könntest ihnen sicher eine Menge berichten.“

„Wieso erzählst du ihnen das alles, Vater?“, meldete sich Julia plötzlich unwirsch zu Wort. „Ich räume sie jetzt aus dem Weg, und dann bringe ich dich zum Schiff.“

Als sie die Hände in die Luft hob, wollte sich Jon schon die eigene Hand vor das Gesicht halten, weil er in jedem Moment mit einem

heranrasenden Feuerball rechnete, aber die Flammen zuckten nur kurz über den Handflächen auf und erstarben direkt wieder.

„Es gibt keine Wärme in meinem Gefängnis“, sagte Voskos mit einem schwachen Lächeln auf den hellblauen Lippen. „Dafür hat Adanos Sorge getragen.“

Frances zögerte nicht lange, als sie das hörte. Sie stürmte voran, stieß die aufschreiende Julia zu Boden und verdrehte ihr die Hände hinter dem Rücken, um sie anschließend mit einer Säbelklinge vor der Kehle gleich wieder vor sich in die Höhe zu reißen.

„Nur die Ruhe“, sagte der Magier und hob beschwichtigend die Hände. „Es gibt keinen Anlass für Gewalt.“

„Achja?“, fuhr ihn Sheryl an. „Du bist doch selbst für jede Menge Gewalt verantwortlich! Lavina und der Kapitän sind tot, und die Nymphen stellen da unten gerade wer weiß was mit den ganzen anderen Leuten vom Schiff an!“

„Das alles ist sehr bedauerlich“, sagte Voskos. „Aber ich wusste, dass ich keine Kompromisse eingehen durfte, wenn der Plan erfolgreich sein sollte. Und meine Tochter wusste das auch. Ich kann gar nicht hoch genug würdigen, was du zu meiner Befreiung auf dich genommen hast, Julia.“

Die Tochter des Magiers wagte sich im Griff der Füchsin kaum zu rühren. Jon sah, dass ihre Lippen wieder zu zittern begannen, wie sie es schon so oft getan hatten, und fragte sich, wie oft es wohl echt gewesen war. Hatte sie tatsächlich Furcht verspürt, als unverhofft das Piratenschiff aufgetaucht war – Furcht davor, dass ihr Plan so kurz vor dem Ziel noch hatte scheitern können? Oder hatte sie womöglich auch das bloß vorgespielt? Er hatte fünf Tage lang auf dem Schiff mit ihr zu tun gehabt, und doch hatte er nicht das Gefühl, sie auch nur ein kleines Bisschen zu kennen.

„Du hast für mich gekämpft“, fuhr Voskos fort. „Und du hast für mich getötet. Aber das alles ist jetzt nicht mehr nötig.“

„Dir ist aber schon klar, dass wir dich mit deinen Taten nicht einfach davonkommen lassen können?“, richtete sich Jon an den Magier. „Ob

dreißig Jahre Gefangenschaft Strafe genug sind für die Ausrottung eines ganzen Volkes, darüber wird noch zu reden sein. Aber für die Morde an Morris und Lavina müsst ihr in jedem Fall beide zur Rechenschaft gezogen werden, du und deine Tochter. Dafür werdet ihr euch vor einem myrtanischen Gericht verantworten müssen.“

„Natürlich“, sagte Voskos und nickte. „Ich werde mit euch kommen. Unter der Bedingung, dass ich meine Frau sehen kann.“

„Jedem Gefangenen ist es gestattet, Besucher zu empfangen“, sagte Jon. „Unter gewissen Auflagen und nach eingehender Prüfung. Aber ich denke, das lässt sich einrichten.“

„Das – das ist doch ein Trick, oder?“ Sheryl blickte ihn aufgeregt an. „Sobald wir auf dem Schiff sind, wird er uns alle mit irgendeinem Zauber erledigen, und dann fahren die beiden alleine auf das Festland zurück!“

„Ich bin zu keinem Zauber mehr fähig“, erwiderte der Magier müde schmunzelnd. „Ich habe meine gesamte Kraft in das Netz gesteckt. Aber ihr könnt uns beide gerne gefesselt auf euer Schiff bringen, wenn ihr sichergehen wollt. Auf der *Mona* gibt es genügend Seile, und auch wenn sie wohl alle ein wenig steif sind, werden sie zu dem Zweck schon zu gebrauchen sein.“

„Vater, was soll das?“, presste Julia hervor und bewegte dabei den Kehlkopf so sehr, dass ein kleines Bluttröpfchen unter Frances' Klinge hervorquoll. „Ich habe dich nicht befreit, damit sie uns jetzt beide in das nächste Gefängnis bringen!“

„Ich weiß, Julia“, sagte er mit sanfter Stimme. „Aber es spielt ohnehin keine große Rolle. Mein Körper ist nicht mehr geeignet für das Leben da draußen. Im warmen Licht der Sonne wird er rasch dahinschmelzen. Ich habe es so genau berechnet, wie es mir möglich war, und bin zu dem Ergebnis gekommen, dass mir etwa einhundert-siebenzig Stunden bleiben werden, nachdem ich diesen Ort verlassen habe. Fast genau eine Woche.“

„Eine... Woche?“ Diesmal war sich Jon ganz sicher, dass Julias Fassungslosigkeit nicht gespielt war. „Wieso... wieso hast du mir nie etwas davon gesagt?“

„Hättest du dann die gleichen Anstrengungen unternommen, um mich zu befreien?“, fragte sie ihr Vater mit mildem Lächeln. „Ich bin auch hier nicht unsterblich. Vielleicht könnte ich noch zwanzig Jahre leben, vielleicht auch weitere dreißig. Aber was wären diese Jahre schon wert? Ich würde tausend Jahre geben für einen einzigen Moment mit deiner Mutter. Und solange ich diesen Moment bekomme, bin ich bereit, alles andere dafür in Kauf zu nehmen.“

Er wandte sich wieder Jon und Sheryl zu und hob beide Hände über seinen Kopf. „Also nehmt uns fest und liefert uns den Wächtern von Vengard aus. Jedes Gefängnis ist mir lieber als dieses.“

„Das hast du dir wohl so gedacht, dass wir dir auch noch bei deiner Flucht helfen.“

Frances löste den Säbel von Julias Kehle und stieß sie von sich, um die Waffe anschließend auf den Magier zu richten.

„Du wirst in diesem Gefängnis sterben, hier und jetzt. Und deine Tochter wird zusehen.“

„Frances, du hast doch gehört, was er gesagt hat“, rief Jon. „Er wird sowieso bald sterben!“

„Also willst du ihn wirklich zum Festland bringen?“ Die Piratin drehte den Kopf zu ihm um und warf ihm einen zornigen Blick zu. „Dann ist sein Plan von vorne bis hinten aufgegangen und er bekommt genau das, was er will. Dann hat er niemals büßen müssen für seine Verbrechen.“

„Er hat schon dreißig Jahre hier verbracht“, erinnerte sie Jon. „Und es spielt auch gar keine Rolle, was er will oder was er nicht will. Wir müssen das Richtige tun, nur darauf kommt es an. Und das einzig Richtige ist, diesen Mann vor ein Gericht zu bringen.“

„Ein Gericht!“ Frances lachte hart und trocken auf. „Und wenn die Verhandlung irgendwann mal anfängt, wie lange ist er dann wohl schon tot? Ein Jahr, zwei Jahre? Es gibt nur eine Möglichkeit, für Gerechtigkeit zu sorgen, und das ist die Klinge in meiner Hand.“

Hohe, aufgeregte Frauenstimmen waren plötzlich hinter ihnen zu hören. Jon drehte sich hektisch danach um und sah einen Schwarm Nymphen, der vom Turmeingang aus über die Ebene auf sie zuhielt, einige von ihnen laufend und andere schwebend. Die hatten ihnen gerade noch gefehlt.

„Auf die Knie“, forderte Frances mit schneidender Stimme und deutete mit der Klingenspitze auf Voskos' vereistes Gesicht. „Jetzt sofort.“

In der Miene des Magiers regte sich nichts, als er sehr langsam in die Hocke ging, ohne den Blick von der Piratenkapitänin abzuwenden.

„Schau genau hin, Voskos. Das ist das letzte Gesicht eines Volkes, von dem du glaubtest, es vom Antlitz der Welt getilgt zu haben. Das Gesicht eines Volkes, das endlich seine Rache bekommen wird.“

„Frances, bitte nicht!“ Jon machte ein paar Schritte zu ihr hin und wollte sie am Arm fassen, da wirbelte sie zu ihm herum und ließ die Klingenspitze dicht vor seiner Nase erzittern.

„Bleib wo du –“

Ihre Worte gingen in ein wütendes Gebrüll über, als sich Julia plötzlich auf sie stürzte. Aber noch bevor sie Frances zu Boden hatte reißen können, schwang die Füchsin ihren Säbel herum und ließ die Klinge in einer raschen Bewegung einmal quer durch Julias Bauch pflügen. Mit einem qualvollen Schmerzensschrei ging die Tochter des Magiers zu Boden und hielt sich in gekrümmter Haltung die zerfetzte Kleidung am Bauch. Rotes Blut quoll darunter hervor, benetzte ihre Finger und gefror an der eisigen Luft sogleich zu kleinen, funkelnden Rubinen.

Jon wechselte einen erschrockenen Blick mit Sheryl, der es offenbar genauso zu gehen schien wie ihm: Mitleid mit Julia war wohl wirklich fehl am Platz, aber sie jämmerlich verbluten sehen, das wollten sie beide auch nicht.

„Dann wirst du eben nicht zusehen“, sagte Frances zur Verletzten und richtete die Klingenspitze wieder auf Voskos, der sich nicht vom Fleck bewegt hatte. „Hauptsache, du bekommst, was du verdienst.“

„Frances, wenn du ihn jetzt umbringst, dann wird niemand erfahren, was er getan hat!“, redete Jon auf sie ein. „Dann wird dein Volk und sein Schicksal endgültig in Vergessenheit geraten!“

„Das ist es doch ohnehin schon“, sagte die Füchsin, ohne sich zu ihm umzudrehen. „Ich bin das einzige, was noch von ihm übrig geblieben ist.“

„Aber das muss nicht so sein! Wenn Voskos vor Gericht gestellt wird und umfassend über alles aussagt, was damals geschehen ist, dann werden die Menschen in Myrtana endlich die ganze Geschichte erfahren. Vielleicht können wir dann auch die anderen von damals finden, alle die sich schuldig gemacht haben, und ihnen ihre gerechte Strafe zuteil kommen lassen. Dann werden die Verantwortlichen in den Augen ihrer myrtanischen Mitbürger keine tragischen Opfer eines Piratenangriffs mehr sein, sondern die Verbrecher, die sie vielleicht wirklich gewesen sind. Ist das nicht die viel größere Genugtuung für dein Volk als ein paar rollende Köpfe?“

Frances ließ die Säbelklinge vor dem Kopf des Magiers kreisen.

„Glaubst du wirklich, es gibt auch nur einen einzigen fetten Beamten an deinem königlichen Hofgericht, der sich dazu herablassen würde, sich mit so einer Sache zu beschäftigen?“, gab sie zurück. „Ich bin schon einmal auf taube Ohren gestoßen, und so wird es auch diesmal wieder sein.“

„Das wird es nicht!“, versicherte Jon. „Weil ich mich selbst der Sache annehmen werde. Ich brauche sowieso noch ein Thema für meine Aufnahmeschrift. Wenn Voskos und du mir alles erzählt, was ihr wisst, dann werde ich alles tun was ich kann, um den Fall umfassend aufzuarbeiten und vor Gericht zu bringen.“

„Achja?“ Frances legte die Säbelspitze auf der gefrorenen Schulter des alten Magiers ab. „Würdest du das überhaupt tun, Magier? *Umfassend aussagen?*“

„Das würde ich“, sagte Voskos und nickte vorsichtig. „Mir ist bewusst, dass ich großes Unrecht begangen habe, damals wie heute. Wenn man

mich dafür zur Rechenschaft ziehen will, dann werde ich mich nicht widersetzen.“

„Und wer sagt mir, dass du dich an diese Worte noch erinnern wirst, sobald wir in Vengard angekommen sind und du deine Frau gesehen hast?“, schnaufte die Piratenkapitänin. „Glaubst du etwa, ich verlasse mich auf ein Versprechen aus dem gleichen Mund, der vor dreißig Jahren die todbringenden Worte gesprochen hat?“

„Das musst du doch gar nicht, oder?“, mischte sich Sheryl ein. „Wir haben doch noch das Aufnahmegerät. Damit kannst du ihn schon hier auf der Insel befragen, oder auf dem Schiff, wenn wir zurückfahren.“

„Naja, wir haben es eigentlich nicht mehr so wirklich“, erinnerte sie Jon und deutete über seine Schulter auf die heraneilenden Nymphen. „Die haben es.“

Als die blauhaarigen Schönheiten sahen, dass Julia verletzt am Boden lag, eilten zwei von ihnen zu ihr, zerrten sie rasch von Frances weg und legten ihre Hände auf ihren aufgeschlitzten Bauch. Jon hätte ihnen gar nicht zugetraut, dass sie sich auch mit Heilmagie auskannten, aber es sah ganz danach aus, als ob sich die Wunde langsam wieder schloss.

„Julia!“, wandte sich Sheryl an ihre einstige Schiffskameradin, als sie die vor Schmerz zusammengekniffenen Augen langsam wieder öffnete. „Sag den Nymphen, dass sie uns und alle anderen auf der Stelle freilassen soll! Und den Tank sollen sie auch wieder zurück an Bord bringen – und, und alles reparieren, was sie am Schiff kaputt gemacht haben!“

„Niemand... kann befreit werden“, presste Julia hervor. „Das ist nicht... Teil des Handels...“

„Was macht ihr überhaupt mit all den Menschen?“, fuhr Sheryl die nackten Frauen an, die in der eisigen Kälte sichtlich froren und sich immer wieder bibbernd mit den Händen über die angewinkelten Arme fuhren. „Wie viele sind schon gestorben bei euren irren Spielchen?“

„Gestorben?“, säuselte eine von ihnen. „Niemand ist gestorben!“

„Niemand stirbt!“, gurrte eine weitere. „Es kommen alle wieder frei. Später.“

„Viel später, ja. Wenn wir die Lust an ihnen verloren haben.“

„Aber wir haben die Lust noch nicht verloren. Sie müssen alle noch bleiben.“

„Oh ja, das müssen sie. Wir haben alle noch viel mit ihnen vor!“

Jon runzelte die Stirn. „Aber ich wäre um ein Haar gestorben, im Bauch des Sumpfhais. Und Sheryl hättet ihr fast in Süßigkeiten ertränkt.“

„Aber ihr wärt doch nicht gestorben“, flötete eine schwebende Nymphe zu ihnen herab. „Ihr hättet *geglaubt*, gestorben zu sein, ja. Und am nächsten Tag wärt ihr wieder aufgewacht, und wir hätten uns etwas Neues für euch ausgedacht.“

„Wir könnten euch nicht umbringen, nicht einmal wenn wir wollten, nein. Es liegt nicht in unserer Natur zu töten.“

„Und es wäre doch alles viel zu schnell vorbei, wenn ihr so bald schon sterben würdet.“

„Ja, es wäre alles viel zu schnell vorbei. Und das soll es nicht, auf keinen Fall, nein.“

„Dann sind also alle noch am Leben?“, versicherte sich Jon. „Ihr könnt sie alle zurück auf das Schiff bringen?“

„Wir *können*, ja, ja“, bestätigte ihm eine der Nymphen in glockenhellem Singsang. „Aber wieso *sollen* wir?“

„Ja, wieso *sollen* wir?“

„Wir *wollen* nämlich nicht, oh nein!“

Die Nymphen brachen wieder in ein hysterisches Gekicher aus, das Jon beinahe in den Wahnsinn trieb. Zu allem Überfluss dachte Frances nicht einmal daran, den Säbel aus der Nähe von Voskos' Gesicht zu entfernen.

„Frances!“, rief er. „Wenn ich die Nymphen dazu bringe, uns gehen zu lassen, hilfst du Sheryl und mir dann dabei, Voskos und Julia zu fesseln? Wir bringen sie auf das Schiff und nehmen gemeinsam ihre Aussagen auf, einverstanden?“

Die Füchsin wandte ihm weiterhin den Rücken ihres roten Mantels zu und schwieg. Einige Sekunden vergingen, in denen nur die kichernden Nymphen zu hören waren, dann packte sie den Griff des Säbels, ließ die

Waffe in einem wütenden Bogen zur Seite zischen und steckte sie im nächsten Moment zurück in die Scheide.

„Ich verlasse mich auf dich“, sagte sie, als sie sich umdrehte und ihm einen ernsten Blick zuwarf. „Wenn ich herausfinden sollte, dass du mich angelogen hast... dass du ihn davonkommen lässt...“

„Jon hält sein Wort, da kannst du dich aber drauf verlassen!“, versicherte ihr Sheryl und strich ihm liebevoll über den Rücken.

„Wir werden sehen“, sagte Frances. „Dann bin ich jetzt aber mal gespannt, wie du die Nymphen dazu bringen willst, euch alle wieder gehen zu lassen.“

Jon atmete einmal tief ein und spürte, wie die eisige Luft seine erschöpften Lungen ausfüllte. Der erste Schritt war geschafft. Jetzt musste er nur noch seinen Charme spielen lassen. Was dieser Ludos hinbekommen hatte, das konnte doch nicht so schwer nachzumachen sein.

„Ähm, also...“ Er wandte sich den Nymphen zu und starrte in ihre betörend hübschen jungen Gesichter. „Ihr seid alle... wunderschön... und, und da hab ich mich gerade gefragt, äh... wer eigentlich die schönste von euch ist! Und ich dachte mir... wie wäre es mit einem kleinen Wettstreit?“

„Ist das dein Ernst, Jon?“, entfuhr es Sheryl. „Deine blöde Idee mit dem Schönheitswettbewerb fand schon damals im Hafenviertel keiner gut!“

„Sheryl, lass mich doch einfach mal machen, ich –“

„Jede ist die schönste!“, säuselte eine Nymphe, und die anderen nickten im Gleichtakt, als würden ihre Köpfe alle vom gleichen Puppenspieler bewegt.

„Wir sind alle gleich schön!“

„Oh ja, wir sind alle Schwestern!“

„Jede Schwester ist die schönste, und so muss es auch sein!“

„Siehst du“, stöhnte Sheryl und schlug sich die Hand vor den Kopf.

„Ist ja gut“, gab Jon nach. „Wie... wie wäre es dann mit etwas anderem...“

Er musste wohl einsehen, dass er es mit Charme allein bei den Nymphen nicht weit bringen würde. Der einzige Weg, sie zur Herausgabe der Gefangenen zu bewegen, war wohl, ihnen einen besseren Tauschhandel vorzuschlagen als denjenigen, den sie mit Julia eingegangen waren. Aber was hatten sie ihnen schon anzubieten? Die Nymphen waren offenbar nur an Menschen interessiert, die als Ziel für ihre durchgedrehten Persiflagen herhalten konnten, und Menschen waren es ja gerade, die sie ihnen auf keinen Fall überlassen wollten. Dann aber kam ihm ein neuer Gedanke.

„Was ist eigentlich mit dem Netz?“, fiel ihm ein. „Wäre das nicht perfekt für euch? Wenn ich das richtig verstehe, dann verbindet es Menschen miteinander?“

„Das Netz ist unberührbar!“, rief eine Nymphe.

„Wir können es nicht erreichen!“, ergänzte eine andere.

„Ich habe einen Zauber darauf angewendet, eine lokal begrenzte kleine Barriere, um genau zu sein“, sagte Voskos, der sich nach kurzem Zögern mit knirschenden Eisgelenken wieder aufgerichtet hatte. „Sie wirkt sich allerdings nur im Reich der Geister aus und verhindert, dass Kreaturen wie die Nymphen das Netz berühren können. Ich hatte die Sorge, dass sie es zerstören oder auf andere Weise beeinträchtigen könnten, wenn ich keine Vorkehrungen treffe.“

„Aber du könntest diese Barriere auch wieder entfernen?“, hakte Jon nach.

„Natürlich“, bestätigte der Magier. „Das Netz hat seinen Zweck für mich getan. Wenn es nötig ist, damit ich zurück zum Festland komme, dann werde ich den Barrierenzauber lösen.“

„Und wenn ich das richtig verstanden habe, dann tummeln sich im Netz jede Menge Menschen, die miteinander reden und Informationen austauschen, habe ich recht?“

„So ist es.“

„Habt ihr gehört?“, richtete sich Jon wieder an die Nymphen. „Eine riesige magische Welt voller Menschen, die ihr den ganzen Tag

beobachten und nachahmen könnt. Ihr wärt nie wieder darauf angewiesen, dass sich Leute auf eure Insel verirren, oder dass jemand wie Julia einen Handel mit euch eingeht.“

„Voller Menschen?“, wiederholte eine Nymphe mit hoher Mädchenstimme.

„Immer wieder neue?“, flötete eine andere.

„Niemals die gleichen? Niemals Langeweile?“

„Das glaube ich nicht, dass euch da mal langweilig wird“, versprach Jon.

„Wenn ihr alle Gefangenen freilässt und uns dabei helft, wieder von der Insel wegzukommen, dann wird Voskos das Netz für euch erreichbar machen und ihr könnt euch selbst davon überzeugen.“

Die Begeisterung bei den Nymphen schien auf Anhieb groß zu sein.

Aufgeregt tuschelten und kicherten sie miteinander, bis eine von ihnen rief: „Einverstanden, einverstanden!“

„Den Handel gehen wir ein!“, fügte eine andere hinzu und schwebte so schnell über Jons Kopf im Kreis, dass ihm beim Beobachten ganz schwindelig wurde. Er fühlte eine große Erleichterung von sich abfallen, als er begriff, dass nun endlich alle Probleme aus dem Weg geräumt waren. Natürlich würden sie den Turm wieder hinabsteigen müssen, und er war sich auch noch nicht ganz sicher, wie die Nymphen reagieren würden, wenn sie bemerkten, dass die Leute im Netz bloß blau glühende Gestalten ohne richtige Gesichter waren, aber er war zuversichtlich, dass sich all diese Probleme irgendwie lösen ließen. Dann konnten sie endlich zurück nach Hause und sich von den Strapazen des Urlaubs erholen.

„Sag mal, Jon“, meldete sich Sheryl plötzlich mit skeptischem Blick zu Wort. „So wie Voskos das erzählt hat, klang das mit diesem Netz ja echt gut. Also, Leute aus der ganzen Welt, die ihr Wissen miteinander teilen und ins Gespräch kommen und so... Hältst du das echt für so eine gute Idee, jetzt ausgerechnet die Nymphen da rein zu lassen?“

Jon überlegte. Ein Haufen durchgeknallter Verrückter, die an einem gemeinschaftlichen Miteinander nicht interessiert waren und deren

einzig Leidenschaft darin bestand, sich pausenlos über alles und jeden lustig zu machen... wollte man solche Leute wirklich im Netz haben? „Ach naja“, sagte er schließlich mit einem Schulterzucken. „Was soll schon schief gehen?“

„Hallo meine lieben Passagiere auf der *Omnipotencia*, da bin ich wieder, euer Kapitän Morris! Wie ja sicher auch die größten Landratten unter euch Klabaubern mitgekriegt haben, mussten wir'n bisschen außerplanmäßig an so'm beschaulichen kleinen Eiland Halt machen. Aber nachdem wir unser'n Pott jetzt wieder flott gekriegt haben, geht es auch direkt wieder zurück nach Vengard, damit ihr euern Lieben zuhause auch mal in Ruhe was davon palavern könnt, was ihr auf der Reise so alles Dolles erlebt habt. Da wird die Oma aber gucken, und der Oppa kippt vor Schreck vom Schaukelstuhl! Vorher wünsch ich euch aber noch'n gemütlichen letzten Tag auf unserm kleinen Kutter hier. Ich wünschte, ich könnte selber mit dabei sein, aber wie ihr ja wisst, döse ich gerade auf dem Grund des Meeres rum und lasse mich von'n paar Fischen anknabbern. Aber einen alten Seebärn wie euren Kapitän Morris kann so'n lütter Mord natürlich nicht umhauen, das ist mal klar! Macht euch um mich also keine Sorgen und genießt den Tag. Ahoi und bis bald, euer Kapitän Morris!“

Jon warf einen genervten Blick zur plärrenden Bronzekugel an der Decke des Speisesaals und schüttelte den Kopf.

„Sie können es einfach nicht lassen.“

„Ach, lass ihnen doch ihren Spaß“, erwiderte Sheryl schmunzelnd. „Sie haben sich ja bisher an alles gehalten, was wir mit ihnen ausgemacht haben. Und der Morris hatte doch auch Humor, dem hätte das bestimmt gefallen, wenn er noch eine allerletzte Durchsage gemacht hätte.“

Vermutlich hatte Sheryl recht, dachte er, während er den verbliebenen Rest Rübenkompott vom Teller kratzte. Die Nymphen hatten sie nicht bloß alle aus der Burg gelassen – das große Ausgangstor war plötzlich so selbstverständlich da gewesen, dass es Jon beinahe so vorgekommen war, als ob sie es bei ihrem Irrgang durch das Labyrinth einfach nur

beharrlich übersehen hatten –, sie hatten auch tatsächlich den Manatank zurück auf das Schiff gebracht und die Schäden an der *Omnipotencia* und an Frances' Piratenschiff in Windeseile behoben. Ein Mann aus Clemens' Mannschaft, der wohl Morris' Stellvertreter gewesen war, hatte nun für die Dauer der Rückfahrt die Position des Kapitäns eingenommen und konnte ihnen nach kurzer Prüfung bestätigen, dass die Flüssigkeit im Tank noch ausreichend für eine Rückfahrt nach Vengard war. Zur Sicherheit wollte er aber darauf verzichten, vorher einen Zwischenhalt in Khorinis einzulegen, sondern auf direktem Weg zur Hauptstadt fahren, um am dortigen Hafen den Tank nachzufüllen. Alena, Jocelyn und Frank würden dann am folgenden Tag zurück zu ihrer Heimatinsel gebracht werden, womit sie sich natürlich vollends einverstanden gezeigt hatten. „Kaum zu glauben, dass wir nur einen einzigen Tag in der Nymphenburg waren, oder?“, wandte sich Jon an seine Tischgenossen. Neben Sheryl waren auch noch Zacharias und Alena mit ihnen zum Abendessen gekommen, das sie nach dem entbehrungsreichen Tag dringend nötig gehabt hatten. Jon hatte zwar direkt nach der Rückkehr auf das Schiff am späten Nachmittag schon ein paar Bananen gegessen, aber die hatten den Hunger auch nur für kurze Zeit stillen können. „Aber echt“, stimmte ihm Sheryl zu. „Ich dachte, ich wär da wochenlang in diesem Karamellsee rumgeschwommen.“ „Mir ist es gar nicht so lange vorgekommen“, sagte Zacharias. „Die Nymphen habe ich ja leider nur bei ihrer Arbeit hier an Bord beobachten können.“ „Leider?“, wiederholte Sheryl fassungslos. „Sei da mal ruhig froh drüber!“ „Zugegeben, eure Erzählungen klingen alle nicht sehr erfreulich. Gleichzeitig sind sie aber auch höchst faszinierend. Ich hätte die ungestüme Magie dieser erstaunlichen Kreaturen nur zu gern einmal aus nächster Nähe miterlebt.“ Jon sagte nichts und dachte sich nur seinen Teil. Zacharias konnte sich wirklich glücklich schätzen, dass er den ganzen Tag lang hatte

durchschlafen dürfen und ihn die Nymphen für keines ihrer irrsinnigen Spiele ausgewählt hatten.

„Meine Damen, meine Herren, das Dessert.“

Ein Kellner war an ihren Tisch getreten und setzte ein Tablett mit vier Schüsseln einer hellbraunen Sahnecreme ab. Die Hände des Mannes bebten so sehr, dass er dabei ein bisschen was verspritzte, und sie versicherten ihm rasch, dass es ihnen nichts ausmachte. Der Schreck ihrer Entführung steckte ihnen allen noch in den Knochen, und Jon konnte nur mutmaßen, was der arme Kerl womöglich in der Burg hatte durchmachen müssen.

„Puh“, machte Sheryl und drehte das Schälchen ratlos in ihren Händen.

„Ich weiß ja echt nicht, ob mir jetzt wirklich nach so einer Creme zumute ist. Davon hatte ich heute ja nun wirklich schon genug.“

Sie stocherte lustlos mit dem Löffel in der sahnigen Substanz herum, dann hob sie ihn vorsichtig zum Mund und schleckte mit träger Zunge die Creme davon ab. Sofort hellte sich ihr Gesicht auf und sie versenkte den Löffel erneut in der Schüssel.

„Andererseits kann man eigentlich nie genug Sahnecreme kriegen, oder?“

„Hätte mich auch sehr gewundert, wenn man dir so leicht die Lust auf Nachtisch austreiben könnte“, kommentierte Jon schmunzelnd, während er einen Löffel aus seinem eigenen Schälchen nahm. „Da bräuchte es schon mehr als einen Nymphenzauber.“

Ihm selbst wurde allerdings immer noch speiübel, sobald er auch nur einen flüchtigen Blick auf eine der vielen Flaschen Moleratbrause warf, die überall auf dem Schiff herumstanden. Zum Glück hatte er das Zeug schon vorher nicht besonders gemocht, und Sheryl verzichtete dankenswerterweise darauf, es in seiner Gegenwart zu trinken.

„Und du glaubst wirklich, dass du die Taten dieses Magiers vor Gericht bringen kannst?“, fragte ihn Alena. Sie trug ein Paillettenkleid, das in allen Farben des Regenbogens funkelte und ihn jedes Mal blendete, wenn er kurz hin sah. Dazu hatte sie sich einen modischen türkisblauen Hut aufgesetzt.

„Frances, Clemens und ich haben Voskos bis gerade eben noch befragt“, berichtete er. „Wir haben alles auf dem Stimmenaufnahmegerät, und ich habe mir außerdem noch eine Menge Notizen gemacht. Das sollte ausreichen, um die Sache in meiner Aufnahmeschrift aufzuarbeiten und anschließend vor Gericht zu bringen. Ich werde das gleich morgen mit Nebis besprechen.“

„Na hoffentlich stimmt er auch zu“, sagte Sheryl. „Du weißt ja, was Frances gesagt hat...“

„Ohne uns müsste sich Nebis immer noch in der Burg mit irgendwelchen falschen Samanthas herumschlagen. Der wird da mal besser schön zustimmen, das ist er mir schuldig. Ganz davon abgesehen wird er wohl auch gar nicht anders können, wenn er sich anhört, was Voskos uns gesagt hat. Das ist ein massives Unrecht, das den Einwohnern der Insel da widerfahren ist, und mit den Großen Gesetzen Myrtanas ist es auch eindeutig nicht zu vereinbaren, dass dieses Unrecht weiter unausgesprochen und ungestraft bleibt.“

„Jon, ich finde das richtig großartig von dir, dass du dich so dafür einsetzt“, sagte Alena und klimperte ihn aus ihren Rehaugen mit Lidern voller großer, schwarzer Wimpern an. „Du wirst das ganz großartig machen.“

„Danke“, sagte Jon und schaute rasch hinab auf sein Dessert.

„Aber Voskos wird seine Strafe wohl nie antreten, wenn ich das richtig verstanden habe?“, erkundigte sich der Bibliothekar. „Er wird schon in einer Woche sterben?“

„Das hat er jedenfalls so gesagt“, bestätigte Jon. „Anscheinend besteht er tatsächlich vollständig aus Eis, wie auch immer das möglich sein soll. Wärme bringt ihn zum Schmelzen.“

„Da ist es ja ausnahmsweise mal eine gute Sache, dass es unten im Lagerraum so kühl ist“, sagte Zacharias. „Ich hoffe nur, dass er oder seine Tochter nicht doch noch irgendwie fliehen können und das Schiff schon wieder ins Chaos stürzen. Mein Bedarf an solchen Abenteuern ist für diese Reise eigentlich gedeckt.“

„Wir haben sie so gut zugeschnürt wie es ging“, beruhigte ihn Jon. „Und Clemens' Leute bewachen sie und Richard rund um die Uhr. Ich glaube aber auch nicht, dass sich Voskos überhaupt befreien will. Wir bringen ihn ja genau dorthin, wo er die ganze Zeit hin wollte.“

Sheryl warf ihm mit dem Löffel im Mund einen nachdenklichen Blick zu.

„Und du bist dir immer noch ganz sicher, dass es die richtige Entscheidung war? Es klingt total verrückt, dass er all das... die Morde, die Entführungen... dass er diese ganzen Verbrechen nur wegen einer Umarmung von seiner Frau in Kauf nehmen würde. Aber wenn es wirklich so ist, sollten wir ihm dann noch dabei helfen, seinen Plan zu Ende zu bringen? Irgendwie fühlt es sich schon komisch an, oder?“

„Jetzt sag nicht, dass du es lieber gesehen hättest, wenn Frances ihn geköpft hätte.“

„Nee, auf keinen Fall!“, versicherte ihm Sheryl mit aufgerissenen Augen.

„Ich meine nur... wir hätten ihn ja auch irgendwo anders hinbringen können. Zur Stadtwache von Khorinis oder so.“

„Er und seine Familie sind Einwohner Vengards, also ist auch die dortige Stadtwache zuständig“, klärte er seine Kusine auf. „Und außerdem... es macht niemanden wieder lebendig, wenn wir dem Magier seine Umarmung verwehren, oder?“

„Vielleicht hast du recht“, sagte Sheryl leise. „Es ist nur so... so ungerecht irgendwie. Lavina wird niemanden mehr umarmen, weißt du? Und Morris auch nicht.“

Jon nickte. „Ich weiß, was du meinst. Aber ich bin mir trotzdem sicher, dass es das einzig Richtige ist. Zumindest werden die Angehörigen von Lavina und Morris sehen, dass die Schuldigen bestraft werden, soweit es möglich ist. Das ist das Beste, das wir für sie tun können.“

Er kratzte das letzte bisschen Sahnecreme aus seinem Schälchen und lutschte den Löffel leer. Er hatte wohl noch kein Abendessen auf der *Omnipotencia* so sehr genossen wie dieses. Die Flucht vor den Nymphen und die vielen Stufen des Turms, die sie erst hinauf und dann wieder hinunter hatten steigen müssen, steckten ihm noch immer in den Knochen, aber er hatte zum ersten Mal das gute Gefühl, etwas erreicht zu

haben. Und vielleicht lag es auch ein bisschen daran, dass er ausschließlich mit Leuten an einem Tisch saß, vor denen er kein dummes Geheimnis mehr bewahren musste.

„Ich glaube, ich gehe jetzt nochmal eben rüber zu Frances“, sagte er. „Sie will sich ja nur bis morgen früh mit aufs Meer ziehen lassen und dann schon wieder abdocken. Da bleibt vielleicht nicht mehr viel Zeit für einen Abschied.“

„Jon, du weißt aber schon, dass sie immer noch eine gemeine Mörderin ist, ja?“, erinnerte ihn Sheryl. „Du solltest sie nicht immer so angucken.“

„Wie gucke ich sie denn bitteschön an?“

„Du weißt schon wie. Sag ihr meinetwegen Tschüss, aber das war's dann auch, ja?“

„Ja, natürlich“, entgegnete Jon. „Was denn auch sonst? Ich will mich bloß bei ihr bedanken, dass sie uns das Leben gerettet hat, und natürlich werde ich ihr auch mitteilen müssen, dass ich ihre Morde in meinem Bericht kaum werde aussparen können. Das ist alles.“

„Na dann ist ja gut“, sagte Sheryl, und Alena warf ihm einen Blick zu, der sich schon verdächtig einer Eingeschnapptheit anzunähern schien. Davon ließ sich Jon aber nicht beeindrucken.

„Also, wir sehen uns dann gleich im Zimmer, Sheryl“, verabschiedete er sich und nickte dann Zacharias und Alena zu. „Und wenn ich euch beide heute nicht mehr sehe, dann gute Nacht und bis morgen. Wir haben uns den Schlaf jetzt alle wirklich verdient. Außer du natürlich, Zacharias, du kannst von mir aus gerne die ganze Nacht in deinen Büchern über Nymphen schmökern.“

„Über den Vorschlag werde ich auf jeden Fall mal nachdenken“, sagte Zacharias schmunzelnd. „Gute Nacht, Jon. Und pass auf, was die Piratin angeht. Sheryl hat da nicht ganz unrecht.“

„Macht euch mal nicht ins Hemd. Bis morgen!“

Jon hatte den Speisesaal gerade verlassen, als ein leichtes Rumpeln einsetzte. Als er rasch zu einem Fenster an der Heckseite eilte und hinauschaute, da bestätigte sich sein Verdacht: Das Schiff hatte sich in Bewegung gesetzt und entfernte sich langsam vom nebligen Ufer der

zerklüfteten Felseninsel, von dem aus ihnen die Nymphen nachblickten – teils schwebend, teils stehend und allesamt emsig miteinander tuschelnd. Er war heilfroh, dass sie sich mit dem Netz zufrieden gegeben hatten und hoffentlich in Zukunft keine Menschen mehr in ihre Burg verschleppen mussten.

Als er auf dem ersten Deck ankam, war Clemens gerade dabei, die Tür hinaus auf das Oberdeck zu verschließen.

„Kann ich da noch eben durch?“, fragte Jon. „Ich will noch kurz mit Frances sprechen, bevor sie morgen abreist.“

„Einverstanden“, sagte Clemens und schloss die Tür wieder auf. Jon hatte das Gefühl, dass er seit ihrer Rückkehr zum Schiff ganz anders mit ihm umging. Dass er sie gemeinsam mit Sheryl und Frances alle aus den Fängen der Nymphen gerettet hatte, das schien ihm einigen Respekt abgenötigt zu haben. „Aber in einer Stunde schließe ich hier zu. Wenn du bis dahin nicht zurück bist, dann musst du die Nacht über auf dem Piratenschiff bleiben.“

„Keine Sorge, das habe ich nicht vor“, antwortete Jon und fragte sich, ob Clemens eine Andeutung hatte machen wollen oder ob er sich das nur einbildete. „Ich bin gleich wieder zurück.“

Draußen auf dem Oberdeck war von den Zerstörungen des vergangenen Abends keine Spur mehr auszumachen. Eines musste man den Nymphen lassen, wenn sie ausnahmsweise einmal konstruktiv mithelfen wollten, dann gelang ihnen das auch ausgesprochen gut. Als Jon zu den Planken ging, die das Piratenschiff mit der *Omnipotencia* verbanden, winkte ihm aus einem Fenster des Kapitänshäuschens ihr neuer Ersatzkapitän zu, und Jon winkte kurz freundlich zurück. Dann bestieg er vorsichtig die vorderste Planke und betrat das Deck des anderen Schiffes. Ein bisschen unheimlich war es ihm plötzlich schon, auf das Territorium einer Piratenbande vorzudringen, auch wenn von den Seeräubern selbst jede Spur fehlte. Am Himmel war es schon dunkel geworden, und offenbar waren sie allesamt unter Deck – zu tun gab es ja ohnehin nicht viel für sie, solange sie sich vom Kreuzfahrtschiff mitschleppen ließen.

Als Jon die Treppe hinab zum Unterdeck ging, klopfte ihm das Herz plötzlich bis zum Hals. Was würde er Frances überhaupt sagen? Dass er ihr klar machen wollte, dass er ihre Morde würde melden müssen, das war zwar nicht nur so dahin gesagt gewesen, sondern seine feste Absicht, aber damit konnte er ja kaum in das Gespräch einsteigen. Wahrscheinlich war es die beste Idee, ihr als allererstes für ihre Hilfe gegen die Mumie und die Nymphen zu danken. Dann konnte er womöglich kurz auf alte Zeiten zu sprechen kommen, vielleicht ein bisschen über Nebis' Eigenarten plaudern, die sie damals eigentlich auch ganz lustig gefunden hatte, wenn er sich richtig entsann. Und vielleicht, ganz vielleicht, konnte er sogar ein kleines Kompliment für ihre beeindruckende rote Haarmähne fallen lassen. Ihm wurde ganz anders zumute, wenn er daran dachte, wie ihre Haare aus der Nähe geduftet hatten. Und der Blick in ihren Augen, als sie ihn angesehen hatte... Er wusste gar nicht wieso, denn eigentlich mochte er nicht einmal gewöhnliche Ohrringe besonders gern, aber sogar die vielen klimpernden Ringe in ihrem Gesicht hatten eine besondere Faszination auf ihn ausgeübt. Seine Beine wurden auf einmal ganz weich, als er daran dachte, dass er womöglich schon in ein paar Sekunden allein mit ihr in einem Raum sein würde. Wie sie wohl war, wenn niemand anders in der Nähe war? Würde sie ihm etwas zu trinken anbieten? Oder würde sie ihm ihren eigenen Kelch reichen, gleich nachdem sein Inhalt ihre vollen Lippen benetzt hatte? Ihre Lippen, die er so gerne –

Er zuckte zusammen, als er Geräusche aus einem Raum des Korridors hörte, nicht weit entfernt von der Treppe, die er gerade verlassen hatte. Es waren regelmäßige Atemgeräusche, und Jon glaubte kurz, dass da womöglich ein hechelnder Wolf auf dem Schiff war, bis er sich näher an die Tür herangeschlichen hatte und ein eindeutig menschliches Schnaufen und Seufzen heraushören konnte. Durch die Bretter der auf Piratenart grob zusammengezimmerten Tür schien orangerötliches Licht in den Flur, der davon abgesehen völlig unbeleuchtet war. Vorsichtig näherte sich Jon mit seinem Gesicht einer Lücke zwischen zwei Brettern an und wagte einen Blick in den dahinter liegenden Raum.

Es war ein kleines Zimmer, dessen Boden und Wände von oben bis unten vollständig mit Fellen und Pelzen bedeckt war. Sogar von der Decke hingen in losen Fetzen ein paar dunkelbraune haarige Tierhäute herab, aber die meisten der Felle waren hellweiß bis rötlich. In der Mitte der Pelzhöhle lag wie hingeworfen eine glühend rot leuchtende Lampe – und davor der größte Berg aus Fellen im Raum, auf dem breitbeinig und mit heruntergelassener Hose ein junger Mann saß, den Kopf nach hinten gelehnt und an einen flauschigen weißen Pelz gekuschelt. Seine Augen waren weit geöffnet, und die Pupillen, so weit nach oben gezogen, dass sie fast in den Augenhöhlen verschwanden, starrten mit entrücktem Blick hoch zu den herab baumelnden Fetzen an der Decke des Zimmers. Das schmierig glatte und unerträglich schöne Gesicht dieses Mannes hatte Jon gleich im ersten Moment wiedererkannt: Es war der Nette, der Anführer der Bruderschaft, der ihn bereits im Kampf der Würste geschlagen hatte. Auf ihm hockte eine nackte Frau, von der er nur den Rücken mitsamt der darauf herabfallenden roten Haare sehen konnte, aber er musste auch gar nicht mehr sehen, um sofort zu wissen, dass es sich um Frances handelte. Sie hatte beide Hände des Netten gepackt und wippte leise seufzend immer wieder auf und ab, während das Licht der roten Lampe flackernd ihre verschwitzten Körper beschien. Jon wandte sich ab, stolperte die Treppe hinauf und stürmte zurück auf das Deck des Kreuzfahrtschiffs.

Rückfahrt

Siebter Tag der Reise

„Faranga... Calador... Taranis... wie es da wohl überall aussieht?“

Sheryl strich verträumt mit dem Finger über die Auflistung auf dem Reiseplan, der mit ihrer tatsächlichen Reise letztendlich kaum etwas zu tun gehabt hatte.

„Wisst ihr, irgendwann müssen wir die Kreuzfahrt unbedingt nochmal machen. Und dann aber richtig. Damit wir die ganzen Inseln auch mal wirklich zu sehen bekommen.“

„Auf gar keinen Fall“, wehrte Jon die Idee unter Zuhilfenahme beider Hände ab, und auch Alena sah alles andere als begeistert aus. Nach dem Frühstück hatten sie sich zu dritt in einen Sesselkreis des Empfangsraums gesetzt und genossen es, nach all den Anstrengungen und Gefahren einfach einmal nichts zu tun und auf das trübe Meer hinauszublicken, das trotz des grauen Himmels irgendwie einladender wirkte als sonst.

„Wir sollten froh sein, wenn wir es jetzt heil zurück nach Vengard schaffen.“

„Tja, wer hätte das gedacht, dass die Reise noch so turbulent wird, was?“, sagte Sheryl und ließ den Reiseplan wieder auf das kleine Tischchen in ihrer Mitte sinken.

„Du wolltest ja Überraschungen“, erinnerte sie Jon. „Und die hast du auch gekriegt, oder?“

„Ein bisschen zu viele sogar“, sagte seine Kusine und nippte an ihrer Flasche, deren Etikett sie so gewissenhaft mit der Hand verdeckte, dass Jon längst ein ganz schlimmer Verdacht gekommen war. „Wobei, also wenn ich mal ehrlich bin, so ein bisschen komisch kam mir Tara ja von Anfang an vor. Ich will jetzt nicht sagen, dass ich so richtig Verdacht geschöpft hatte, aber...“

„Ach komm“, sagte Jon. „Erzähl uns nix. Du warst doch ihre beste Freundin.“

Sheryl zog eine beleidigte Schnute, aber er erkannte sofort, dass sie es nicht ernst meinte.

„Ich wollte eben nett sein.“

„Ich weiß“, sagte er lächelnd. „Bist du ja auch meistens.“

„Meistens?“

„Quasi immer.“

„Quasi?“

Als die Bibliothekstür aufschwang, nahm ihre kleine Kabbelei ein Ende. Jons Haltung im Sessel versteifte sich unwillkürlich, als er sah, wer ihnen da mit ein paar Büchern unter dem rechten Arm entgegen kam.

„Was hast du denn in der Bibliothek gemacht?“, fragte Alena die Füchsin, die den Blick über ihre Gesichter schweifen ließ.

„Na was wohl?“, antwortete Frances. „Ich habe mir ein paar Bücher ausgeliehen. Ein Piratenleben besteht nicht nur aus Plündern und Kämpfen, da kann ich so ein Buch oft gut gebrauchen. Hier, ich hab dir auch eins mitgebracht.“

Jon war so verdattert, als ihm Frances eines der Bücher zuwarf, dass es ihm fast aus der Hand gerutscht wäre. Er warf einen kurzen Blick auf den Einband und sah, dass es sich um einen Liebesroman zu handeln schien – zweifellos ein Buch der Sorte, bei der Zacharias nicht lange gezögert hatte, bevor er es der Piratenkapitänin überlassen hatte.

„Ist verdammt gut, musst du unbedingt mal lesen“, riet sie ihm. „Ich bin jetzt jedenfalls wieder weg. Glaube kaum, dass ich einen von euch mal wieder zu Gesicht bekommen werde... außer natürlich, ihr habt noch Lust auf eine weitere Kreuzfahrt.“

„Du fährst jetzt aber nicht wieder da raus und köpfst irgendwelche Leute?“, hakte Sheryl kritisch nach.

„Mal schauen“, sagte Frances mit schnippischem Lächeln, zog mit der freien Hand einen Sumpfkrautstängel aus einer Manteltasche hervor und steckte ihn sich lässig in den Mundwinkel.

„Hat jemand Feuer?“

Jon, Sheryl und Alena schüttelten wortlos den Kopf.

„Warum habe ich überhaupt gefragt? Macht’s gut, ihr Langweiler.“

Er schaute ihr noch kurz hinterher, wie sie den Gang zum Oberdeck einschlug, dann blätterte er ein bisschen ratlos im Buch, das sie ihm gegeben hatte, und legte es schließlich auf dem Tisch ab.

„Und, was machen wir jetzt noch aus unserem letzten Tag?“, fragte Sheryl fröhlich in die kleine Runde.

„Naja, ich werde wohl mal nach Nebis Ausschau halten und meine Aufnahmeschrift mit ihm besprechen“, kündigte Jon an. „Das wird ja auch so langsam wirklich mal Zeit.“

„Ach, das kannst du doch auch heute Nachmittag noch machen“, sagte Sheryl. „Ich dachte da eher an was anderes.“

„Und zwar?“, fragte er stirnrunzelnd nach.

„Also, guck mal, Alena und du... das hat ja damals alles nicht so gut geklappt mit euch, und ich fand ja auch direkt, dass ihr überhaupt nicht gut zusammengepasst habt und hab dir auch immer von der Hochzeit abgeraten und ein paar Wochen lang nicht mit dir gesprochen als du sie trotzdem geheiratet hast, und dann hab ich dich die letzten fünf Jahre lang die halbe Zeit damit aufgezogen und dir ständig gesagt, dass ich es von Anfang an gewusst habe, und...“

„...und?“

„Ja, und jetzt habe ich halt gemerkt, dass Alena eine total Nette ist, und dass sie sich voll geändert hat in den letzten Jahren. Vielleicht, also...“ Sie nestelte grinsend an einer ihrer Haarsträhnen herum. „Vielleicht solltet ihr euch einfach nochmal auf 'ne Mo-... auf'n Kakao zusammen setzen und ein bisschen miteinander plaudern.“

„Wie? Jetzt... jetzt gleich?“ Jon schaute beklommen in Alenas erwartungsfrohes Gesicht.

„Ja, wieso nicht?“, erwiderte Sheryl. „Wann habt ihr denn mal mehr Muße dazu als jetzt?“

„Also, ich hätte nichts dagegen“, sagte Alena und lächelte ihn an. „Wir können ja einfach nochmal in Ruhe über alles reden. Nur so.“

„Genau!“ Sheryl klatschte in die Hände und stand vom Sessel auf.

„Einfach nur so ein bisschen reden, genau so hatte ich mir das vorgestellt! Ich lasse euch auch sofort alleine, ihr beiden.“

„Mo- Moment mal!“, stammelte Jon. „Das... das klingt nach einer ganz tollen Idee, und wir sollten das unbedingt mal machen, aber...“

„Aber?“, hauchte Alena, und er glaubte, schon ein wässriges Funkeln in ihren großen braunen Augen zu erkennen.

„Aber ich habe mich leider schon mit Pascal verabredet.“

„Pascal?“, entfuhr es Sheryl verdattert. „Der... der Grinsetyp mit den blondierten Haaren, der uns hier die ganze Zeit belustigen wollte? Wieso das denn?“

„Naja, der ist eigentlich ganz nett, wenn er gerade nicht arbeitet. Ich bin gestern noch ein bisschen mit dem ins Gespräch gekommen, und da dachten wir, wir treffen uns nochmal auf ein Bier und gucken mal... was so draus wird...“

„Was... was soll denn da draus werden?“ Alena wischte sich mit zittrigen Fingern über die Augen, und Jon wunderte sich nicht zum ersten Mal, wie sie das machte, ohne sich dabei beide Augäpfel mit ihren mittlerweile schon wieder perfekt gemachten langen Fingernägeln aufzuschlitzen.

„Jon?“ Sheryl guckte ihn aus großen Augen an. „Willst du den etwa... kennenlernen? So richtig?“

„Vielleicht“, sagte er. „Siehst du, ich habe mich eben wirklich geändert. Ich habe dir ja gesagt, dass ich nicht mehr nur noch irgendwelchen Frauen hinterher laufe.“

„Sondern jetzt auch noch irgendwelchen Männern?“, vergewisserte sich Sheryl.

„Sozusagen.“

Alena war nun ebenfalls aufgesprungen, und die Tränen rannen ihr über das ganze Gesicht, als sie mit bebendem Zeigefinger auf Jon deutete.

„Das... das machst du nur, um mir eins auszuwischen!“, schrie sie ihn an. „Du verdammtes Arschloch!“

Sie stieß ihren Sessel so wütend zur Seite, dass er beinahe umgekippt wäre, und stürmte einmal quer durch den Empfangssaal und anschließend die Treppe hinauf.

„Sie ist schon wieder ganz die Alte, was?“, seufzte Jon.

Sheryl schüttelte traurig den Kopf. „Wieso bist du auch immer so fies zu ihr?“

„Was heißt denn fies? Ich hab doch nur die Wahrheit gesagt!“

„Dann hast du dich also wirklich mit Pascal verabredet?“

„Also, jetzt vielleicht noch nicht direkt, aber... ganz nett find ich den wirklich. Vielleicht frage ich ihn gleich mal.“

„Du bist und bleibst 'ne blöde Nuss, Jon“, sagte sie und schleuderte ihm ein Sitzkissen an die Brust. „Dann komm jetzt wenigstens mit mir zum Oberdeck und lass uns anschauen, wie Frances mit ihrem Schiff ablegt. Das wollen wir doch nicht verpassen, oder?“

Jon war sich selbst noch nicht ganz im Klaren darüber, ob er das verpassen wollte oder nicht, aber nachdem Sheryl den Vorschlag gemacht hatte, fiel ihm auch kein triftiger Grund ein, ihn abzulehnen. Er nahm das Buch vom Tisch und folgte seiner Kusine auf das Oberdeck, wo sich schon viele Passagiere und auch einige Mitglieder des Bordpersonals versammelt hatten, um die Abreise der Piraten mit eigenen Augen zu verfolgen. Auch das Aussichtsdeck schien gut besucht zu sein, soweit das von hier unten zu beurteilen war, und als Jon den Blick über die Gesichter schweifen ließ, da hatte er das Gefühl, dass die Schrecken der Nymphenburg aus den meisten von ihnen wieder weitgehend verschwunden waren. Er selbst rechnete allerdings fest damit, dass ihn seine Erinnerungen an die Begegnung mit dem Sumpfhai noch auf längere Zeit bis in einige Albträume hinein verfolgen würden. Auf dem Piratenschiff herrschte bereits emsige Betriebsamkeit, als sich Jon und Sheryl in die Menge der Schaulustigen begaben. Die Piraten hatten die Segel gehisst und fummelten jetzt an allerlei Seilen und anderen Gerätschaften herum, von denen Jon nicht das Geringste verstand. Erneut fiel ihm auf, wie glatt und hübsch ihre Gesichter waren, und wie jung sie alle noch wirkten. Da war kein einziger raubeiniger Seemann dabei, wie er auf einem Piratenschiff eigentlich zu erwarten gewesen wäre, und niemand wirkte ungewaschen oder auch nur ungekämmt. Als Jon wieder darüber ins Grübeln geriet, da kam auf dem Schiff der Füchsin plötzlich ein Mann in einem dunklen Mantel die

Treppe herauf, in seinen Händen ein kleines Fass, das er neben einem der Masten absetzte. An seinem Gürtel baumelten zwei Dolche mit weißen Klingen wie spitze Piranhazähne.

„Das ist doch einer von dieser Bruderschaft, oder?“, fiel Sheryl verblüfft auf. „Der, gegen den du an dem einen Abend bei diesem superlangen Wettkampf verloren hast. Will der etwa mit Frances' Piraten mitfahren?“

„Sieht ganz so aus“, sagte Jon, und ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken, als er das Gesicht auf die Entfernung musterte. Die einstige überhebliche Selbstsicherheit war aus der Miene des Netten nicht mal mit viel gutem Willen noch abzulesen. Da lag nur noch eine ruhige, konzentrierte Ernsthaftigkeit in seinen Zügen, wie sie Jon auch bei den anderen Piraten beobachtet hatte. Er sah aus wie ein Mann, dem es einzig darauf ankam, seine Arbeit so gut zu verrichten, wie es ihm möglich war. Als Jon nicht weit von ihm entfernt drei bekannte Stimmen im Gespräch hörte, wandte er den Blick kurz vom Schiff ab und bemerkte die übrigen Mitglieder, die ein paar Schritte weiter rechts an der Reling standen und mit fassungslosen Blicken zu ihrem ehemaligen Anführer hinüber starrten.

„Ich verstehe nicht, wie er uns einfach im Stich lassen kann“, hörte er Caphalor sagen. „Er hat immer gesagt, dass die Bruderschaft zusammenhalten muss.“

„Wo einer hingeht, da gehen alle hin“, zitierte Mark. „Aber das scheint jetzt vorbei zu sein.“

„Dann war es das wohl mit der Bruderschaft“, seufzte Caphalor.

„Vielleicht ist es besser so.“

„Ja“, sagte Mark. „Vielleicht musste es so kommen.“

„Das muss es nicht!“, ging Asthan entschieden dazwischen. „Wir lassen die Bruderschaft nicht sterben, Brüder! Der Nette mag uns im Stich gelassen haben, aber das bedeutet noch lange nicht, dass wir drei die Bruderschaft im Stich lassen werden! Ab sofort bin ich, zuvor zweites Mitglied der Bruderschaft, das nunmehr erste Mitglied der Bruderschaft. Ich verspreche hiermit, euch ebenso gut zu führen, wie es der Nette stets getan hat, gelobe darüber hinaus allerdings auch feierlich, euch und die

Bruderschaft niemals im Stich zu lassen, komme was da wolle! Einer für alle, und alle für mich! Lang lebe die Bruderschaft!“

„Hör mal, Steffen...“

„Asthan! Mein Name ist Asthan!“

„Dann eben Asthan“, seufzte Mark. „Jetzt lass mal bitte gut sein mit der Bruderschaft. Das war alles seine Idee, und wenn er uns jetzt einfach hier stehen lässt und mit der erstbesten Piratenbraut davon segelt, dann stand er wohl auch nie so richtig dahinter.“

„Seh ich ganz genauso“, pflichtete ihm Caphalor müde nickend bei.

„Und mit der Zeit wurde das doch alles auch ein bisschen anstrengend, oder?“

„Allerdings“, sagte Mark. „Du glaubst gar nicht, wie die mich am Hofgericht bei jedem Girkeln immer angeguckt haben. Da haben die sich nie dran gewöhnt, kein einziger von denen.“

„Geht mir bei der Hafengebörde auch nicht anders“, berichtete Caphalor.

„Und die halbe Zeit muss man irgendwem erklären, was das eigentlich soll. Ja was weiß denn ich, was das soll! Gar nichts soll das!“

„Ich will auch endlich mal wieder was anderes anziehen als immer diese dunklen Mäntel. Ich bin doch kein Friedhofsgärtner.“

„Ja, und mal wieder andere Leute treffen. Nichts gegen euch beide, echt nicht, aber ein paar nette Mädels lernt man so ja auch nicht kennen.“

„Nee. Spätestens beim ersten Girkeln sind die immer direkt wieder weg.“

„Also, damit ist es beschlossen: Schluss mit der Bruderschaft!“

„Schluss mit der Bruderschaft!“

Asthan war während des Gesprächs der beiden immer weiter in sich zusammengesunken und blickte die beiden jetzt aus traurigen Augen an.

„Wirklich? Für... immer?“

„Wenn du so scharf drauf bist, dann kannst du ja eine neue Bruderschaft gründen“, schlug Mark vor. „Dann aber mit anderen Leuten.“

„Nee. Nee, das geht ja auch nicht.“ Asthan seufzte tief und legte das Kinn auf die Reling. „Dann war es das also wirklich mit der

Bruderschaft. Können wir wenigstens ein letztes Mal zusammen girgeln? Einmal noch?“

„Nein. Kein Girgeln mehr.“

„Es wird nicht mehr gegirgelt.“

„Nie mehr Girgeln.“

„Ausgegirgelt hat es sich.“

„Na gut, dann... dann nicht.“

Jon wandte den Blick ab, als ihm die Szene zu traurig wurde. Jetzt, da die Reise beinahe vorüber war, wurden ihm die Jungs von der ehemaligen Bruderschaft plötzlich fast ein bisschen sympathisch – zumindest die drei, die noch übrig geblieben waren.

„Ich glaube, sie fahren jetzt los“, sagte Sheryl und zupfte ihn am Ärmel.

Tatsächlich waren die Arbeiten auf dem Piratenschiff offenbar zu einem Ende gekommen. Nur zwei der Seeräuber waren noch an Deck und lösten die Seile, mit denen ihr Schiff an der *Omnipotencia* fest gemacht war, dann gingen auch sie die Treppe hinunter und hinterließen den

Anblick eines scheinbar menschenleeren Schiffs, das sich mit aufgeblähten Segeln allmählich vom Kreuzfahrtschiff entfernte. Jon

wusste nicht, ob er darauf hoffte, dass Frances noch einmal die Treppe hoch kam, oder ob er sich eher ein bisschen davor fürchtete, aber die

Antwort auf diese Frage hätte so oder so nichts daran geändert, dass sich die Kapitänin nicht mehr blicken ließ. Wie verlassen trieb das Schiff

davon, und für einen Moment fragte sich Jon, ob er sich die gesamte Besatzung und ihre Anführerin nicht immer bloß eingebildet hatte.

„Endlich haben wir die Piraten wieder vom Hals, was, Junge?“ Eine Hand hatte sich von hinten auf seine Schulter gelegt, und Nebis trat neben ihn an die Reling. „Da fühlt man sich gleich ein bisschen wohler in seiner Haut.“

„Gut, dass ich dich treffe“, begrüßte er den Richter. „Ich wollte sowieso gleich zu dir gehen. Wir sollten uns jetzt endlich mal über meine Aufnahmeschrift unterhalten. Inzwischen habe ich schon eine sehr genaue Vorstellung davon entwickelt, worum es darin gehen soll. Um es kurz zusammenzufassen: Nehmen wir einmal an, der ehemalige

Wassermagier V. entscheidet sich auf Drängen des Lageranführers S. und zugunsten seiner Frau L. sowie der ungeborenen Tochter T., äh, J. –
„Ach, Jon, doch nicht jetzt.“ Nebis schüttelte mit gerunzelter Stirn den runden Kopf. „Wir haben nur noch einen einzigen Tag hier auf dem Schiff, den lassen wir uns doch nicht durch so eine lästige Aufnahmeschrift vermiesen, oder? Darüber reden wir ganz gemütlich bei einem Gläschen Wein, wenn wir wieder zurück am Hofgericht sind.“
„Nein“, sagte Jon mit fester Stimme, als er den Blick des Richters erwiderte. „Darüber reden wir jetzt sofort.“

Als die rote Abendsonne allmählich hinter dem Horizont verschwand, da wurde in der Ferne der vertraute Hafen von Vengard sichtbar. Draußen herrschten milde Temperaturen, und so verbrachten Jon und Sheryl noch eine Weile auf dem Aussichtsdeck und beobachteten gemeinsam mit einigen anderen Reisenden die Einfahrt in den Hafen, während sich Jon sein Gespräch mit Nebis noch einmal durch den Kopf gehen ließ. Alles in allem war es gut gelaufen, glaubte er. Der Richter hatte sich zwar anfangs skeptisch gegeben, aber Jon hatte gleich gewusst, dass er ihn mit einem entschlossenen Auftreten und Voskos' Bericht aus dem Aufnahmegerät würde überzeugen können. Es blieben zwar noch einige Details zu klären, aber das würde er morgen schon geregelt bekommen, wenn er wieder im Büro war. Gleich, nachdem er für Lavina die Pflanzen gegossen hatte.

Nachdem sie eine Zeit lang das sich nähernde Panorama der vom Abendrot beleuchteten Hauptstadt bestaunt hatten, kehrten sie ein letztes Mal zurück in ihre Kabine und machten sich mit den längst gepackten Koffern auf in Richtung Empfangsraum. Ganz ohne Anstrengungen war das Kofferpacken nicht vonstatten gegangen: Jon war froh gewesen, als er sowohl das Aufnahmegerät als auch das Gemälde, das er von Nebis bekommen hatte, endlich irgendwie in seinen ohnehin schon gut gefüllten Koffer hinein gequetscht bekommen hatte – und dann hatte er seiner Kusine auch noch widerwillig dabei helfen müssen, so viele Flaschen Moleratbrause wie möglich in ihren eigenen drei Koffern

unterzubringen. Jetzt spürte er jede einzelne dieser Flaschen in den Knochen, als er einen von Sheryls Koffern zusätzlich zu seinem eigenen durch die Gänge der *Omnipotencia* trug – seine Beine waren mit einer solchen Schlepperei eigentlich ganz und gar nicht einverstanden, nachdem sie am vergangenen Tag schon einen ganzen Himmelsturm hatten besteigen und wieder hinab steigen müssen. Auch Sheryl mühte sich mit ihren beiden Koffern sichtlich ab, ließ sich die gute Laune davon aber nicht verderben. Sie hatte am Nachmittag noch ein altes Backbuch in der Bibliothek gefunden und ging im Kopf wohl alle Rezepte noch einmal durch, die sie am nächsten Tag oder – so wie Jon sie kannte – wahrscheinlich sogar noch in der Nacht ausprobieren wollte, sobald sie zurück in ihrer geliebten Konditorei war.

An der Bibliothek kamen sie auch jetzt wieder vorbei, nachdem sie die Treppe zum ersten Deck hinunter gegangen waren und in den Empfangsraum eintraten, in dem ein dichtes Gewusel aus allerlei voll bepackten Reisegästen herrschte. Sie stellten die Koffer kurz neben der Bibliothekstür ab und warfen einen Blick hinein.

„Auf Wiedersehen, Zacharias!“, rief Jon dem Bibliothekar zu, der über einem wie üblich mit allerlei aufgeschlagenen Büchern und zerknitterten Papieren gefüllten Schreibtisch saß und etwas perplex von seiner Lektüre aufblickte.

„Achso, ja, ihr seid schon weg?“

„Ja, das Schiff legt gerade an“, berichtete Jon. „Wir wollten uns nur nochmal von dir verabschieden.“

„Und danke für deine Hilfe!“, ergänzte Sheryl. „Keine Ahnung, was wir ohne dich gemacht hätten.“

„Ihr hättet zumindest weniger über Geistwesen erfahren, schätze ich mal.“ Zacharias stand auf, ging schmunzelnd zu ihnen herüber und umarmte sie beide kurz. „Wenn ihr nochmal Lust auf eine Kreuzfahrt habt, dann nehmt auf jeden Fall dieses Schiff, ja?“

„Machen wir“, versprach Jon. „Aber kann vielleicht noch ein bisschen dauern, bis wir da mal wieder Lust drauf haben.“

„Du hoffst wohl, dass du dann schon wieder ein paar Geistwesen kennenlernst, was?“, vermutete Sheryl grinsend.

„Nunja, ich habe da ja diese kleine Theorie entwickelt, der zufolge es Menschen mit einer derart ausgeprägten Affinität zur Sphäre der Geister geben könnte, dass sie Geistwesen gewissermaßen anziehen. Wie ein Magnet, könnte man sagen, oder wie ein –“

„Ich glaube, von der Theorie möchten wir lieber nichts hören, oder Sheryl?“

„Nee, lass mal lieber, Zacharias! Das waren echt genug Geistwesen fürs Erste!“

„Na gut“, sagte der Bibliothekar mit einem Lächeln. „Aber wenn ihr einmal wieder auf etwas Ungewöhnliches stoßt, dann bin ich der Erste, der davon erfährt, abgemacht? Ihr wisst ja, wo wir immer vor Anker liegen, wenn wir im Hafen sind.“

„Abgemacht“, versicherte ihm Sheryl strahlend. „Aber dafür musst du auch versprechen, dass du sofort bei mir in der Konditorei vorbeischaust, wenn du in Vengard mal einen freien Tag rumkriegen musst, ja?“

„Versprochen“, sagte Zacharias, als die leichte Vibration im Boden plötzlich verebbte.

„Ich glaube, wir sind gerade angekommen“, erkannte Jon. „Wir sehen uns, Zacharias!“

„Auf Wiedersehen, ihr beiden, und kommt heil zuhause an!“

Als sie zurück in den Empfangsraum gingen und sich ihre Koffer nahmen, da öffnete Clemens gerade die Doppeltür nach draußen, und zwei seiner Männer fuhren die breite Planke aus. Viele Passagiere strömten sogleich hinaus, und es wurde allmählich leerer im Raum. Nicht zum ersten Mal an diesem Tag ließ Jon suchend den Blick über die Gesichter schweifen, und wieder blieb seine Suche ergebnislos.

„Hältst du nach jemand Bestimmtem Ausschau?“, erkundigte sich Clemens, als er an ihnen vorüber ging.

Jon nickte. „Ich versuche den ganzen Tag schon, Manfred zu finden, den Buchhändler und Autor. Ohne seine Ratschläge wäre ich wahrscheinlich

niemals den Nymphen entkommen. Ich muss mich unbedingt noch bei ihm bedanken.“

„Manfred?“, erwiderte Clemens und runzelte die Stirn.

„Ja, er ist einer der Passagiere hier“, erklärte Jon. „Kannst du vielleicht für mich kurz nachschauen, wo genau in Vengard er wohnt? Dann kann ich die Tage mal bei ihm vorbei gehen und Danke sagen.“

„Ich schaue mal“, sagte der Schiffsverwalter und zog eine dünne Schriftrolle aus einer Seitentasche seiner Uniform, die er mit beiden Händen zu einem länglichen Zettel ausrollte. „Manfred... Manfred... nein, wie ich es mir schon gedacht habe. Es gibt keinen Passagier mit diesem Namen.“

„Ganz sicher?“, vergewisserte sich Jon verdutzt. „Vielleicht steht er als Manni auf der Liste?“

„Nein. Auch kein Manni. Sicher, dass du da nicht etwas verwechselt hast?“

„Ganz sicher nicht, es haben ihn ja auch andere hier an Bord gesehen“, erinnerte sich Jon. „Der Frühstücksdirektor zum Beispiel. Oder so ein anderer Passagier, der hat sich schon am ersten Abend mit Manfred unterhalten. Der war sogar ganz begeistert, als er ihn getroffen hat, der wirkte richtig... richtig dankbar.“

Jon stutzte. Ob Manfred auch anderen Leuten geholfen hatte? Wenn er den Mann im schwarz-violett karierten Sakko irgendwann noch einmal wiedersehen sollte, dann würde er selbst ihn wohl ganz genauso überschwänglich begrüßen.

„Dann solltest du dich am besten mit diesen beiden unterhalten“, schlug Clemens vor. „Aber ein blinder Passagier auf dem Schiff, das wäre mit Sicherheit aufgefallen.“

Davon war Jon zwar alles andere als überzeugt, aber er wollte den Verwalter zum Abschied nicht noch unnötig reizen und verkniff sich einen Kommentar.

„Seltsam“, sagte er daher nur. „Aber danke auf jeden Fall fürs Nachschauen.“

„Keine Ursache“, erwiderte Clemens. „Ich muss dir auch danken, für deine gute Arbeit in der Burg. Ohne dich und deine Frau würden wir wohl immer noch alle dort festsitzen.“

„Frances hatte daran auch ihren Anteil“, erinnerte ihn Jon, auch wenn er schon ahnte, dass Clemens von der Piratin nichts hören wollte. Eine längliche Schnittwunde an der Wange zeugte noch immer von seinem kurzen Kampf mit Frances' Männern.

„Jon, ich hätte da noch eine Anfrage“, wechselte Clemens das Thema und senkte dabei die Stimme. „Als Beamter am königlichen Gerichtshof, könntest du mir da wohl in den nächsten Wochen ein wenig... juristischen Beistand leisten? Da wird einiges auf mich zukommen. Du weißt schon, wegen Jocelyn und Frank. Die wollen mich immer noch wegen Freiheitsberaubung dran kriegen.“

„Ich, ähm, ich kann da nichts versprechen“, wand sich Jon. „Schließlich werde ich ja schon mit der Voskos-Angelegenheit alle Hände voll zu tun haben. Ich weiß wirklich nicht, ob da die Zeit bleibt...“

„Verstanden“, sagte Clemens knapp und nahm Haltung an. „Ich wünsche noch eine gute Heimreise.“

„Ja. Ja, äh... gleichfalls...“

Er hatte sich noch nicht ganz umgedreht, als plötzlich die laute Stimme seiner Kusine durch den sich leerenden Empfangsraum schallte. Jon fuhr erschrocken zusammen, als er begriff, welche Worte sie da gerade aus vollem Halse heraus schrie – und bekam direkt den nächsten Schreck, als er sah, dass es Nebis und Samantha waren, in deren Gesellschaft sie sich befand.

Vorsichtig näherte er sich dem Grüppchen, das sich gleich neben dem Ausgang nach draußen aufgestellt hatte. Nebis hielt sich den Bauch und lachte so dröhnend, dass ihm dabei ein kleines Tränchen über die Wange kullerte.

„Köstlich!“, rief er, als Jon herangetreten war. „Zu köstlich!“

„Ich habe ihm gerade das Gedicht über den Bauern Sekob aufgesagt“, brachte ihn Sheryl strahlend auf den neuesten Stand. „Leider warst du ja

nicht da, sonst hätten wir die letzte Zeile zusammen brüllen können, so wie früher immer.“

„Eine ganz wunderbare Ehefrau hast du da, Jon!“ Nebis klopfte ihm energisch auf die Schulter. „So viel frecher Mutterwitz, das lobe ich mir! Davon könntest du dir ruhig auch manchmal eine Scheibe abschneiden, Liebes.“

Samantha stand schweigend da wie eine steinerne Statue, die am liebsten in tausend Stücke zerborsten wäre.

„So, jetzt aber endlich runter vom Schiff“, sagte Sheryl, packte ihre Koffer und ging als erste ihres Grüppchens durch die Tür nach draußen, bevor Jon und die anderen ihr nachfolgten. Sie waren unter den letzten Passagieren, die über die Planke zum Kai gingen, wo ein dichtes Menschengewusel herrschte. Jon sah dutzende Stadtwächter in voller Montur, die Passagiere und Besatzungsmitglieder befragten und sich Notizen machten.

„Hätten wir uns eigentlich denken können, dass wir hier noch nicht so schnell wegkommen“, seufzte Jon, während er sich gemeinsam mit Sheryl in das Gedränge begab. Aus den Gesprächen konnte er heraushören, dass die Wachen wohl bereits einen Verdacht gehabt hatten, dass auf der *Omnipotencia* etwas vorgefallen sein könnte und daher schon vor ihrer voraussichtlichen Ankunft am Hafen auf sie gewartet hatten. Er konnte sich zwar auf Anhieb nicht erklären, wo dieser Verdacht herkommen sollte, aber es war natürlich gut und richtig, dass die Wachen so schnell vor Ort waren, um Voskos, Julia und Richard in Gewahrsam zu nehmen und sich über die Ereignisse an Bord der Kreuzfahrtschiffs berichten zu lassen. Trotzdem war ihm nun wirklich nicht danach zumute, die ganzen Erlebnisse noch einmal durchzukauen.

„Sheryl? Ist hier irgendwo eine Sheryl?“

Jon zupfte seiner Kusine am Ärmel, als er ihren Namen hörte. „Ich glaube, da sucht einer nach dir.“

Sheryl winkte dem Stadtwächter zu, der nach ihr Ausschau hielt, und sie gingen gemeinsam an eine Stelle etwas außerhalb des Gedränges.

„Du bist die Eigentümerin der Konditorei am Friedensplatz, richtig?“, sprach sie der Wachmann an.

„Ja, die bin ich“, erwiderte Sheryl besorgt. „Ist etwa irgendwas passiert?“ „Leider ja.“ Der Wächter nickte mit ernster Miene. „Ich muss dich bitten, mich auf der Stelle dorthin zu begleiten.“

Kaum waren sie in die kleine Seitenstraße eingebogen, da sahen sie schon die hölzernen Absperrungen, die rund um die Konditorei aufgestellt waren. Dazwischen hatte man rote Bänder gespannt, und ein großes Hinweisschild wies darauf hin, dass der Laden auf Anweisung der Stadtwache nicht betreten werden durfte. Jon konnte das Entsetzen auf Sheryls Gesicht gut verstehen: Jeder, der vorbei ging, musste glauben, dass in der Konditorei mindestens jemand umgebracht worden war. Das konnte ganz bestimmt nicht gut fürs Geschäft sein.

„Ich kann das noch immer gar nicht glauben“, klagte Sheryl zum wiederholten Mal, während sie beide vollgepackt mit ihren vier schweren Koffern dem Stadtwächter zur Absperrung folgten. „Dass Harry mich so hintergangen hat...“

„Besonders vertrauenswürdig kam mir der ja gleich nicht vor“, merkte Jon an. „Allein schon diese Nase... und überhaupt...“

„Das ist doch totaler Quatsch, Jon!“, fuhr Sheryl ihn an. „Man kann einem Menschen nicht an der Nase ansehen, ob er ein Verbrecher ist! Ich wollte ihm eben eine Chance geben, sich zu beweisen. Konnte doch nicht ahnen, dass er... dass er irgendwelches Sumpfkraut und Waffen in meine Torten schmuggelt...“

Jon bereute es schon, überhaupt etwas gesagt zu haben, und strich seiner Kusine beruhigend über den Rücken. „Das konntest du auch wirklich nicht ahnen. Mach dir deswegen mal keinen Kopf. Du kannst ja am wenigsten dafür.“

„Ist doch auch egal, wie viel ich dafür kann. Die Stadtwache macht mir so oder so den Laden dicht.“ Er hatte den Eindruck, dass ihr die Bedeutung dieser Worte erst so richtig bewusst wurde, nachdem sie sie ausgesprochen hatte. „Die ganze Arbeit... ich hab voll viel Mühe und

Geld da reingesteckt, Jon... und nur weil ich mich einmal für den falschen Lehrling entschieden habe, ist das jetzt alles weg? Was... was mach ich denn jetzt?“

„Immer mit der Ruhe, Sheryl“, sagte er und wusste selbst nicht, was er ihr Aufmunterndes sagen konnte. „Warten wir doch erst mal ab, was uns die Wachen noch erzählen.“

Der Wächter, dem sie folgten, hob nun eines der roten Absperrbänder an, schlüpfte darunter hinweg und hielt es hoch, bis sie es ihm gleich getan hatten. Als sie durch die Eingangstür ins Innere gingen, bimmelte über ihren Köpfen fröhlich das Türglöckchen.

Im Verkaufsraum der Konditorei sah es so unaufgeräumt und chaotisch aus, dass selbst Sheryl, die nun wirklich keine Meisterin der Ordnung war, ein kleiner erschrockener Japsen entfuhr. Schränke und Regale lagen auf dem Boden, teils in ihre Einzelteile zerlegt, und alles, was einmal darin gelagert worden war, lag jetzt in kleinen Häufchen auf dutzenden großen Tüchern, die auf dem Boden ausgebreitet waren. Einige Stadtwächter hockten davor und nahmen nacheinander Gegenstände von den Tüchern, um sie ausgiebig in der Hand zu drehen und mit konzentriertem Blick zu untersuchen, zwei andere standen im Backbereich vor großen Schüsseln und wühlten mit behandschuhten Händen in den zermatschten Resten sahniger Cremetorten herum. Man wollte ganz offensichtlich nicht das geringste Risiko eingehen, weitere Schmuggelware und damit womöglich wertvolle Hinweise auf die Hintermänner zu übersehen. Als er die Neuankömmlinge bemerkte, schaute einer der Schüsselmänner zu ihnen auf, wischte sich die Handschuhe kurz am Schüsselrand ab und kam ihnen dann entgegen. „Du bist dann wohl Sheryl, habe ich recht?“, begrüßte er sie und hielt ihr kurz die Hand hin, bevor er sich eines Besseren besann und sie gleich wieder senkte. „Wahrscheinlich hast du schon gehört, was geschehen ist.“

Sheryl nickte beklommen, als sie die vier Koffer neben der Tür abstellten. „Ich... weiß gar nicht, was ich sagen soll. Ich hätte nie gedacht, dass mein Lehrling... Das ist mir alles total unangenehm.“

„Leider werden wir um eine ausgiebige Befragung trotzdem nicht herum kommen“, kündigte der Stadtwächter mit zerknirschter Miene an. „Es gibt zwar keinen konkreten Verdachtsmoment gegen dich, aber du wirst verstehen, dass wir bislang noch nicht ausschließen können, dass auch du in einer Verbindung mit dem Schmugglerring stehst. Schließlich ist es dein Laden, der als eine Art geheimer Umschlagplatz für Schmuggelware genutzt wurde.“

„Natürlich“, sagte Sheryl mit belegter Stimme. „Ich sage alles, was ich weiß, das ist doch klar. Also, Harry, der... der ist vor ein paar Wochen zu mir in den Laden gekommen, und zwar – und zwar hatte ich nach einem Lehrling gesucht, weil –“

„Halt“, unterbrach sie der Wächter. „Du wirst das nicht mit mir besprechen, sondern mit dem Hauptmann.“

Im gleichen Moment ging die Tür zum Nebenraum auf und ein ihnen wohlbekannter älter Herr in der funkelnden Prachtuniform eines Hauptmanns der Vengarder Stadtwache betrat den Raum.

„Onkel Peck!“, rief Sheryl, rannte auf ihn zu und warf sich ihm erleichtert um den Hals. Peck war diese stürmische Begrüßung vor seinen eigenen Männern offenbar ein wenig unangenehm, und er klopfte ihr ein paar Mal steif auf den Rücken, bevor er sich mit sanftem Nachdruck aus ihrer Umarmung löste.

„Hallo Papa“, sagte Jon und nickte ihm zu.

„Was habt ihr beiden da eigentlich angestellt, könnt ihr mir das mal verraten?“, brummte sein Vater, räumte ein paar Plätzchenteller von einem der Arbeitstische und setzte sich auf die Kante, während sich Sheryl auf ihrem Drehstuhl niederließ. Jon ging zu den beiden hinüber und lehnte sich ebenfalls an den Arbeitstisch an.

„Dein Lehrling erzählt mir was von einem mächtigen Magier und einer Schiffsentführung, in deinem Keller finden wir ein magisches Netz, und von dem Schmugglerring habe ich ja noch gar nicht angefangen“, zählte der Hauptmann auf. „Dabei wusste ich nicht mal, dass ihr überhaupt auf Kreuzfahrt seid. Das habt ihr ja offenbar nicht für nötig gehalten, mir mitzuteilen.“

„Du hast doch immer so viel um die Ohren“, versuchte sich Jon zu rechtfertigen. „Und außerdem war es ja nur eine Woche. Wir konnten doch auch nicht wissen, dass dabei alles drunter und drüber gehen würde.“

„Jon hat übrigens die Aufnahmeprüfung am Hofgericht geschafft“, erzählte Sheryl begeistert. „Mit voll vielen Punkten! Stimmt doch, oder?“

„Es hat auf jeden Fall gereicht“, sagte Jon. „Ich muss nur noch eine Aufnahmeschrift schreiben, aber das ist schon alles auf dem Weg.“

„Nicht schlecht“, erwiderte sein Vater und klopfte ihm auf die Schulter.

„Aber das wurde auch langsam Zeit. Als ich in deinem Alter war, da habe ich auf Khorinis schon ganze Banditennester ausgehoben.“

Jon hatte da andere Geschichten gehört, aber der Harmonie zuliebe verzichtete er lieber auf einen Kommentar.

„Sag mal, was denn eigentlich für ein Keller?“, hakte Sheryl nach. „Ich hab hier doch überhaupt keinen.“

„Dein Lehrling Harrison hat ihn offenbar entdeckt“, berichtete Peck. „Er hat den Bretterboden in deinem Lagerraum auseinander genommen und eine geheime Falltür gefunden. Von dort führt eine Leiter nach unten in eine großes, unterirdisches Gewölbe. Wir konnten mittlerweile in Erfahrung bringen, dass es sich bei diesem Kellergewölbe um eine verschollene Bibliothek der Wassermagier handelt. Die meisten Bücher lassen sich aber nicht lesen, weil sie völlig von dem magischen Netz eingesponnen sind, was immer es damit auf sich hat. Wir sind noch dabei, das zu untersuchen.“

„Keine Sorge, das können wir dir gleich in aller Ruhe erklären“, versprach Jon. „Also hat Harry das Netz auch entdeckt. Und er hat dir was von einem mächtigen Magier erzählt?“

Sein Vater nickte. „Wir wollten ihn über den Schmugglerring ausfragen, aber er hat die halbe Zeit nur aufgeregt davon erzählt, dass euer Kreuzfahrtschiff entführt worden sei und sämtliche Passagiere auf das Geheiß eines gefährlichen Magiers aus Eis auf eine Insel voller nackter Frauen verschleppt werden sollten. Hätten wir das Netz im Keller nicht selbst gefunden, von dem er ständig erzählt hat, dann hätte ich ihm

wahrscheinlich gar nicht zugehört, aber so habe ich sicherheitshalber ein paar Leute zum Hafen schicken lassen, um nach der Rückkehr der *Omnipotencia* die Passagiere und Bordmitglieder zu befragen. Meine Vermutung ist, dass es sich dabei um eine Art Code handelt, der möglicherweise etwas mit den Schmugglern zu tun hat, denen wir auf der Spur sind. Wörtlich nehmen kann man diesen Unsinn ja wohl kaum.“

„Naja, also...“, druckste Jon herum.

„Wir erzählen dir nachher mal alles in Ruhe, ja?“, versprach Sheryl. „Wir müssen doch jetzt bestimmt erst mal darüber reden, was Harry hier im Laden angestellt hat, oder?“

„Du musst wirklich vorsichtiger sein, was deine Lehrlinge angeht“, schalt sie ihr Onkel mit gekräuselter Stirn. „Dieser Harrison, den du dir da in den Laden geholt hast, das ist ein Ganove durch und durch. Der hat deine Gutmütigkeit skrupellos ausgenutzt und dich nach Strich und Faden für seine Zwecke eingespannt, ich muss es leider in der Deutlichkeit sagen.“

„Du hast ja recht“, seufzte Sheryl und sackte auf dem Drehstuhl ein bisschen in sich zusammen. „Vielleicht hab ich echt nicht so die beste Menschenkenntnis. Ich hab einfach nicht damit gerechnet, dass er sowas machen würde. Wenn ich irgendwas davon geahnt hätte, dann hätte ich den doch nie hier reingelassen.“

„Ich weiß“, sagte Peck. „Deswegen habe ich mich beim Palast auch dafür eingesetzt, dass deine Konditorei geöffnet bleiben kann. Dein guter Ruf wird unter der Sache natürlich gelitten haben, aber zumindest wirst du die Chance bekommen, ihn dir wieder neu zu erarbeiten.“

„Wirklich?“ Sheryl sprang auf und fiel ihm ein weiteres Mal um den Hals. „Danke, Onkel Peck! Du bist echt der Beste!“

„Weiß ich doch“, brummte der Hauptmann. „Übrigens soll ich dir ausrichten, die Torte habe dem König ganz vorzüglich geschmeckt. Er möchte die gleiche im nächsten Monat noch einmal bekommen.“

Sheryl ließ seinen Hals wieder los und guckte ihn aus großen Augen an.

„K... König?“

„Ich habe mich auch schon gewundert. Dann wird der Beamte wohl wirklich kurz mit den Konditoreien durcheinander gekommen sein, das hatte ich ja gleich im Gefühl.“

„Ja, glaub ich auch“, sagte Sheryl noch immer ganz verdattert. „Ist ja ulkig.“

„Hauptmann!“ Ein aufgeregter Stadtwächter kam aus dem Nebenraum und winkte Jons Vater zu sich. „Garry wollte gerade runter in den Keller, und da ist ihm 'ne Leitersprosse durchgebrochen und er ist runtergefliegen. Der liegt jetzt da unten und jammert. Ich glaub, der hat sich den Knöchel verstaucht oder so!“

Seufzend erhob sich Peck wieder, strich seine rot-silbrig glänzende Uniform gerade und warf Jon und Sheryl einen frustrierten Blick zu.

„Ich glaube, das muss ich mir wohl ansehen. Wenn man nicht alles selber macht...“

„Kein Problem, Onkel Peck“, sagte Sheryl. „Jon und ich ruhen uns erst mal ein bisschen aus, dann können wir später plaudern.“

Als Peck im Nebenraum verschwunden war, ließ sich Sheryl wieder auf den Drehstuhl fallen und wirbelte dabei ein paar Mal mit ausgestreckten Armen herum.

„Endlich wieder Kuchen backen!“, rief sie erleichtert. „Und ich dachte echt schon, ich müsste das hier alles zu machen.“

Jon konnte ihre Erleichterung gut nachempfinden. Eine Sheryl, die keinen Kuchen mehr backen durfte... das war ein zu deprimierender Gedanke, um ihn zu Ende zu denken. Stattdessen kam ihm ein ganz anderer Gedanke wieder in den Sinn, der ihn vorhin schon ereilt hatte, als er den Berichten seines Vaters gelauscht hatte.

„Dein Lehrling Harry, der wusste ja offenbar über alles Bescheid, oder? Er muss irgendwie das Netz gefunden und darüber auf Voskos und den Plan gestoßen sein, den er mit Julia ausgeheckt hat.“

„Und er hat anscheinend auch noch versucht, die Stadtwächter zu warnen“, sagte Sheryl und stoppte den Drehstuhl. „Meinst du, er ist vielleicht doch kein so übler Kerl?“

„Vielleicht ist er wenigstens nicht *nur* ein übler Kerl“, relativierte Jon. „Scheine Schimtschterne schint auf jeden Fall schuper!“, urteilte Sheryl, nachdem sie sich eine herumliegende Backware vom Tisch geschnappt und einen großen Happen abgebissen hatte. „Hätte isch ihm gar nischt schuetraut.“

„Sag mal...“, begann Jon, während sie die Zimsternecke genüsslich zerkaute und heruntergeschluckte. „Hat Harry nicht so ein bisschen gesprochen wie die Leute im Hafenviertel?“

„Ein bisschen schon, ja“, sagte sie und leckte sich über die Lippen.

„Wieso?“

„Weil... seine Stimme...“

Jon zögerte. Konnte das wirklich sein? So genau hatte er die beiden Stimmen schon gar nicht mehr im Kopf, und vielleicht hatte er sich die Ähnlichkeit auch bloß eingebildet. Eigentlich sprachen doch sehr viele Leute in Vengard so einen Dialekt.

„Nee, ach nichts. War nur so ein Gedanke.“

Er würde Harry mit Sicherheit noch im Gefängnis besuchen, um ihn für seine Aufnahmeschrift zu befragen – irgendetwas hatte er ja offensichtlich mit der ganzen Sache zu tun. Dabei konnte er dann immer noch prüfen, ob an seiner wilden Vermutung etwas dran war, aber bis dahin wollte er Sheryl mal lieber nicht unnötig mit seinen Spekulationen verrückt machen.

„Ich muss dir aber noch was anderes sagen“, richtete er sich stattdessen an seine Kusine, nachdem sie in Rekordgeschwindigkeit auch noch den letzten Zacken des Zimsterns verputzt hatte. „Ich... also, ich bin echt froh, dass du auf der Reise mit dabei warst. Keine Ahnung, was ich ohne dich gemacht hätte. Wahrscheinlich wäre ich total aufgeschmissen gewesen.“

„Echt lieb von dir, Jon“, sagte sie lächelnd und strich mit ihren Krümfingern über seinen Handrücken. „Ich find auch, dass wir beide immer noch ein richtig gutes Gespann sind, oder?“

„Ja“, sagte Jon. „Tut mir leid, dass ich mich in letzter Zeit so selten gemeldet habe. Aber ich hab schon gemerkt, dass Paragraphen nicht alles sind. Ab sofort machen wir wieder mehr zusammen, was meinst du?“

„So wie früher?“

„Genau. So wie früher.“

„Auf jeden Fall“, sagte sie strahlend. „Ich hab das schon richtig vermisst! Muss ja nicht jedes Mal sowas sein wie diese Kreuzfahrt.“

„Nee. Muss es auf keinen Fall.“

„Aber vielleicht mal wieder nach Silden an den See?“, überlegte sie. „Das wär voll gut. Ich glaube, da gibt es jetzt auch Taucher, die einen für ein paar Goldmünzen runter zur Burgruine mitnehmen. Ja gut, klar, wir waren grad erst in einer Burg, und die war jetzt nicht so gut, aber das ist ja ganz was anderes. Sollen wir das im Sommer mal in Angriff nehmen?“

„Das machen wir“, versprach Jon. „Ich wüsste da aber auch noch was anderes, was wir nächste Woche schon machen könnten.“

„Ja?“

„Ja, also...“

Jon räusperte sich.

„Nebis hat mir erzählt, dass es am Ende des Jahres immer einen großen Abendball am Hofgericht gibt...“, begann er vorsichtig. „Und... ja, da kann man wohl anscheinend auch Leute aus der Familie mit hinnehmen, also... vor allem jetzt wohl die Ehefrau... und... und ich glaube, gewissermaßen wird das auch sogar ein bisschen erwartet... und, tja, und da dachte ich...“

„Das ist nicht dein Ernst, Jon.“ Sie stand vom Drehstuhl auf und stemmte beide Hände in die Hüften. „Das ist nicht dein Ernst!“

„Sheryl, das... sollte doch nur ein Vorschlag sein...“

„Und ich fall auch noch wieder rein auf dein blödes Gelaber!“

„Was – was denn für ein blödes Gelaber –“

„Wäre ja auch das erste Mal gewesen, dass du irgendwas Nettes auch mal richtig ehrlich meinst, ohne irgendwelche Hintergedanken!“

„Aber, aber das war doch alles ehrlich gemeint! Sheryl, hör doch mal – Sheryl, natürlich war das ehrlich gemeint!“

„Ach ja?“, stieß sie zornig aus. „Und wieso sollte ich dir das jetzt glauben?“

„Weil... weil du mich doch kennst, Sheryl“, versicherte er ihr. „Glaubst du etwa ernsthaft, du bist mir nicht wichtig? Nach allem was wir zusammen durchgemacht haben?“

„Also eins ist mal klar, Jon.“

Schnaufend funkelte sie ihn aus zusammengekniffenen Augen an, dann nahm sie eine der Rührschüsseln von der Arbeitsplatte und schmiss sie ihm mit Karacho in den Schoß.

„Mit einem einzigen Mürbeteig kommst du diesmal nicht davon!“

Epilog

Sechs Tage später

„... und dann habe ich mir überlegt: Wieso den Zucker nicht zuerst ein wenig karamellisieren, bevor ich ihn mit dem Zimtteig vermenge? Und ob du's glaubst oder nicht, das hat einen gewaltigen Unterschied ausgemacht – sowohl für den Geschmack als auch für die Konsistenz! Vorher waren sie mir immer eine Idee zu spröde, aber jetzt haben sie genau die richtige Klebrigkeit im Anbiss. Und wenn man genau hinschaut, dann sieht man sogar, wie sich nach jedem Bissen kleine Karamellfäden zwischen den Krümeln bilden. Das ist das Qualitätskriterium. Daran merkt man, dass man es richtig gemacht hat. Du musst das unbedingt mal ausprobieren, Harry!“

Harry hatte mit geschlossenen Augen Maries Erzählungen gelauscht und fast war es ihm dabei vorgekommen, als hätte er die Zimtsterne, von denen sie schwärmte, selbst gebacken und verspeist. Näher würde er an einen echten Zimtstern wohl auch bis auf Weiteres nicht mehr herankommen.

„Würde ich ja wirklich gerne“, antwortete er und öffnete die Augen wieder. „Aber das ist gerade ein bisschen schlecht bei mir mit dem Backen.“

„Ist etwa dein Ofen kaputt?“, erkundigte sich die schwebende Leuchtgestalt vor ihm. „Oder hast du dir die Hände gebrochen?“

„So ähnlich“, sagte er. „Ich kann leider gerade keine Rezepte mehr ausprobieren, tut mir leid.“

„Schade. Mir ist das schon aufgefallen, dass du gar nichts mehr kommentiert hast in den letzten Tagen.“

„Ja, leider“, seufzte er. „Ich kann ja kein Rezept kommentieren, das ich nicht selber nachgebacken habe. Sie klingen alle unglaublich lecker, aber ich muss es schon selber probieren, um mir da eine richtige Meinung bilden zu können.“

„Und... du willst mir wirklich nicht sagen, was los ist?“, versuchte es Marie noch einmal vorsichtig.

„Keine Sorge, es ist nichts Schlimmes wie bei Julia“, wollte er sie beruhigen. „Also... irgendwie ist es schon schlimm, aber nichts, worum du dir Sorgen machen musst. Ich komme nur gerade aus diesem Zimmer hier nicht raus.“

„Du wurdest aber hoffentlich nicht entführt, oder?“

Harry wusste genau, woran Marie gerade dachte. Er hatte den Anblick der von Julia eingesperrten Frau – wohl die Schwester eines der Angestellten auf dem Kreuzfahrtschiff, den sie hatte erpressen wollen – selbst noch gut in Erinnerung. Zum Glück hatte er über das Netz mit eigenen Augen sehen können, wie die Stadtwachen den Kellerraum nach Julias Aussage aufgebrochen und die arme Frau endlich befreit hatten. Marie schien noch immer nicht ganz verkraftet zu haben, mit welcher skrupellosen Person sie sich da angefreundet hatte, und vielleicht war das auch der Grund dafür, dass sie ihm gegenüber jetzt manchmal ein bisschen misstrauisch schien.

„Nein, nein, nichts dergleichen“, versicherte er ihr. „Ich erzähle dir vielleicht später mal davon, aber... ehrlich gesagt ist es mir ein bisschen unangenehm.“

„Na gut“, sagte sie. „Kein Problem. Wenn du mit mir drüber reden willst, dann hab ich immer ein offenes Ohr für dich.“

„Alles klar.“

„Was machst du eigentlich so die ganze Zeit im Netz, wenn du mit Rezepten nichts mehr anfangen kannst?“, wollte Marie wissen. „Guckst du dich jetzt woanders um?“

„Ich hab viel mit Raid gesprochen in den letzten Tagen“, erzählte Harry. „Er war früher wohl mal Wachmann in Bakaresh und ein ziemlich guter Kämpfer. Der hat mir ein paar Tricks beigebracht, wie ich mich fit halten kann, und er hat mir auch ein paar interessante Bücher dazu gezeigt. Man muss ja auch mal was für den Körper tun.“

„Ah“, machte Marie. „Weißt du, über sowas zerbreche ich mir gar nicht den Kopf. Bei einer Konditorin gucken die Leute eher ein bisschen komisch, wenn man zu schlank daher kommt, deswegen lasse ich mich einfach gehen. Vielleicht aber auch ein bisschen zu sehr in letzter Zeit...“

also, so schlank wie mein Lichtkörper hier im Netz bin ich leider nicht, da brauchst du dir keine falschen Vorstellungen zu machen.“

„So schlimm wird es schon nicht sein.“

„Na, solange du nicht bei mir in Silden aufkreuzt, wirst du es wohl nicht herausfinden.“

„Irgendwann mach ich das mal“, versprach Harry. „Dann komm ich bei dir in der Konditorei vorbei und probier deine Zimtgebäcke aus erster Hand. Bestimmt schmecken die dann noch viel besser als wenn ich sie nachbacke.“

„Da wär ich mir nicht so sicher“, sagte Marie. „Aber wir können dann ja ein Wettbacken veranstalten, danach wissen wir’s.“

„Ein Backduell?“

„Genau! Vielleicht sogar auf Geschwindigkeit – wer am schnellsten die leckersten Backwaren backt!“

„Und dann laden wir jede Menge andere Bäcker ein und veranstalten ein richtiges Backturnier!“

„Das wäre so großartig!“ Marie war ganz begeistert. „Aber du kannst doch gar nicht weg, oder? Hast du nicht gesagt, du steckst in einem Zimmer fest?“

„Erst mal schon“, seufzte Harry. „Wird wohl noch ein paar Jahre dauern, bis das was gibt. Aber irgendwann komm ich schon hier raus, und dann machen wir das zusammen.“

„Und das Rezept des Tages?“, erinnerte sie ihn. „Aus der Idee wird dann wohl auch so schnell nichts?“

„Wieso nicht?“, gab Harry zurück. „Das kannst du doch übernehmen. Du bist die viel erfahrenere Konditorin als ich, also kannst du das mindestens genauso gut machen wie ich.“

„Meinst du wirklich?“

„Na sicher. Du suchst dir einfach jeden Tag zwei Leute im Netz aus, und gemeinsam kürt ihr dann das Backrezept des Tages. Würde mir bestimmt auch Spaß machen, das zu verfolgen, egal ob ich die Rezepte jetzt nachbacken kann oder nicht.“

„Ich glaube, so mache ich das wirklich“, verkündete Marie. „Aber nur solange, bis du wieder aus deinem Zimmer raus kannst. Abgemacht?“
„Abgemacht.“

„Sag mal... dieses Zimmer...“ Marie zögerte kurz, dann fragte sie leise:
„Das ist aber keine Gefängniszelle, oder?“

Von außerhalb des Netzes waren plötzlich sich nähernde Schritte zu hören. Irgendjemand ging durch den Zellentrakt, und das war mitten in der Nacht alles andere als gewöhnlich.

„Ich muss jetzt leider raus“, sagte Harry hastig. „Wir sprechen später noch darüber!“

Er folgte dem Faden über den halben Kontinent zurück nach Vengard und durch das Gefängnisarchiv in seine Zelle. Dann löste er die Hand von dem Fadenknäuel, das sich um die Blätterfetzen unter dem Schrank gebildet hatte, zog den Arm wieder hervor und richtete sich auf. Keine zwei Sekunden später waren die Schritte bei ihm angekommen. Der Schatten eines großen, bulligen Mannes zeichnete sich vor dem schummrigen Fackellicht auf dem Gang ab.

Das Klirren eines Schlüsselbunds – das Klicken eines Schlüssels, der im Schloss gedreht wurde.

Die Gittertür wurde aufgestoßen und der Mann trat herein. Es war der gleiche, der Harry vor ein paar Tagen in Sheryls Konditorei zusammengeschlagen hatte.

„Ich habe eine Nachricht vom Baron für dich“, sagte der bullige Kerl mit der dunklen Narbe im Gesicht. In seinen Händen hielt er einen Strick, der an einem Ende zu einer Schlaufe geknüpft war. „Eine allerletzte Nachricht. Du hättest nicht plaudern sollen.“

Er drängte Harry zur Seite, schob seinen Stuhl vor das Fenster und stieg darauf, um das Ende des Stricks an den Fensterstäben festzubinden. Dann packte er Harry an den Armen, presste ihm die Hand vor den Mund und stieß ihn zum Stuhl hinüber. Der kräftige Griff des muskulösen Mannes packte ihn am Bauch, hob ihn in die Höhe und setzte ihn auf dem Stuhl wieder ab, bevor er ihm mit Gewalt die vom Fenster herabhängende Schlinge über den Kopf presste.

„Irgendwelche letzten Worte, du Held?“

Harry blickte vom Stuhl auf ihn herab und nickte.

„Ich habe auch eine Nachricht für den Baron.“

Er riss sich die Schlinge vom Kopf, sprang mit ausgestrecktem Fuß dem Schergen des Barons entgegen und trat ihn zu Boden. Ehe der bullige Schläger wusste, wie ihm geschah, war Harry schon hinter ihm, schlang den Arm um seinen dicken Hals und packte ihn im Würgegriff.

„Sag dem Baron, er kann so viele von euch schicken wie er will“ zischte er ihm ins Ohr. „Ich werde mit jedem einzelnen von euch fertig. Und egal ob meine Aussage etwas bewirkt oder nicht, selbst wenn er sich dem Zugriff der Stadtwache irgendwie entwinden kann... was auch immer er plant, er hat nur noch ein paar Jahre Zeit dafür. Jeder Tag hier drin macht mich besser. Und irgendwann, in drei, fünf oder zehn Jahren werde ich wieder draußen sein, in Freiheit. Wenn es soweit ist, dann wird sich der Baron nirgendwo mehr sicher fühlen können. Kannst du dir das alles merken?“

Der Schläger murmelte röchelnd etwas Unverständliches.

„Gut. Und wenn du dem Baron meine Nachricht überbringst, dann sag ihm noch etwas anderes.“

Er fuhr mit den Fingern über die dicke, rote Hörmuschel an der linken Seite des verschwitzten Schlägerkopfes, bewegte dann die Lippen ganz nah heran und wisperte seine letzte Botschaft hinein.

„Ich werde kommen und mir ein Ohr von ihm holen.“

Als die Sonne ihre ersten Strahlen über den Horizont sandte, da stand Bernard schon lange vor dem kleinen, vergitterten Fenster und blickte hinaus. Es war sein letzter Sonnenaufgang, und er wollte keinen einzigen Strahl verpassen. So viele Jahre lang hatte er diesen Anblick vermisst, so viele Jahre in Kälte und Einsamkeit verbracht. Aber auch nach all diesen Jahren konnte er sich noch immer an jeden einzelnen Sonnenaufgang und an jeden Sonnenuntergang erinnern, den er gemeinsam mit Lea beobachtet hatte, zu einer Zeit, in der sie noch geglaubt hatten, diese Momente immer und immer wieder miteinander teilen zu können. Die

Zukunft schien voller solcher Momente zu sein, und jetzt, viel schneller als erhofft, war bereits der letzte Moment gekommen. Ein letzter Moment, für den er bedingungslos hatte kämpfen müssen, ohne jede Rücksicht auf sich selbst und andere. Den Weg hierher einzuschlagen, das war die letzte große Entscheidung in seinem Leben gewesen, und er war diesen Weg konsequent bis zu seinem Ende gegangen. Jetzt gab es nichts mehr infrage zu stellen. Keine Zweifel mehr. Keine Reue. Nur noch ein allerletzter Moment, den es zu genießen galt.

„Deine Besucherin ist da, Voskos.“

Quietschend öffnete sich die Zellentür, und Bernard hörte das Geräusch von Rädern, die über den Steinboden rollten.

Sehr langsam, so wie es ihm sein schwindender, dürrer Körper erlaubte, wandte er sich von den Morgenstrahlen des Fensters ab und hin zu dem hölzernen Rollstuhl. Der Wärter, der ihn in den Raum geschoben hatte, verließ die Zelle wieder und verschloss die Tür hinter sich.

Jetzt waren nur noch sie beide hier.

Sein verschwommener Blick wanderte hinab über den alten Körper der grauhaarigen Frau im Rollstuhl. Über ihr faltiges Gesicht, ihre zittrigen Hände auf den Lehnen. Er erkannte nicht viel, aber genug.

„Bernard“, sagte Lea, und er wankte vorwärts, mit schwankenden Schritten über den nassen Boden, bis er direkt vor ihr stand. „Bernard, komm endlich in meine Arme.“

Er streckte die Arme nach ihr aus und ließ sich nach vorn fallen, hinab auf ihren Körper. Sie fing ihn auf, legte die Arme um seine Schultern. Ihre Hände strichen über seinen Rücken, trugen Schicht um Schicht von ihm ab. Und ihr Gesicht, es war ihm noch nie so nah vorgekommen. Er konnte ihren Atem in sich spüren, ihre Wärme. Eine gewaltige, unwiderstehliche und unerträgliche Wärme.

Es war nur ein Moment, in dem er diese Wärme fühlte. Der letzte Moment, bevor er zu klarem Quellwasser zerschmolz, bevor er im Stoff ihrer Kleidung und in den Poren ihrer Haut versickerte.

Aber vielleicht, war sein letzter Gedanke, vielleicht war er es wert gewesen.